

Volkskunde Böhmens.

Die physische Beschaffenheit der Bevölkerung.

I.

Von der physischen Beschaffenheit eines Volkes handelt die Anthropologie. Dieser kommt es in Böhmen zu, ein Bild des jetzigen Zustandes des böhmischen Volkes zu geben, wie auch seinen Ursprung und seine Entwickelung in physischer Hinsicht zu erörtern. Sie soll ferner zeigen, wie sich die Bevölkerung Böhmens in dieser Hinsicht zu anderen Völkern und Stämmen verhält, die mit ihr entweder geographisch zusammenhängen oder mit ihr stammverwandt sind. Ihre interessanteste Aufgabe besteht dann darin, das Verhältniß zu finden, in welchem beide Nationalitäten, die čechoslavische und die deutsche, in diesem Kronlande zu einander stehen; sie soll ermitteln, ob die Verschiedenheit beider Stämme blos durch sociale und sprachliche Verhältnisse bedingt ist oder ob sie auch hinsichtlich der körperlichen Eigenschaften von einander abweichen.

Es ist wahrscheinlich, daß zu Beginn des Mittelalters Böhmen in seiner Gesammtheit von slavischen Stämmen bewohnt war. Doch begann schon frühzeitig die Einwanderung der Deutschen nach Böhmen. Bereits die ersten böhmischen Fürsten liebten es, Deutsche auf wichtige Posten zu berufen, bis schließlich Přemysl Ottokar II. die erste größere Colonisation durch Deutsche, hauptsächlich in den nördlichen Gegenden veranlaßte. Die Deutschen, die hier Städte begründeten, erlangten besondere Privilegien, die Colonisation nahm zusehends größere Dimensionen an. Die Hussitenkriege verdrängten zwar für einige Zeit die Deutschen aus Böhmen, nichtsdestoweniger rückten die deutschen Niederlassungen von Norden und zugleich auch von der baierischen und österreichischen Grenze unablässig vor, so daß jetzt die Deutschen beinahe schon zwei Fünftel der Gesammtbevölkerung ausmachen. Nach der letzten Zählung im Jahre 1890 leben in Böhmen 3,644.188 Čechen und 2,159.011 Deutsche.

Die deutsche Bevölkerung breitet sich fast ununterbrochen an der ganzen nordöstlichen, nordwestlichen, südwestlichen und südlichen Grenze des Landes aus, namentlich am Fuße des Erzgebirges. Blos an zwei Stellen ist dieser Gürtel durch Ausläufer der čechischen Bevölkerung durchbrochen, und zwar bei Taus, wo die Čechen die Grenzen erreichen, und an der entgegengesetzten Seite bei Nachod, wo sie sogar die Grenze überschreiten. Derartig ist das Bild der gegenwärtigen Vertheilung beider Völkerschaften im Königreiche Böhmen, der čechischen und der deutschen. Es ist daher natürlich, daß auch das Studium der physischen Beschaffenheit der Bevölkerung immer von diesem nationalen Dualismus ausgehen und zu ihm stets zurückkehren wird. Auch im anthropologischen Sinne macht sich das Streben kund, die Deutschen von den Čechen zu trennen, beide Völkerschaften werden für sich studirt und verglichen, um constatiren zu können, ob es auch physische Verschiedenheiten zwischen beiden gibt und ob überhaupt dann weiter ein anthropologischer Unterschied besteht zwischen den beiden großen Nationen Europa's: den Slaven, von denen ein Glied die Čechen bilden, und den Deutschen, zu denen man zwar vom nationalen, weniger aber, wie sich zeigen wird, vom anthropologischen Standpunkte die Deutschen Böhmens rechnen kann.

Der Anthropolog sollte die ganze Physis eines Volkes, seine ganze Biologie studiren und dem Leser vorführen. Sowie die Anatomie und Physiologie den Körper und das Leben eines Individuums in allen seinen Einzelnheiten erforscht, so sollte auch der Anthropolog hier ein vollständiges Detailbild aller anatomischen und physiologischen Verhältnisse zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen Böhmens vorführen und erörtern, namentlich zwischen dem čechischen und deutschen Volke. Das kann jedoch bis jetzt nur eines der Endziele der Anthropologie sein.

Diese Wissenschaft ist gegenwärtig so jung, hat bis jetzt so wenig Material — welches wiederum selbst nur theilweise bearbeitet ist — und hat so wenig genaue statistische Daten,

daß sie ein ähnliches vollständiges Bild jetzt nicht vorführen kann und auch noch lange nicht wird vorführen können. Die anthropologische Forschung ist überhaupt erst in ihren Anfängen, nur gewisse körperliche Eigenschaften werden eifriger erforscht und untersucht. Bei uns nun in Böhmen hat man in dieser Hinsicht noch weniger Untersuchungen angestellt als in anderen Ländern. Deutschland, Frankreich und andere Länder haben wenigstens



Typen aus dem Egerland.

für gewisse Details große statistische Werke und können auf ihrer Grundlage zu festen und wissenschaftlichen Resultaten gelangen. Bei uns ist dies nicht der Fall und so wird die Skizze, die wir geben, nur die hauptsächlichsten markanten Züge bieten. Daß aber schon dieses Wenige viel Interessantes enthält, daß die Erforschung dieser Punkte die verschiedenen Seiten und Momente der Entwicklung der Menschenracen in Böhmen beleuchten konnte und eine ganze Reihe von Problemen hervorrief, das wird die folgende

Schilderung beweisen. Schon in anatomischer Hinsicht haben sich einzelne charakteristische Züge der Bevölkerung Böhmens, wenn auch nicht in der Gegenwart, so doch in der Vergangenheit vorgefunden; schon die Schädelbildung, die Farbe der Augen, der Haare und der Haut haben uns so manches Interessante geliefert, und es ist kein Zweifel, daß auch eine Statistik ihrer Lebenskraft, ihrer Sterblichkeit, der Geburtsverhältnisse und Krankheiten, die als specielle Aufgabe der Demographie zugewiesen werden, welche Wissenschaft mit der Anthropologie innigst zusammenhängt, das anthropologische Bild, das wir geben werden, zu ergänzen und zu beleben vermag.

Das Bild der jetzigen physischen Beschaffenheit der Bevölkerung Böhmens, so weit es uns die Anthropologie bietet, könnten wir nicht gut verstehen und auch nicht entsprechend würdigen, ohne jene Entwickelung, ohne jenen Zustand derselben zu kennen, der sich aus Überbleibseln, die sich uns aus verschiedenen vergangenen historischen und prähistorischen Zeiten erhalten haben, ergibt. Namentlich die prähistorische Zeit liefert sehr interessante Daten. Ihr Studium in cultureller, also rein archäologischer Hinsicht bildet den Gegenstand eines anderen Artikels in unserem Werke. Doch für jene Perioden hat auch der Anthropolog, der mit dem Prähistoriker Hand in Hand geht, ein Interesse. Viel hat sich freilich nicht aus jenen Perioden erhalten: es sind dies nur Skelette, aber diese Überbleibsel reichen oft hin, um aus ihrer Vergleichung mit dem Skelet des jetzigen Bewohners von Böhmen zur Erkenntniß zu kommen, daß die Bevölkerung auch in physischer Hinsicht im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Veränderungen, deren Ursprung und Grund wir auseinandersetzen wollen, erfahren hat.

Es sind eigentlich nur Schädel, die bis jetzt am meisten erforscht wurden. Von den übrigen Theilen des Skelettes sind meist nur die langen Knochen und die Beckenknochen mehr oder weniger gut erhalten. Doch diese wurden bei uns bis jetzt fast gar nicht untersucht, obgleich dies nicht ohne gewisses Interesse und Bedeutung wäre. Daß man unter den erhaltenen Skeletresten in erster Reihe immer den Schädel berücksichtigte, ist begreiflich. Die Forscher erblickten im lebenden Kopfe den wichtigsten Theil des menschlichen Körpers; in seiner Höhlung befand sich das Gehirn, welches stets als das Hauptorgan angesehen wird, und es sind auch die Gesichtszüge, nach denen am besten die verschiedenen Völkerschaften, die verschiedenen Racen und Individuen unterschieden wurden. Es ist also ganz natürlich, daß man zum Schlusse kam, wie die Racenverschiedenheiten sich beim lebenden Menschen am meisten am Kopfe äußern, so könnte man auch in der festen Structur des Kopfes — am Schädel — den Abdruck jener Verschiedenheiten finden. Daher wurde von der Anthropologie vor Allem der Schädel berücksichtigt und bis jetzt in seinen Dimensionen und in seiner Modellirung am meisten studirt.

Was die Bildung und Gestalt des Schädels bei der in Böhmen angesiedelten Bevölkerung anbelangt, so wissen wir aus einigen erst vorbereitenden Arbeiten beiläufig

Folgendes: die jetzige Bevölkerung Böhmens (Čechen und Deutsche) erscheint in dieser Hinsicht ganz oder doch im hohen Grade ähnlich. Dr. Weißbach hat schon vor Jahren einige böhmische Schädel gemessen und die Schädeltypen verschiedener österreichischer Nationalitäten verglichen. Nach ihm und nach anderen neueren Untersuchungen erscheint der Typus eines böhmischen Schädels folgendermaßen: der Kopf ist groß, ebenso auch die Gehirnhöhle. Nach einer anderen Arbeit desselben Autors haben die Böhmen unter allen österreichischen Völkern das größte und schwerste Gehirn. Der Hintertheil des Schädels, wo die Pfeil- und Lambdanaht zusammenkommen, weist bei den böhmischen Schädeln manchmal eine bedeutende Depression auf. Das Hinterhauptbein ist flach und senkrecht, hinter dem Gehörgange verhältnißmäßig kurz. Das Gesicht wurde früher als nicht sonderlich hoch geschildert, was auch eine verhältnißmäßig geringe Höhe der Kieferknochen, der Nasen- und Augenhöhlen zur Folge haben sollte. Man hielt noch vor kurzem schmale Augenhöhlen und eine breite Nasenapertur für ein Charakteristikon des böhmischen Schädels. Aber unsere neueren Untersuchungen an einer Reihe der ostböhmischen Schädel von Senftenberg haben das Gegentheil gezeigt, besonders bei den Weibern. Die Augenhöhlen sind ziemlich hoch, die Nasenapertur mittelbreit, das Obergesicht schmal, so daß wir wenigstens für einige Gegenden einen vom oben geschilderten abweichenden Typus zugestehen müssen. Der Gehirnschädel ist ziemlich hoch und zeichnet sich weiter durch eine starke Schläfenbreite, die sich beim Anblick von vorne als ein starkes Hervortreten der Contour äußert, aus. Beim Anblick von oben erscheint der Schädel im Verhältniß zur Breite kurz, so daß er manchmal beinahe rund genannt werden kann.

Die Anthropologie drückt ähnliche Verhältnisse bei der Schädelbildung durch Zahlen — sogenannte Indices — aus, in diesem Falle durch den Längenbreitenindex, den wir hier des Verständnisses halber erklären wollen. Dieser Index ist eine Zahl, die die relative Breite des Schädels ausdrückt. Seine Zahl erhalten wir, wenn wir die Länge des Schädels (das ist die Länge von der sogenannten Glabelle zwischen den Supraorbitalbogen bis zum hintersten Punkte in der Medianlinie) gleich 100 setzen und die entsprechende Breite aussuchen. Wenn zum Beispiel die Länge des Schädels 180 Millimeter und die Breite 150 Millimeter beträgt, so wird die relative Breite, wenn wir 180 auf 100 reduciren, 83·33 betragen. Diese Zahl ist der Längenbreitenindex, aus welchem man beim ersten Blick ersieht, ob der Schädel lang oder kurz sei. Dadurch, daß wir alle gemessenen Schädel, die sonst verschiedene Längen und Breiten hätten, auf eine gemeinsame Dimension, nämlich die Länge 100, zurückführen, können wir sie auch untereinander vergleichen. Und da hat man gefunden, daß die Schädel in dieser Beziehung häufig bedeutend von einander abweichen: daß es gewisse Völker gibt und früher gab, bei denen der Schädel im Verhältniß zu jenem anderer Völker breiter oder schmäler ist, und daß diese Gestalt bei der

Vererbung sich constant bleibt und daher ein ausgezeichnetes anthropologisches Merkmal abgibt, um die verschiedenen Menschenracen und Typen von einander zu scheiden. Man pflegt jene Schädel lang (Dolichokephali) zu nennen, deren Index nicht über 75 geht, jene dagegen kurz (Brachykephali), deren Index größer ist als 80; die mit einem Index zwischen 75 und 80 heißen Mesokephali. Daher sind die Dolichokephali desto stärker, je kleiner der Index ist, die Brachykephali desto größer, je höher er ist, je mehr sich die Breite des Schädels seiner Länge nähert. Ja man hat schon Schädel gefunden (die allerdings künstlich deformirt waren), bei denen die Breite die Länge übertraf, bei denen also der Index mehr als 100 betrug. Man kann bis jetzt schließen, daß Schädel, die unbedingt brachykephal genannt werden müssen, einer von den Dolichokephali besonderen, dem Ursprung nach verschiedenen Typus bilden, obgleich die Frage noch nicht beseitigt ist, ob nicht auf die Brachykephalie des Schädels, die mit einem flachen Hinterhauptbein verbunden ist, die künstliche Deformation dadurch einen Einfluß ausübt, daß die Mütter ihren Kindern eigene Hauben gaben oder daß sie sie oft auf dem Rücken liegen ließen. Was die Mesokephalen betrifft, so hielten sie die Einen für einen eigenen Typus, die Anderen für ein Kreuzungsproduct, noch andere für Varietäten sowohl der Dolichokephalen als auch der Brachykephalen. Alles ist hier möglich, aber nichts sichergestellt. Uns interessirt hier diese complicirte Frage nicht und so wollen wir sie auch bei Seite lassen.

Nach dieser Erklärung wird man begreifen, was es bedeutet, wenn wir die modernen Schädel der Bevölkerung Böhmens (und zwar der čechischen wie auch der deutschen) ausschließlich zu den Brachykephalen rechnen. Dr. Weißbach constatirte bei einer Serie von 40 Schädeln einen Durchschnittsindex von 83·1. Die größte Anzahl fiel auf den Index 84, dann 83. Voriges Jahr hatte Dr. Niederle in Senftenberg 60 Schädel der dortigen Bevölkerung gemessen. Sie zeigen einen durchschnittlichen Längenindex von 84·59, jedoch bei Männern 84·23, bei Weibern 85·18. Es scheint also auch in Böhmen der weibliche Schädel kürzer zu sein als der des Mannes. Im anthropologischen Cabinet des Prof. J. Ranke in München werden 86 moderne böhmische Schädel aufbewahrt, welche Dr. Obolenski gemessen hat. Sie sind zwar aus Mähren (aus Dörfern der Podhoraken und Hanaken), doch ist die Bevölkerung dort dieselbe wie in Böhmen und wir können sie auch hier anführen, da nur wenige bedeutendere Daten aus Böhmen vorliegen. Hier überrascht uns eine bedeutende Brachykephalie. Zumeist sind es Schädel mit einem Index von 80 bis 86, zu den Mesokephalen (Index 76 bis 79) gehören nur 8, und davon stehen 5 an der Grenze der Brachykephalie. Einen Dolichokephalen gibt es in dieser Serie, ebenso auch in jener des Dr. Weißbach nicht; freilich zeigt ein bedeutender Procentsatz der Schädel Bildungen, die sonst die Dolichokephalen charakterisiren. Diese Forschungen bezüglich der Schädel bestätigten in zum Theile noch nicht veröffentlichten Arbeiten Dr. J. Matiegka und Dr. Niederle



Weiblicher Typus aus dem Egerland.

durch Messungen an lebenden Kindern. Dr. J. Matiegka nahm an 395 Schulkindern zu Lowositz Messungen vor; die größte Anzahl davon hatte den Index 86, der Durchschnittsindex betrug sogar 87·15. Doctor Niederle that es bei den Schulkindern aus der Stadt Neu-Paka bei Jičin — 126 an Zahl — und bei 65 Schulkindern aus dem Dorfe Pouchov bei Königgrätz im östlichen Böhmen. Auch hier betrug der Durchschnittsindex 87, bei Mädchen sogar 88.

Freilich muß man beim Vergleich dieser Zahlen mit den früheren zweierlei berücksichtigen: erstens, daß die Kinder überhaupt mehr der Brachykephalie zuneigen, weil bei ihnen die nasofrontalen Höhlungen nicht so entwickelt sind, indem die Stirn flach und senkrecht ist, und zweitens, daß wir bei Messungen an Lebenden zugleich auch die Haut-, Fett- und Muskelschichten, die unter der Haut sich befinden und an den Kopfseiten (wo die Breite gemessen wird) gewöhnlich stärker als an der Stirn und am Hinterhaupt sind, messen. Daher hat die Erfahrung gelehrt, daß man von der Breite und daher auch von der Indexzahl am Kopfe eines lebenden Menschen etwas abziehen muß, nach Weißbach zwei Einheiten (obzwar Andere wiederum auch anderer Meinung sind). Wenn wir von dem Index bei Kindern 2 abziehen, so wird er um etwas kleiner, bleibt aber immer noch verhältnißmäßig höher als der Durchschnittsindex eines erwachsenen Menschen.

Aus den angeführten Zahlen ersieht man, daß die čechische und deutsche Bevölkerung Böhmens brachykephal, und zwar constant brachykephal ist; mesokephale Köpfe sind selten, ein wirklicher Dolichokephale ist sicherlich eine große Ausnahme. Es scheint daher, daß es jetzt in dieser Hinsicht keinen Unterschied am Schädel zwischen den Čechen und Deutschen in Böhmen gibt, ebensowenig wie auch zwischen ihnen und den Deutschen in Österreich und in den Alpengegenden nach den ausgezeichneten Forschungen Zuckerkandls, Holls und Anderer, und wie auch zwischen ihnen und den Deutschen in Baiern nach den classischen Arbeiten des Professors Ranke. Es ist jedoch möglich, daß sich bei Forschungen in größeren Dimensionen, namentlich in deutschen Gegenden, doch ein immerhin merklicher Unterschied zwischen dem Durchschnitts-Längenindex an čechischen und deutschen Schädeln herausstellen wird. Warum dies möglich ist, wird aus dem Folgenden einleuchten.

Die geographische Vertheilung des Längenindex in Böhmen ist uns freilich bis jetzt unbekannt. Je weiter wir aber in der Vergangenheit zurückgehen, desto häufiger tritt unter den Schädeln der böhmischen Bevölkerung eine ganz andere Form auf, ein viel längerer Schädeltypus als der der jetzigen Schädel. Für Schädel aus den vergangenen Jahrhunderten haben wir allerdings wenige Belege. In Böhmen existirt wohl noch eine ganze Reihe von Beinhäusern aus dem vorigen, aus dem XVII. Jahrhundert, ja vielleicht aus noch älterer Zeit, aber von ihnen wurde bis jetzt sehr wenig wissenschaftlich verwerthet. Nur bezüglich des berühmten Beinhauses zu Sedlec bei Kuttenberg hat der Veteran der mährischen Anthropologie Dr. Heinrich Wankel die Bemerkung gemacht, daß ihm die dortigen Schädel brachykephal und mesokephal und dabei noch sehr niedrig schienen. Aus dem XVI. Jahrhundert sind 20 Schädel aus einer Gruft bei der Prager Teinkirche von Dr. Matiegka untersucht und beschrieben worden, von denen 5 dolichokephal, 25 Procent mesokephal sind. Erst aus dem I. bis II. Jahrhundert des zweiten Jahrtausends n. Chr. und vom Ende des vergangenen Jahrtausends haben wir eine Reihe

von Schädeln, die ordentlich erforscht und gemessen wurden. Und hier merkt man schon großen Unterschied: eine ganz andere Form tritt in einer nicht unbedeutenden Anzahl von böhmischen Schädeln auf.

Diese böhmischen Schädel rühren aus den Gräbern her, die, so weit eine Datirung möglich war, dem VIII. bis XII. Jahrhundert nach Chr. angehören. Es sind dies Schädel



Typen aus der Gegend von Neuhaus.

aus Gräbern mit Skeletten, die in Reihen neben einander auf den Rücken gelegt sind und bei deren Köpfen sich häufig die bekannten, von Müller, Virchow und schon in den Sechziger-Jahren von Wocel für slavisch erklärten Schläfenringe mit einem S-förmigen Ende befinden. Diese Gräber werden allgemein und richtig für slavische Gräber gehalten, da wir aus verschiedenen zuverlässigen Nachrichten schließen können, daß in der erwähnten Zeit Böhmen sicherlich nur von Bewohnern slavischer Abstammung bewohnt war.

Ein bedeutender Procentsatz von Schädeln weicht jedoch, wie wir schon erwähnten, vom jetzigen böhmischen Schädel nicht nur durch seine relative Länge und Breite, sondern

auch durch seine Gesammtform ab. Der Schädel ist nicht nur länger, so daß der reine Typus augenscheinlich schon dolichokephal war, mit einem Index unter 75, sondern mit dieser Dolichokephalie verbinden sich neue Merkmale ebenso, wie sich auch mit der Brachykephalie bestimmte Merkmale verbunden vorfinden.

Am meisten ist hier die etwas fliehende Stirn bezeichnend und dann der kugelige Hintertheil des Schädels, das sogenannte Occiput, der jetzt dagegen typisch flach ist. Auch das Gesicht zeigt bei ausgeprägten, durch Kreuzung nicht alterirten Schädeln sehr bezeichnende Formen. Das Gesicht selbst ist lang (Dolichoprosopie), was auch relativ hohe Orbitaleingänge, eine schmale oder halbschmale Nasenhöhle (Leptorhinie oder Mesorhinie) mit sich bringt; die Jochbogen sind flach und liegen an, die alveolaren Partien des Ober- und Unterkiefers und die Zähne stehen steil, aber auch ziemlich häufig ein wenig hervorragend, das Kinn ist stark, aber beim Anblick von vorn hoch und spitzig.

Dr. Matiegka hat in seinen „Crania bohemica" die Resultate der Messungen von 110 Schädeln aus den Gräbern dieser slavischen Periode in Böhmen publicirt. Das Verhältniß der Dolichokephalie und Brachykephalie war: 20·9 Procent zu 40·9 Procent. Wenn wir aber dazu die später gefundenen Schädel aus den Grabstätten bei Zbuzany, Levý Hradec, Leitmeritz, Řepov, Libitz, Želenitz u. A. berücksichtigen, ergeben sich 29 Procent Dolichokephale zu 30 Procent Brachykephalen, also fast gleiche Zahlen.

Je weiter wir in der Vergangenheit zurückgehen, desto größer wird der Procentsatz der dolichokephalen Schädel: so in der sogenannten La-Tène-Zeit, in der Hallstattzeit. In der Steinzeit Böhmens ist ein kurzer Schädel eine große Seltenheit, gerade so wie heutzutage ein langer, und immer wird nicht sicher, ob er nur eine individuelle Variation des Typus vorstellt oder der Zeuge einer neuen Race ist, die damals in Europa auftauchte. Die dolichokephalen Schädel dieser Zeit unterscheiden sich freilich durch ihren Typus ziemlich bestimmt von den langen Schädeln aus den Zeiten nach Chr. Sie sind oft über die Maßen lang mit einem Index unter 70, das Gesicht und die Orbitaleingänge sind oft niedrig, die Nase ist tief unter der Stirn eingedrückt, die durch starke Supraorbitalbogen charakterisirt ist; die Nasenapertur und der Unterkiefer sind niedriger und breiter.

Wir sehen demnach in der Schädelbildung der Bevölkerung Böhmens einen vollständigen Umschwung. Aus der dolichokephalen Bevölkerung ist eine ausschließlich brachykephale geworden, bei der die längere Form nurmehr eine Ausnahme bildet. Professor Zuckerkandl legte auf dem Congreß in Wien 1889 folgende Übersichtstabelle der böhmischen Schädel vor:

	Dolichokephali	Mesokephali	Brachykephali
moderne . .	—	17·5 Procent	82·5 Procent
prähistorische	57·1 Procent	19·1 „	23·8 „

Dieselbe Erscheinung wie in Böhmen beobachten wir übrigens beinahe in ganz Europa. Die Entwickelung der böhmischen Typen ist demnach keine vereinzelt dastehende Erscheinung, sondern nur ein Theil der Wandlung der europäischen Bevölkerung in physischer Hinsicht. Überall bemerkt man, daß der Schädel bedeutend kürzer wird. Wie soll man diese Erscheinung erklären? Die Einen versuchten es, sie durch die Cultur, den Wohlstand, namentlich aber durch das Wachsen der Intelligenz, die eine Verbreiterung der lateralen Partien des Gehirnes verursacht und dadurch auch die Gehirnkapsel selbst mehr in die Breite zieht, zu erklären (Durand, Schaaffhausen, Matiegka), die Anderen durch Einwirkung der Millieus, in denen verschiedene brachykephale Stämme lange Zeit hindurch lebten (J. Ranke, Schaaffhausen), Andere aus rein physiologischen Gründen (durch die Wirkung der Muskeln), Andere wiederum aus pathologischen (durch ein vorzeitiges Zusammenwachsen einiger Nähte) u. s. w. Zum Theil wird gewiß diese Erscheinung auch durch Kreuzung des dolichokephalen Typus mit einem neuen kurzköpfigen erklärt. Dieser ist höchst wahrscheinlich im Laufe der Steinzeit nach Europa gekommen und kreuzte sich nicht nur mit der dolichokephalen Bevölkerung, die früher hier ansässig war, sondern auch mit der später hierher gekommenen und vielleicht mit der ersten verwandten, wobei der lange Typus von dem kurzen langsam, aber allgemein absorbirt wurde. Für das erste Product der Kreuzung hält man oft die mesokephalen Bildungen, die immer kürzer und kürzer werden. Man muß aber zugeben, daß, was die Mesokephali anlangt, nicht gerade die Kreuzungstheorie, sondern die Theorie der allmäligen Entwicklung infolge einer uns bis jetzt sichergestellten Ursache auch sehr viel für sich hat.

Wie es sich in Böhmen verhalten hat, wer jene ursprüngliche Bevölkerung der Steinzeit war, wer jene späteren Dolichokephali, welche auf einmal um Christi Geburt hier zahlreicher aufzutreten scheinen und mit der Einwanderung des neuen Stammes augenscheinlich in Verbindung stehen, wer jene Brachykephali waren, die schon in jener Zeit hier auftauchen und jetzt durch die ganze čechische und deutsche Bevölkerung repräsentirt werden, darüber ist viel geschrieben und wissenschaftlich und unwissenschaftlich viel disputirt worden. Schließlich hat folgende Erklärung, die schon auf den ersten Blick — das kann man nicht bestreiten — sehr natürlich erscheint, die Oberhand gewonnen. Man hat nämlich, hauptsächlich in Süddeutschland durch die Forschungen Lindenschmits und Eckers constatirt, daß der ursprüngliche germanische Typus, der Typus jener Alamannen und Franken, welche zur Zeit der Völkerwanderung in Deutschland erschienen und welchen Lindenschmit die süddeutschen Gräber mit der sogenannten Merovinger-Cultur richtig zugesprochen hat, dolichokephal war, lichtes Haar, blaue Augen hatte und überhaupt zur lichten Complexion gehörte. Da nun die Slaven in ganz Europa als ein stark brachykephaler Typus erscheinen, und da es historisch bewiesen oder wenigstens höchst wahrscheinlich ist,

daß in Böhmen vor der Besiedlung des ganzen Landes durch ausschließlich slavische Stämme auch fremde, nicht slavische Stämme, unter diesen die germanischen Markomannen ansässig waren, so lag es nahe zu erklären, daß abgesehen von der ältesten Bevölkerung (deren Nationalität nicht bestimmt werden kann, da ein fester Anhaltspunkt fehlt), jene im Anfang der christlichen Aera und im ersten Jahrtausend auftauchenden Dolichokephalen eben die germanischen, bei uns angesiedelten Völker und ihre Nachkommen waren, welche jedoch in der Folge theils auswanderten, theils in der brachykephalen slavischen Bevölkerung, die bald das ganze Land überschwemmte, vollständig aufgingen. Dasselbe wiederholte sich bei den späteren deutschen Colonisten. Alle haben, da sie numerisch verhältnißmäßig schwächer als die Slaven waren, ihren ursprünglichen Typus eingebüßt, so daß gegenwärtig der čechische und deutsche Schädeltypus beinahe keinen Unterschied aufweist.

Zu einem ähnlichen Resultate scheint auch die zweite äußere Eigenthümlichkeit der böhmischen Bevölkerung, nämlich die Farbe des Haares, der Augen und der Haut zu führen. Es ist uns aus dem Alterthum bekannt, daß die damaligen Germanen, die unablässig mit den Römern Krieg führten, von hoher Gestalt waren, daß sie lichtes, und zwar blondes oder röthliches Haar, eine lichte oder röthliche Gesichtsfarbe und blaue Augen hatten. Und in der That, man findet bis jetzt im nördlichen Europa, wo sich der Kern der Germanen verhältnißmäßig am reinsten vor Mischungen erhalten hat, so in Norddeutschland, hauptsächlich aber in Skandinavien den größten Procentsatz blonder Leute. Die Slaven dagegen zeigen uns einen durchschnittlich dunklen Typus, und zwar ist er desto dunkler, je weiter wir gegen Westen und Süden gehen. Während bei den Großrussen und Polen der Procentsatz der Blonden größer ist als der der Brünetten, zeigen die Bewohner der Ukrajine und der Gebirgsgegenden Galiziens schon ein umgekehrtes Verhältniß. Bei den Südslaven, den Serbo-Kroaten und Bosniern haben Dr. Weißbach und Major Himmel sogar über 90 Procent Brünette gefunden. In den böhmischen Ländern halten beide Typen einander im großen Ganzen das Gleichgewicht. In Schlesien fand man bei Schulkindern 22·7 Procent rein blonde gegen 18·4 Procent rein brünette, in Mähren war dies Verhältniß 19·5 Procent zu 22·4 Procent und in Böhmen 21·3 Procent zu 22·2 Procent. Die übrigen Procente entfallen überall auf gemischte Typen. Wir sehen demnach in Böhmen wie in Mähren einen etwas höheren Procentsatz der dunklen Typen. Daß die dunkle Complexion den Slaven eigenthümlich ist, dafür scheint auch zu sprechen, daß sich nach den interessanten Resultaten dieser Statistik der Schulkinder, welche auf Grundlage von amtlich gesammelten Daten im Jahre 1884 Dr. G. A. Schimmer ausgearbeitet hat, auch die Sprachgrenze im nördlichen Böhmen ziemlich übereinstimmend mit der anthropologischen deckt.

Die deutschen Gegenden erscheinen im Gegensatz zu den čechischen auf der Karte lichter, indem sie einen größeren Procentsatz von Blonden aufweisen. Zweifelsohne hat dieser größere Procentsatz seinen Grund in dem Deutschthum der Bevölkerung, und zwar nicht in jenem Theile derselben, welcher ursprünglich čechisch war und im Laufe von Jahrhunderten germanisirt wurde, sondern vielmehr in den deutschen Colonisten, die aus Sachsen, Brandenburg u. s. w. nach Böhmen kamen.



Alter Mann aus der Gegend von Turnau.

Der größte Procentsatz von Blonden in Böhmen und überhaupt in Cisleithanien findet sich im deutschen Bezirke Gabel (34 Procent) vor. Unter den čechischen Bezirken gibt es überhaupt nur einige wenige, die eine Zahl von über 20 Procent aufweisen, unter den deutschen dafür umgekehrt nur einige mit einer Zahl unter 20 Procent und mehrere mit einer Zahl über 30 Procent. Diese interessanten Resultate Schimmers haben freilich nur einen relativen, keinen absoluten Werth. Es ist ja bekannt, daß häufig ein blondes Kind mit der Zeit zu einem echten brünetten heranwächst. Aber die Verhältnißzahl der blonden Kinder im gleichen Alter in verschiedenen Bezirken bleibt aufrecht, wenn auch die absolute Zahl dadurch, daß ein beträchtlicher Theil blonder Kinder später eine dunkle Complexion bekommt, sich ändert. Aus diesen Gründen habe ich, wenn die Theorie von der ursprünglichen Dolichokephalie der Germanen richtig ist, auch oben die Meinung ausgesprochen, daß man vielleicht nach einer ausgedehnteren und eifrigeren Forschung auch im

Längenindex auf eine ähnliche Spur, auf eine gewisse durchschnittliche Abnahme der Brachykephalie in deutschen Gegenden kommen wird.

Auf Grund der Erforschung dieser beiden Eigenschaften im Typus der Bevölkerung Böhmens mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand, auf alte, historische Nachrichten und Funde in böhmischen und deutschen Ländern scheint also der Schluß der böhmischen Anthropologie berechtigt zu sein, daß sich jetzt beide im Lande wohnende Völkerschaften anthropologisch fast gar nicht oder nur im geringen Grade unterscheiden (wie es bis jetzt eigentlich nur in der Complexion bewiesen wurde), daß jedoch in der Vergangenheit dieser Unterschied bedeutend war, daß, während die Čechen als ein slavischer Stamm zum brachykephalen Typus und dunkler Complexion gehörten, die Germanen dagegen Dolichokephali waren und auch blond und blauäugig, und daß die germanischen Colonisten, die sich in Böhmen ansiedelten, in anthropologischer Hinsicht allmälig aufgingen in der ursprünglichen slavischen Bevölkerung; in nationaler Hinsicht haben sie jedoch einen beträchtlichen Theil der ursprünglichen slavischen Bevölkerung germanisirt.

Diese auf den ersten Blick so natürliche und verlockende Erklärung hat nichts destoweniger mehrere schwache Seiten, und es widerspricht ihr auch eine ganze Reihe positiver Daten. Es kam schon Professor J. Kollmann in Basel und nach ihm eine ganze Reihe anderer Anthropologen und Archäologen ersten Grades, unter den Deutschen hauptsächlich R. Virchow, unter den Russen P. A. Bogdanov zu ganz anderen Resultaten, und sie sprechen den ehemaligen Slaven statt der ursprünglichen slavischen Brachykephalie und dunklen Complexion mehr oder weniger bestimmt einen, dem ursprünglichen deutschen ähnlichen Typus zu.

Zu dieser Anschauung brachten sie eine ganze Reihe von Belegen, die wir hier freilich ausführlich nicht aufzählen können. Nur kurz wollen wir sie berühren. Vor Allem sind nicht alle Slaven gleich brachykephal. Schon im Jahre 1861 hat Dr. Weißbach richtig constatirt, daß die nördlichen Slaven einen verhältnißmäßig engeren und zugleich auch niedrigeren Schädel als die Südslaven haben, wobei die Čechen und Slovaken mehr brachykephal als die Polen und Ruthenen sind, kurz daß die Brachykephalie bei den Slaven gegen Westen und Süden, also etwa in der Richtung gegen das Centrum von Europa, gegen die Alpen, zunimmt.

Ferner gehört in den alten polnischen und russischen Grabstätten, namentlich in den Gegenden am Ober- und Mittellaufe des Dnjepr, also theilweise im heutigen Polen und in den russischen Gouvernements von Kiew, Poltava, Černigov, Mogilev, Smolensk u. s. w., die von altersher die Heimat der Slaven waren, bei weitem die Mehrzahl der Schädel zu den ausgesprochenen Dolichokephalen. Die russischen Archäologen ersetzen daher die Benennung des dolichokephalen Typus mit der Bezeichnung „Kurgan-Typus".

Und auch bei uns in Böhmen dürfen wir nicht vergessen, daß in den slavischen Gräbern aus der Zeit, als es in Böhmen überhaupt noch keine Deutschen gab, der Procentsatz der dolichokephalen Schädel, wie wir oben gezeigt haben, ein ziemlich bedeutender ist. Und wenn wir die geographische Vertheilung der Abstufungsgrade der Brachykephalie in



Mädchen aus der Gegend von Turnau.

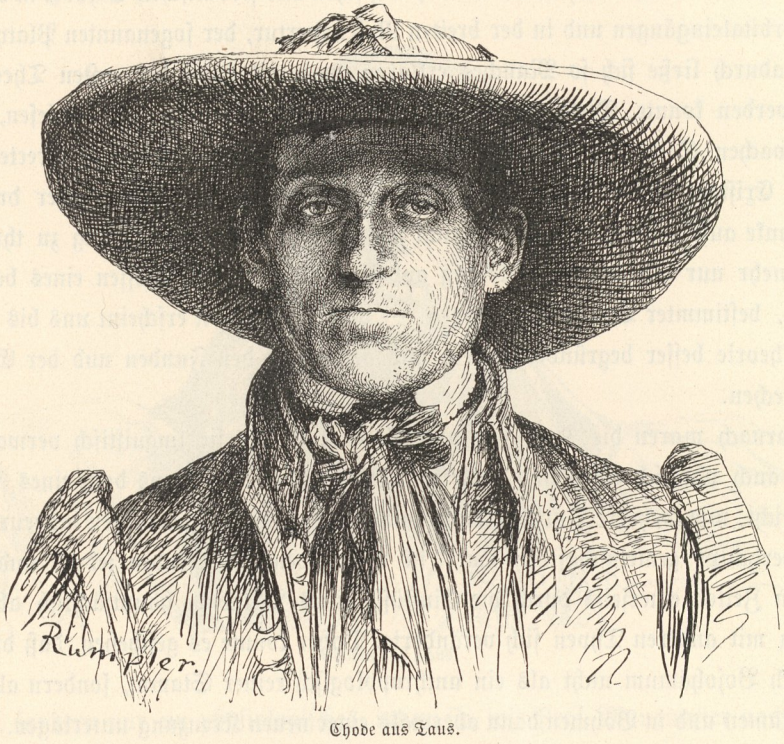
Europa berücksichtigen, so finden wir, daß sich die kurzköpfigen Menschen nicht etwa blos in den von Slaven bewohnten Ländern vorfinden, daß sie sich nicht auf die jetzigen und vergangenen Sprachgrenzen, auf kein national einheitliches Gebiet beschränken, sondern sich überhaupt in Mitteleuropa concentriren, namentlich gegen die Alpen zu. Wir sehen, daß auch die Süddeutschen, Baiern und andere eine ebenso starke Brachykephalie

aufweisen wie die Čechen, und daß die Schädel der Bewohner von Savoyen und der Auvergne in Frankreich durch ihre Form ganz analog sind den deutschen aus Tirol oder den slavischen aus Kroatien.

Dasselbe zeigen uns auch die Karten, die die Vertheilung der Farbe der Haut, der Haare und der Augen darstellen. Auch hier sehen wir die Concentration der dunklen Complexion auf denselben Stellen, auf denen sich auch die Brachykephalie concentrirt. Wir können daher richtig schließen, daß diese beiden anthropologischen Eigenthümlichkeiten, die Brachykephalie und die dunkle Complexion, miteinander eng verbunden sind, daß sie das Merkmal eines ursprünglichen Typus sind. Damit ist freilich nicht gesagt, daß die Brachykephalie immer mit der brünetten, die Dolichokephalie mit der blonden Farbe verbunden wäre und daß die Deutschen und Slaven zu Anfang der Geschichte noch zu einem so reinen Typus gehört hätten. Der dunkle Typus, der jetzt bei den Süddeutschen vorherrscht, nimmt stark ab, wenn wir gegen Norden gehen, und dasselbe sehen wir bei den Slaven, wenn wir vom Süden und Westen (von den Čechen) gegen Osten und Norden gehen. Die Slaven, die im Gebiete ihrer eben erwähnten engeren Heimat ansässig sind, sind schon viel mehr und viel häufiger licht als die Slaven in Böhmen. Nach Professor E. Zuckerkandl sind die Kinder sowohl bei den Süddeutschen als bei den Slaven mehr blond als die Erwachsenen, was nach ihm auch atavistisch anzeigt, daß bei beiden einst die Blonden stärker vertreten waren.

Ja wir haben eine ganze Reihe directer Nachrichten etwa aus dem Ende des ersten Jahrtausends n. Chr., die uns ganz deutlich beweisen, daß die östlichen Slaven damals ausschließlich blondes oder röthliches Haar hatten und blauäugig waren. Dasselbe, was wir schon in der Nachricht Herodots von den Budinen im jetzigen Rußland und in der ganz bestimmten Nachricht des Prokopius von den Slaven überhaupt finden — dieser spricht vom zahlreichen slavischen Volke von starkem, schlankem Körperbau, mit röthlichem Haar und blauen Augen — dasselbe wiederholt ganz bestimmt noch eine Reihe arabischer und jüdischer Kaufleute und Reisender, welche gegen das Ende des ersten Jahrtausends n. Chr. die slavischen Länder besuchten und durchwanderten. Alle legen den Slaven das constante Epitheton „röthlich, blond, blauäugig" bei, so zum Beispiel Mas'ûdî, Qazvînî, Jâqût nach Abû Mansûr, der Dichter Al Akhtâl und Andere. Nur Ibrâhîm Ben Jakûb hebt in seiner Reisebeschreibung, aus welcher uns Al Bekrî einen Auszug erhalten hat, mit Verwunderung hervor, daß in Böhmen im X. Jahrhundert der dunkle Typus schon ein bedeutendes Übergewicht hatte, in einer Zeit, als die östlichen Slaven noch einen lichten Typus aufwiesen. Und daß auch später der dunkle Typus der Čechen Staunen erregte und Veranlassung zu verschiedenen Erklärungen ihres Ursprungs gab, das bezeugen uns z. B. die Worte Redels in der Schrift „Das sehenswürdige Prag" (1710)

VIII. Buch, 5. Kapitel. Er sagt hier: „Die Gestalt der Einwohner in Prag, und gantz Böhmen, sowohl Gräfl. Adelichen als Burger-Standes, ist mehr schwartz als weisz, die Weißen haben meistens schwartze Augen und Haare, welches insonderheit bey dem Frauen-Zimmer eine angenehme Gestalt verursachet, und ein Zeichen ihrer Ankunft aus Dalmatien und Croatien, und von denen Mittägigen und Venetianischen Gräntzen ist, denn sie, was die Schwärtze anlanget, denen Italiänern näher her, als denen Teutschen sind.... Was das Frauen-Zimmer anlanget, sind viele derselben gar schön, insonderheit



Chode aus Taus.

diejenigen welche weiß von Haut, und schwartze Augen und Haare haben, welches an anderen Orten rar, in Böhmen aber öfters angetroffen wird."

Die Čechen, die unter den nördlichen Slaven als der am meisten gegen Westen vorgeschobene Stamm erscheinen und dem Centrum der Brachykephalie am nächsten sind, repräsentiren nun also augenscheinlich hier im XVIII. wie schon im X. Jahrhundert einen mehr gemischten Typus, der ebenso stark im Gegensatz zu den anderen Slaven gemischt war, wie etwa in jener Zeit die Baiern im Gegensatz zu den Norddeutschen. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß das Centrum Europa's, hauptsächlich die Alpengegenden, einmal ein bedeutendes Quantum einer älteren brachykephalen Bevölkerung mit dunkler Complexion

aufwies, welche vielleicht vor dem Andrang einer neuen arischen Race dahin zurückwich; die Bevölkerung aller Länder, die sich an dieses Centrum anschlossen, scheint sich viel mehr mit dieser vermischt zu haben als die entfernterer Länder.

Einer ähnlichen Ansicht ist auch Professor Zuckerkandl, der annimmt, daß neben der Brachykephalie, welche in den Typus der Deutschen Österreichs die schon mit fremden Elementen vermischten Slaven brachten, direct auch auf sie der dunkle, stark brachykephale nichtslavische Stamm in den Alpen wirkte. Den Einfluß eines fremden, nicht arischen Schlages sieht er am slavischen, namentlich čechischen und slovakischen Schädel in den häufig engen Orbitaleingängen und in der breiten Nasenapertur, der sogenannten Platyrhinie.

Dadurch ließe sich so Manches erklären, was mit Hilfe der ersten Theorie nicht erklärt werden konnte. Diese zweite Theorie ist so wie die erste nicht bewiesen, hat auch ihre schwachen Seiten, namentlich vermissen wir bis jetzt zahlreichere directe Beweise von der Existenz dieses angenommenen kurzköpfigen Schlages, und daher drängt sich der Gedanke auf, daß wir es hier vielleicht nicht so sehr mit der Kreuzung zu thun haben als vielmehr nur mit der Entwickelung auf Grundlage von Einflüssen eines bestimmten Millieus, bestimmter Lebensbedingungen, — aber im Ganzen erscheint uns bis jetzt diese zweite Theorie besser begründet zu sein und am besten den Funden und der Erfahrung zu entsprechen.

Darnach waren die Deutschen und Slaven, so wie sie linguistisch verwandt sind, anfangs auch physisch eines und desselben Typus oder wenigstens doch eines ähnlichen, der vielleicht, wie mehrere Forscher dafürhalten, der ganzen sogenannten indoeuropäischen Race überhaupt gemeinschaftlich war, in verschiedenen Gegenden jedoch und in verschiedenen Zeiten einerseits durch die Einflüsse eines Millieus, hauptsächlich aber durch Kreuzung mit anderen Typen sich veränderte. Daher konnte es geschehen, daß die Čechen schon nach Bojohämum nicht als ein anthropologisch reiner Stamm, sondern als ein gemischter kamen und in Böhmen dann abermals einer neuen Kreuzung unterlagen. Obgleich es daher vielleicht ursprünglich keinen Unterschied gab zwischen den Deutschen und Slaven, so war dennoch schon im X. Jahrhundert ein augenscheinlicher Unterschied zwischen den blonden Sachsen und anderen Colonisten einer- und der Mehrzahl der dunklen Čechen anderseits wahrnehmbar. Allmälig schwand dieser Unterschied und die Deutschen Böhmens haben mit der Zeit ihren Typus jener Form accommodirt, welche, möge sie welchen Ursprungs immer sein, im Allgemeinen die Bevölkerung von Centraleuropa charakterisirt.

Abgesehen von diesen beiden körperlichen Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung Böhmens, nämlich der Schädelbildung und der Complexion, ist sonst beinahe nichts erforscht in anthropologischer Hinsicht, ja es ist nicht einmal das Material gesammelt. Von den anderen Körperpartien hat einmal der unermüdliche Dr. Weißbach einige

böhmische Becken erforscht und sie mit jenen anderer österreichischer Völker verglichen. Aber das Material war so unbedeutend, daß man sich auf die Resultate gar nicht verlassen kann, und so übergehen wir sie hier.

Die langen Knochen aus den prähistorischen Gräbern, nach welchen wir ziemlich richtig die Taille der älteren Bevölkerung berechnen könnten, wurden bei uns bis jetzt nicht gemessen. Interessant ist, daß wie auch sonst in Europa die Tibia in Böhmen eine von der normalen einigermaßen abweichende Form zeigt, indem sie mehr flach, ja manchmal sogar säbelartig ist (sogenannte Platyknemie). Diese Erscheinung ist jedoch kein ethnisches



Chodin aus Taus.

Merkmal, sondern nur ein physiologisches, indem sie, wie Prof. Manouvrier nachgewiesen hat, durch einen intensiveren Gebrauch der hinteren Wadenmuskeln entsteht.

Auch die Körperhöhe überhaupt und die sonstigen Dimensionen des Körpers sind in Böhmen bis jetzt nicht genau untersucht, obzwar ein reiches Material in den Rekrutirungslisten vorliegt. Professor Göhlert hat im Jahre 1876 das Durchschnittsmaß böhmischer Rekruten, also einer Gruppe von Leuten im Alter, in dem sie noch nicht das Maximum ihres Wuchses erreichten, mit 1640 Millimeter angegeben. Jetzt soll es etwas mehr betragen. In Prag ist die gewöhnliche Höhe der Rekruten 1630 bis 1650 Millimeter.

Je weniger bis jetzt in der Anthropologie Böhmens gearbeitet wurde, desto mehr zeigt sich die Nothwendigkeit derselben, sobald wir tiefer in die Geschichte des Landes

eindringen. Dem Prähistoriker könnte eine ordentliche Durchforschung der Bevölkerung in den einzelnen Gegenden viel erzählen. Es möchte sich hier dann nicht blos um physische Unterschiede zwischen der čechischen und deutschen Bevölkerung handeln, sondern auch um die Constatirung der Unterschiede zwischen den verschiedenen Gegenden mit ursprünglicher čechischer Bevölkerung. Es steht wenigstens fest, daß ein erfahrener Mann, der das čechische Volk gut kennt, sehr gut einen Unterschied macht oder sich dessen wenigstens bewußt ist, daß ganz anders ein Bauer aus der Umgebung des Georgsberges, ganz anders der Gebirgsbewohner im Riesengebirge, anders die Bevölkerung im Böhmerwalde aussieht, daß der Typus von Tabor sich von jenem von Strakonitz unterscheidet u. s. w. Für den Anthropologen entsteht hier das Problem, ob diese Unterschiede sich erst entwickelten, als das einheitliche čechische Volk das ganze Land besetzte, durch den Einfluß verschiedener Millieus, in denen in verschiedenen Gegenden das Volk lebte, oder ob dieselben auch ohne diesen secundären Einfluß schon früher begründet waren. Es ist durch neuere geschichtliche Forschungen festgestellt, daß die slavische Bevölkerung Böhmens ursprünglich nicht einen einzigen Stamm bildete, sondern aus mehreren Stämmen bestand, unter denen der Stamm der Čechen im Laufe der Zeit die Herrschaft über die andern erlangte, sie zu einem Staate vereinigte und allen seinen Namen gab. Weiter ist es wahrscheinlich, daß nicht alle diese Stämme auf einmal hierher kamen, sondern daß schon früher ein Theil derselben das Land besetzte, daß also manche Stämme hier längere Zeit hindurch in einem anderen Millieu lebten als die anderen slavischen Stämme, daß sie sich mit anderen Völkern berührten und vermischten, und daß also die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß sich in jener Zeit, in welcher das ganze Land von Slaven bezogen wurde, die verschiedenen slavischen Stämme bereits auch physisch von einander unterschieden. Verschiedene, bis jetzt freilich von Laien angestellte Beobachtungen sprechen wenigstens dafür, daß Spuren jener ursprünglichen Verschiedenheit der čechischen Stämme in der böhmischen Bevölkerung sich heute noch erhalten haben. Wenn es wahr ist, was z. B. Dr. J. Píč erzählt, daß sich die Bevölkerung in der Gebirgsgegend am nördlichen Laufe der Iser und Cidlina bedeutend von dem Volke im Südwesten unterscheidet, und zwar nicht blos durch die körperliche Erscheinung, sondern auch durch seine Bräuche, seine Tracht, Bauart, ja sogar auch dialectisch, dann ist die Ansicht sehr wahrscheinlich, daß diese zwei verschiedenen Gruppen der Bevölkerung uns vielleicht zwei verschiedene ursprüngliche slavische Stämme repräsentiren: die Chorvaten am Fuße des Riesengebirges und die an der mittleren böhmischen Elbe wohnenden Pšovanen, welche nach den Nachrichten des Annalisten Cosmas in diesen Gegenden ansässig waren. Im Norden herrscht angeblich ein hoher, schlanker männlicher Schlag mit langem Gesicht vor, die Weiber dagegen zeigen einen kleinen Wuchs. Bei beiden sind blaue Augen und lichtes oder

kastanienbraunes Haar vorherrschend. In der Gegend der Pšovanen sind die Leute mittelgroß, aber stattlicher und mit volleren Formen. Dunkle Augen und Haare machen hier schon einen bedeutenden Procentsatz aus.

Manche Gegenden in Böhmen sind bekannt durch ihre ausgeprägten eigenthümlichen Typen, so zum Beispiel die Gegend um den St. Georgsberg im nördlichen Böhmen mit ihrem Bauerntypus mit reichem Vollbart, die Gegenden am Riesengebirge, bei Pilsen und theilweise auch der Böhmerwald. Hier sind es namentlich die Choden, die theils čechisch, theils schon deutsch sprechen (letztere namentlich im Bezirk Pfrauenberg) und eine so besondere, eigenthümliche Gruppe bilden, daß sie schon mehrmals die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gelenkt haben. Sie leben im Bezirke Taus, Pfrauenberg und Tachau und hatten zur Zeit der Herzoge und Könige von Böhmen die Aufgabe, die Landesgrenze gegen die Feinde vom Westen zu hüten, weßhalb ihre Gemeinden sich großer Privilegien erfreuten. In physischer Hinsicht sind sie bis jetzt nicht erforscht, aber schon aus den Bildern und Photographien kann man ihren eigenen Typus ersehen, der namentlich bei den Weibern durch ein längliches Gesicht und durch eine schmale gerade Nase charakterisirt ist. Ursprünglich waren die Choden Čechen: aus der Zeit Johanns von Luxenburg haben wir jedoch schon die ersten Nachrichten über Deutsche, die unter ihnen angesiedelt waren, und die Germanisation griff so rasch um sich, da jetzt schon die Hälfte des Chodengebietes von deutsch redenden Choden bewohnt ist; doch haben diese ihren Typus und gewiß auch ihre alten ursprünglichen čechischen Bräuche bewahrt. Ihr Dialect und dann ihr eigenthümlicher Typus überhaupt haben sogar einzelne Forscher



Mädchen aus Possigkau bei Taus.

veranlaßt, sie für einen besonderen fremden, zwar slavischen, aber nicht čechischen Stamm zu erklären. So hat sie schon Paul Stránský im Jahre 1634 für einen großpolnischen Stamm erklärt, und ihm folgten Wenzig, Erben, Gabriel, Rüffer.

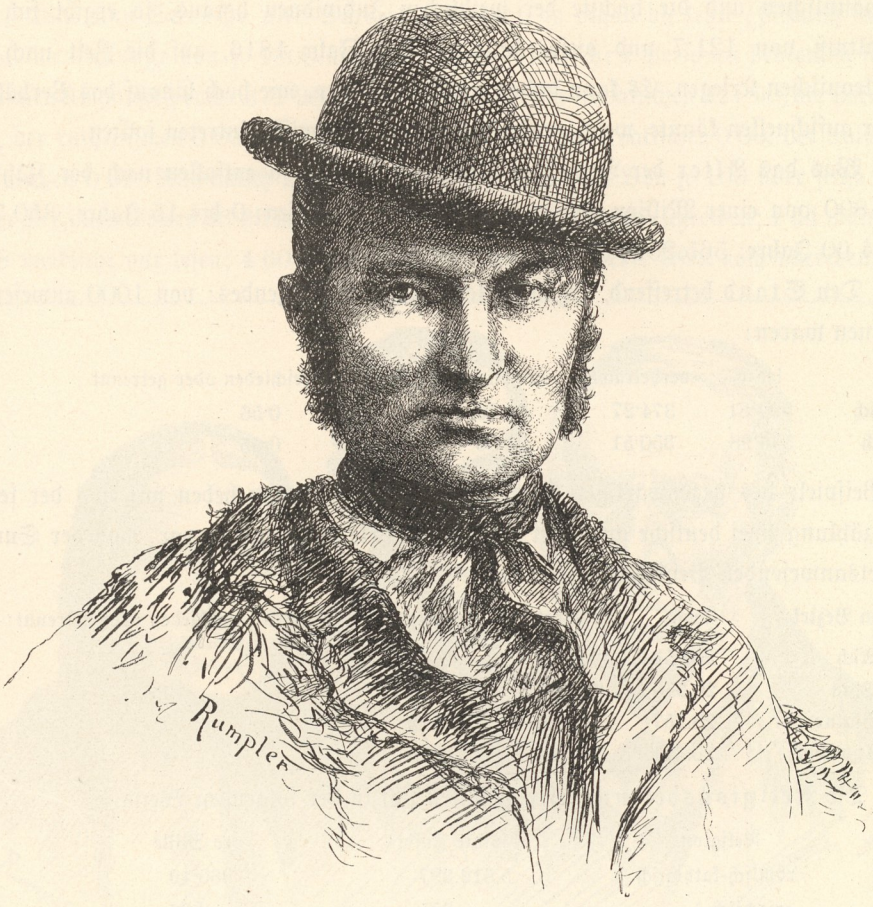
Soviel können wir bis jetzt von den äußeren und inneren körperlichen Eigenschaften der Bevölkerung Böhmens im Allgemeinen und von den einzelnen Völkerschaften und Stämmen im Besonderen sagen. Es ist zwar verhältnißmäßig wenig, aber schon dieses Wenige veranlaßte das Auftauchen sehr interessanter Probleme und gestattet verschiedene Fragen in der Geschichte der Bevölkerung Böhmens mit Erfolg zu lösen.

Zum Schlusse noch einige Worte über das fremde, zerstreut in Böhmen wohnende Element, nämlich die Juden. Die Juden nehmen in Böhmen unablässig zu. Nach Göhlert zählte man hier im Jahre 1754 29.094 Juden, im Jahre 1796 47.234, im Jahre 1846 schon 86.340 und im Jahre 1880 94.429, sie machen demnach 1·7 Procent der Gesammtbevölkerung aus. Craniologisch sind sie nicht erforscht, sie scheinen aber nach einigen Messungen einem ähnlichen Typus anzugehören wie die übrige Bevölkerung. In Schimmers Statistik über die Farbe der Augen, der Haut und der Haare wurden die jüdischen Kinder mit Recht abgesondert behandelt und sie bieten daher das erste halbwegs größere Material. Bei den jüdischen Kindern war in ganz Österreich die dunkle Complexion mehr vorherrschend als die lichte im Verhältniß zu den christlichen Kindern; so auch in Böhmen. Außerdem sind hier wie anderwärts rothe Haare bei ihnen verhältnißmäßig häufig. Sonst können wir vorderhand nichts weiter vom anthropologischen Standpunkt über die Juden in Böhmen sagen.

II.

Nach der Zählung vom 31. December 1890 war die Hauptsumme der anwesenden (einheimischen und fremden) Bevölkerung von Böhmen: 5,843.094. Im Jahre 1870 betrug die Einwohnerzahl 5,106.069; 1880: 5,529.122. Der Zuwachs im letzten Decennium ist daher etwas niedriger als jener im vorletzten. Wie Rezek aus den Steuerrollen des Jahres 1654 schätzt, mochte die Zahl der damaligen Bewohner Böhmens etwas über 800.000 betragen haben. Hundert Jahre später, im Jahre 1754, wurde die erste genauere Volkszählung vorgenommen; sie ergab eine Bewohnerzahl von 2,038.613. Rund hundert Jahre später, im Jahre 1857, ergab die Zählung 4,705.525 Bewohner. Die Ziffern aus den Jahren 1654, 1754, 1857 verhalten sich also nahezu wie 8:20:47.

Von den 5,843.094 Bewohnern aus der letzten Zählung sind 2,821.989 männlichen und 3,021.105 weiblichen Geschlechts. Auf 1000 Männer entfallen daher 1071 Weiber. Das Sexualprocent ist also: 107·1. Im Jahre 1881 betrug es 106·4.



Mann aus der Gegend von Pilsen.

Faßt man die früheren Verhältnisse ins Auge, so zeigt eine von Göhlert entworfene Tabelle Folgendes:

Auf 1000 Bewohner kamen:		männliche	weibliche
im Jahre	1775	485	515
"	1785	480	520
"	1816	451	549
"	1830	470	530
"	1846	471	529
"	1857	475	525
"	1870	477	523

Greift man hier die höchste Ziffer der männlichen und die niederste der weiblichen Individuen heraus, so ergibt sich ein Verhältniß von 106·1. Das gegenwärtige Verhältniß ist also dem in der Vergangenheit günstigsten nahestehend. Greift man die niedrigste Ziffer

der männlichen und die höchste der weiblichen Individuen heraus, so ergibt sich das Verhältniß von 121·7 und dieses fällt auf das Jahr 1816, auf die Zeit nach den Napoleonischen Kriegen. Es kann daher ermessen werden, wie hoch hinauf das Verhältniß wieder aufschnellen könnte, wenn große kriegerische Ereignisse eintreten sollten.

Was das Alter der Bewohner Böhmens betrifft, so entfallen nach der Zählung von 1890 von einer Million Personen auf die Altersclassen: 0 bis 15 Jahre: 350.789; 15 bis 60 Jahre: 565.259; über 60 aber 83.952.

Den Stand betreffend, ergab die letzte Zählung Folgendes: von 1000 anwesenden Personen waren:

	ledig	verheiratet	verwitwet	gerichtlich geschieden oder getrennt
männlich	592·81	374·27	32·36	0·56
weiblich	556·98	350·51	91·86	0·65

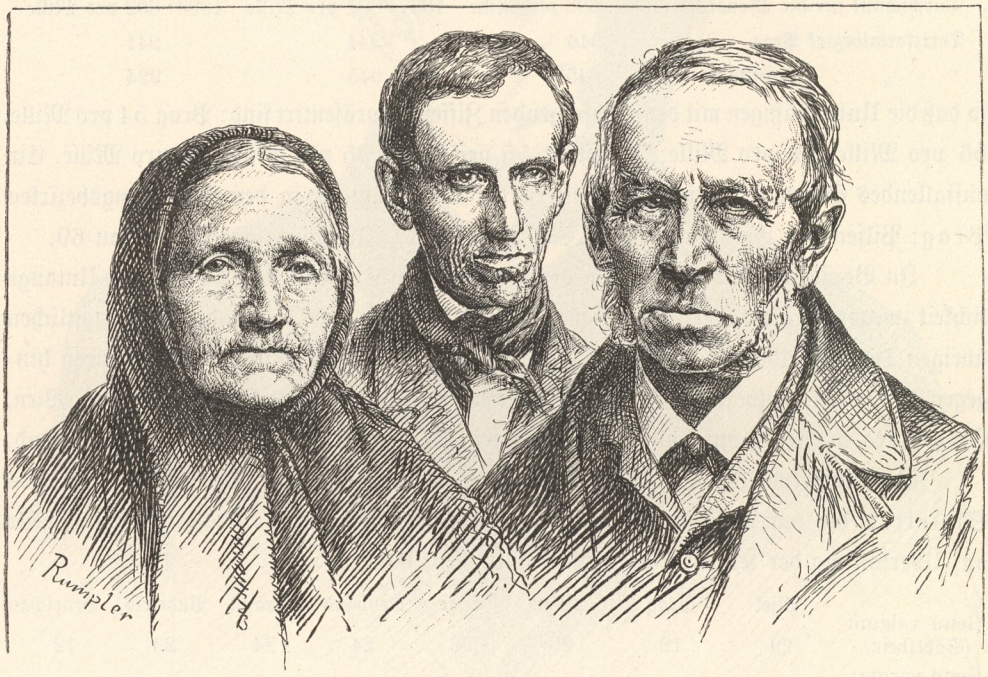
Als Beispiele des gegenwärtigen Verhaltens in den Ständen heben wir aus der letzten Volkszählung zwei deutsche und zwei slavische Bezirke Böhmens hervor: von der Summe der ortsanwesenden Bevölkerung waren:

im Bezirk:	ledig	verheiratet	verwitwet	gerichtlich geschieden oder getrennt:
Asch	20.053	12.165	2009	37
Plan	20.550	12.933	2213	1
Blatno	28.357	18.615	3112	7
Chotěboř	26.321	16.714	2859	4

Die Religionsbekenntnisse gestalten sich in der folgenden Weise:

Religion	absolute Ziffer	pro Mille
römisch-katholisch	5,612.297	960·49
griechisch-armenisch- unirt	325	0·06
	11	0·00
alt-katholisch	6.544	1·12
griechisch-armenisch- nichtunirt	159	0·03
	76	0·01
evangelisch A. C.	60.737	10·39
„ H. C.	66.499	11·38
Herrenhuter	340	0·06
Anglikaner	127	0·02
Mennoniten	7	0·00
Unitarier	14	0·00
Lipovaner	—	—
Israeliten	94.479	16·19
Muhamedaner	6	0·00
Andere Confessionen	293	0·05
Confessionslose	1.180	0·20

Was nun Sprache und Schrift anbelangt, so ergab die letzte Zählung folgende Zusammenstellung: von je 1000 anwesenden einheimischen Personen bedienten sich der deutschen Umgangssprache 371·90, der böhmisch-mährisch-slovakischen 627·90, der polnischen 0·1, der ruthenischen 0·03, der slovenischen 0·01, der serbo-kroatischen 0·00, der italienisch-ladinischen 0·02. Rumänisch und magyarisch kam nicht vor. Von je 100 über sechs Jahre alten Personen können 93·96 männliche, 89·52 weibliche lesen und schreiben; 1·44 männliche, 3·58 weibliche nur lesen; 4·60 männliche, 6·90 weibliche weder lesen noch schreiben.



Gesichtstypen aus Grulich.

Die Berufsarten betreffend, hat die Volkzählung vom 31. December 1880 ergeben: den Berufsarten mit höherer Schulbildung gehören 3·10 Procent der Bevölkerung an, 45·25 Procent der Land- und Forstwirthschaft, 39·65 Procent dem Berg- und Hüttenwesen, der Industrie und den Gewerben, 5·96 Procent dem Handel, den Creditinstituten und dem Transportwesen; 3·36 Procent waren Haus- und Rentenbesitzer, Pensionisten; 0·52 Procent Insassen von Anstalten für Erziehung, Wohlthätigkeit ꝛc.; 1·85 Procent Aufsichts- und Wachorgane, Diener und 0·31 Procent Personen unbekannten Gewerbes.

Über die physische Tauglichkeit der Bewohner Böhmens geben die Erhebungen der Assentirungs-Commissionen Aufschluß. Nach dem militär-statistischen Jahrbuch war in den Jahren 1886, 1887, 1888 die Zahl der Tauglichen größer, als für den Durchschnitt der Monarchie berechnet wird, in folgenden Territorialbezirken: Wien, Graz, Innsbruck, Zara,

Prag, Josefstadt, Brünn, Budapest. Was die Körperlänge insbesondere betrifft (das Minimalmaß = 1·554 Meter), so beträgt sie durchschnittlich 1·652 Meter, ist am größten im Ergänzungsbezirk Eger, am geringsten im Ergänzungsbezirk Jungbunzlau. Im Vergleich zu anderen Territorien der Monarchie finden wir, daß die Verhältnißzahl der über das Minimalmaß Hinausragenden am größten ist in Zara (972 pro Mille), dann in Graz (952 pro Mille), Innsbruck (949 pro Mille), Prag (946 pro Mille), Josefstadt (945 pro Mille) u. s. w. In Böhmen schwankte es in drei Beobachtungsjahren, wie folgt:

Durchschnitt für die Monarchie	1888: 898 pro Mille	1887: 897 pro Mille	1886: 892 pro Mille
Territorialbezirk Prag	946	944	941
„ Josefstadt	945	945	924

so daß die Untermäßigen mit den nachfolgenden Ziffern repräsentirt sind: Prag 54 pro Mille, 56 pro Mille, 59 pro Mille; Josefstadt 55 pro Mille, 55 pro Mille, 60 pro Mille. Ein auffallendes Schwanken zeigen die Ziffern der Untermäßigen in den Ergänzungsbezirken Prag: Pilsen 30, Beraun 31, Pisek 87; Josefstadt: Jungbunzlau 38, Časlau 69.

In Bezug auf gewisse Formen der Untauglichkeit zeigt sich, daß bei der Untauglichkeit wegen Krampfadern Prag, wegen schlechtem Gebiß Josefstadt die sämmtlichen übrigen Territorialbezirke übertreffen, also Maxima aufweisen. Minima repräsentiren hingegen die Territorialbezirke: Josefstadt in Bezug auf Cretinismus; Josefstadt, Prag, Wien, Graz, Zara in Bezug auf Kahlköpfigkeit; Josefstadt und Brünn in Bezug auf Kopfgrind.

Ganz merkwürdig ist die Vertheilung gewisser typischer Deformitäten des Skelettes, die zum Theile auf Erkrankungen des Knochensystems (Rhachitis), zum Theile auf Überlastung der Knochen (Berufserkrankungen) basiren.

	Pisek	Prag	Pilsen	Eger	Neuhaus	Beraun	Budweis	Beneschau
Genu valgum (Säbelbein)	29	12	20	26	24	24	23	12
Genu varum (X-Bein)	2	2	1	0·5	2	3	2	3
Pes valgus (Plattfuß)	1	6	14	12	3	7	8	4
Mißbildungen am Stamme	17	41	6	22	50	7	51	37
	49	61	41	60	79	41	84	56

	Königgrätz	Časlau	Jungbunzlau	Theresienstadt	Jičin	Kommotau	Turnau	Hohenmauth
Genu valgum (Säbelbein)	12	25	48	16	24	15	6	7
Genu varum (X-Bein)	6	5	5	6	14	3	2	1
Pes valgus (Plattfuß)	3	3	14	6	3	10	7	3
Mißbildungen am Stamme	17	71	133	28	37	75	12	24
	38	104	200	56	78	93	27	35



Typus aus dem slavischen Nordostböhmen.

Ein Blick auf diese Tabelle läßt sofort vermuthen, daß in den Ergänzungsbezirken Jungbunzlau, Časlau, Kommotau, Budweis die Rhachitis ausgebreitet sein müsse, da hier die großen Ziffern der Deformitäten vor allen durch die hohe Zahl der Verbildungen des Stammes bedingt ist.

Was die Gebrechen höherer Bedeutung (schwere Sinnes- und Geistesfehler) betrifft, so ergab die letzte Zählung folgende Resultate: auf je 10.000 ortsanwesende

Personen entfallen: Blinde 7·9, Taubstumme 10·1, Irrsinnige und Blödsinnige ohne Cretins 17·7, Cretins 4·5. — Als Beispiele greifen wir zwei rein slavische und zwei rein deutsche Bezirke heraus.

	Summe der Bevölkerung	Blind	Taubstumm	Irr- oder Blödsinnig	Cretins
Blatna	50.091	42	55	66	17
Chotěboř	45.898	38	83	70	22
Asch	34.264	24	20	33	5
Plan	35.697	28	33	42	22

Wie die hier angedeuteten Verhältnisse zur Wirklichkeit werden, darüber werden künftige Nachforschungen Licht verbreiten. Einstweilen sind wir auf das angewiesen, was die Erhebungen über die Volksbewegung zu Tage fördern. Hier kommen vor Allem die Eheschließungen in Betracht. Im Decennium von 1881 bis 1890 wurden in Böhmen 443.349 Ehen geschlossen. Die entsprechende Umrechnung zeigt, daß hierbei auf 1000 Bewohner jährlich 7·9 Eheschließungen entfallen. Diese Verhältnißzahl stand unter der für ganz Österreich giltigen von 8 Procent. In demselben Decennium wurden in Böhmen 2,180.663 lebende Kinder geboren. Mit anderen Worten kamen auf 1000 Bewohner 37·9 lebend geborene. Die Ziffer stand unter dem für ganz Österreich giltigen Mittel von 39·2. Dem Zuwachs muß der Abgang gegenübergestellt werden. Es ergab sich, daß während des bezeichneten Decenniums auf 1000 Bewohner 29·3 Todesfälle kamen; diese Zahl steht unter dem für Österreich damals berechneten Mittel von 30·4. Nun ist bekanntlich die Sterblichkeit der Kinder unter fünf Jahren sehr bedeutend. Sie betrug 49 Procent; es stirbt also von den Neugeborenen während der ersten Lebensjahre die Hälfte weg; die Ziffer stand etwas über dem für Österreich giltigen Mittel von 48·2.

Die Mortalitätsziffer ist in einem auch culturell so vielfach gegliederten Lande, wie es Böhmen ist, selbstverständlich größeren localen Schwankungen unterworfen. Mehr als 28 Todesfälle auf tausend Einwohner kamen nach der Statistik von 1889 hauptsächlich in Nordböhmen vor. Auf der Karte von Wahl ist die Zone der größeren Mortalität durch einen breiten Streifen im Erzgebirge, im Isergebirge und Riesengebirge veranschaulicht. Ebenfalls über dem Durchschnitt ist die Mortalität im Centrum von Böhmen, in der Gegend von Jungbunzlau, in der Gegend von Pilsen und Mies und in der Nähe der böhmisch-mährischen Höhen. Die höchste Sterblichkeit (über 38:1000) weisen folgende Bezirke auf: Graßlitz, Falkenau, Brüx, Friedland, Reichenberg, Prag; die geringste: Kralowitz, Časlau, Starkenbach, Mühlhausen, Moldauthein, Krumau.

Die gewaltsame Todesart nimmt in Böhmen an Häufigkeit zu; die Unglücksfälle mehren sich mit Zunahme der durch die culturellen Schöpfungen gegebenen Gelegenheitsursachen (Maschinen, Bauten); der Selbstmord nimmt wie fast allenthalben aus gleichen

Ursachen zu. Im Jahre 1787 bis 1789 waren 42 Selbstmorde verzeichnet; im Jahre 1875 bis 1877 war die Ziffer auf 912 gestiegen; im Jahre 1879 auf 1105, im Jahre 1888 sogar auf 1267.

Für Verstorbene verzeichnet die Statistik im Jahre 1888 bei einer Einwohnerzahl von 5,529.122 folgende Ursachen und Ziffern:

Todesursachen	Zahl der Verstorbenen: männlich	weiblich	Summe	von je 100.000 starben	im Durchschnitt für Österreich
Todtgeboren	3.946	3.034	6.980	126	122
Angeborene Lebensschwäche . (Kinder unter einem Jahr)	9.710	7.724	17.430	315	413
Blattern	2.133	2.211	4.344	79	64
Masern	2.205	2.180	4.385	79	57
Scharlach	1.696	1.682	3.378	61	66
Typhus	850	852	1.702	31	64
Ruhr	79	97	176	3	47
Cholera	17	11	28	1	1
Keuchhusten	1.771	1.830	3.601	65	94
Croup und Diphtherie . . .	4.528	4.101	8.629	156	148
Entzündungen der Athmungs- organe	7.126	6.717	13.843	251	322
Lungenschwindsucht	11.742	11.884	23.626	427	408
Darmkatarrh	5.456	4.554	10.010	181	147
Apoplexie	2.407	2.062	4.469	81	75
Krebsige Entartungen . . .	1.359	1.786	3.145	57	53
Wuthkrankheit	10	11	21	0	0
Altersschwäche	9.383	11.701	21.084	381	314
Sonstige Krankheiten . . .	24.262	23.701	47.963	868	789
Gewaltsame Todesart . . .	2.264	731	2.995	54	50
Summe . . .	90.944	86.869	177.813	3.216	3.234

Von größter Wichtigkeit sind die Beobachtungen über die Wanderbewegung in ganz Böhmen. Sie beträgt im Zeitraume von 1880 bis 1890 = —3·85 Procent. Einen Überschuß der Einwanderung über die Auswanderung ergaben: Prag, Reichenberg, Aussig, Brüx, Falkenau, Gablonz, Joachimsthal, Karlsbad, Kommotau, Königliche Weinberge, Rumburg, Schluckenau, Schüttenhofen, Smichov, Teplitz, Tetschen, Trautenau. Als Beispiele greifen wir vier slavische und drei deutsche Bezirke heraus:

Blatna	—15·24 Procent	Asch	— 3·62 Procent
Chotěboř	—12·35 „	Aussig	+15·92 „
Ledeč	—10·65 „	Plan	—11·70 „
Beneschau	— 9·72 „		

Charakter, Sagen, Trachten, Ortsanlagen und Wohnungen der Slaven.

Volkscharakter. Die slavischen Stämme, welche Böhmen in Besitz genommen, wie die Charvaten, Lučaner, Dúdleber und andere, aus denen das böhmische Volk hervorging, unterschieden sich durch Dialecte und gewiß auch durch ihren Charakter. Dies kann man auf Grund der Nachricht des Kosmas, der den Stamm der Lučanen stolz und protzig nennt, annehmen. Die sprachlichen Verschiedenheiten kann man noch heute hier und da in dialectischen Überresten, namentlich im Nordosten und Westen beobachten, die Charakterunterschiede jedoch treten nicht mehr so scharf hervor, wie dies etwa noch bei den heutigen Čechen in Mähren der Fall ist; nur daß die Bewohner im Süden Böhmens im Ganzen ernster sind als die lebhaften Bewohner des Nordens und Ostens. Dabei muß man allerdings auch die verschiedenen Boden- und Erwerbsverhältnisse in den erwähnten Gegenden berücksichtigen.

Als ein Ast des großen slavischen Stammes hat das böhmische Volk gewisse Grundzüge des slavischen Charakters, dabei aber doch noch besondere Züge. Die Lage des Landes, die Nachbarschaft, besonders aber große historische Begebenheiten, jähe Katastrophen von weittragenden Folgen konnten unmöglich ohne Einfluß auf den moralischen Charakter der Slaven Böhmens bleiben. Man muß hier namentlich jenen ungeheuren Umsturz hervorheben, der nach der Schlacht am Weißen Berge im religiösen, politischen und socialen Leben vor sich ging. Damals mußte der nationale Adel zum großen Theil sammt der sonstigen Intelligenz in die Verbannung gehen, das Volk, durch langwierige Kriege verarmt, verfiel immer mehr und mehr in drückende Unterthänigkeit.

Es ist begreiflich, daß das böhmische Volk, das sich einst für große Ideen erwärmte und für sie auch mit großer Begeisterung kämpfte, unter solchen Verhältnissen, zumal für seine Bildung nur wenig gesorgt wurde, während dieser Zeit sein einstiges Selbstbewußtsein verlor und daß in ihm auch Mißtrauen gegen Fremde und die Herren und auch jene bäuerliche Pfiffigkeit, die „vor den Herren klagt und hinter dem Thore lacht" (před pány stýská si, za vraty výská si) aufkeimte. Doch gerade das zeugt von dem gesunden Kern, von der unverwüstlichen Lebenskraft und auch von der großen moralischen Stärke, die dem böhmischen Volke innewohnt, daß es unter schweren Verhältnissen, während seine Sprache von Schulen und Ämtern ausgeschlossen war, sich frühzeitig aufraffte und Alles in Angriff nahm, was seine Sprache und Nation verherrlichen sollte, so daß es nach hundertjähriger Arbeit heute in der Cultur anderen, auch vorgeschrittenen Nachbarn durchaus nicht nachsteht. Das Alles ist mit großen Opfern und mit jener Begeisterung, von der das böhmische Volk, wenn es sich um nationale Aufgaben handelt, stets erfaßt wird, geschehen. Denn es ist seinem Wesen nach von cholerischem Temperament: leicht wird es

warm und flammt auf, namentlich wenn es sich um seine nationale Ehre handelt. Ein sprechender Beweis dafür ist die Thatsache, daß es dreißig Jahre hindurch beharrlich sammelte, bis es sein prächtiges Nationaltheater aufbaute, und daß es, nachdem jenes kaum aufgebaut, ein Raub der Flammen geworden war, durch neue Sammlungen, die in kurzer Zeit über eine Million Gulden ergaben, in zwei Jahren ein neues Theater aufführte.

Sein Vaterland liebt der Böhme innig. Ein beinahe krankhaftes Heimweh erfaßt ihn, wenn er außerhalb der Heimat weilt; vom Volke wird es „domácí nemoc“ (heimische Krankheit) genannt. Wohl zieht er, wenn er daheim keinen Unterhalt findet, in die Fremde; doch auch dort hört er nicht auf, sich nach seinem Vaterlande zu sehnen und nach seinen Kräften ihm zu nützen, namentlich durch Sammlungen zum Zweck verschiedener Nationalunternehmungen, wie es die Böhmen in Amerika beweisen, die massenhaft Böhmen und besonders Prag besuchen, um wiederum ihre alte Heimat zu sehen und sie auch den Kindern zu zeigen.

Das böhmische Volk hat einen religiösen, aber grübelnden Sinn und ist zäh in seinen religiösen Überzeugungen. Aus dieser religiösen Grübelei, die manchmal sogar in Schwärmerei überging, gingen in früheren Jahrhunderten, zur Zeit der Hussitenkriege und nach denselben, ja noch im achtzehnten Jahrhundert, als trotz aller Verbote und Verfolgungen viele sich im Geheimen zur evangelischen, meist helvetischen Lehre und zu jener der böhmischen Brüder bekannten und für sie, häufig einfache Bauern, ihr Gut und Alles verließen und in die Verbannung gingen, die vielen religiösen Parteien und Secten hervor, so daß in dieser Beziehung nicht leicht ein anderes Land, England und Schottland ausgenommen, eine so mannigfache und interessante Geschichte hat. Doch selbst heutzutage noch grübelt das böhmische Volk gern über ernste religiöse Fragen oder philosophirt über die Predigt des Geistlichen (pan pater oder velebníček) und über die Lectüre und Auslegungen in der Postille. Typisch sind die Bibelfreunde (bibláři oder písmáci) und Bücherfreunde (čtenáři), die freilich mit der zunehmenden Schulbildung allmälig verschwinden. Früher hatte fast jedes Dorf seinen urwüchsigen Philosophen, der sich eifrig mit der Bibel (písmák) oder überhaupt mit Büchern (čtenář) beschäftigte und das Gelesene auszulegen suchte. Das böhmische Volk liest überhaupt gern, besonders im Winter. Da lesen entweder Einzelne für sich oder es lesen Vorleser, gewöhnlich ein gewandter Schüler oder eine Schülerin, am Abend der ganzen Familie und dem Gesinde vor. In neuerer Zeit haben auch Zeitungen in breitere Schichten Eingang gefunden, weil das Volk zum großen Theil sich lebhaft mit politischen Fragen abgibt.

Als Landmann ist der Böhme emsig und erfinderisch. Seiner Geräthschaften zum Ackern, seiner Pflüge der verschiedensten Art (Hackenpflüge, Räderpflüge u. a.),

am meisten aber seines Sturzpfluges, der ein Werk zweier Dorfbewohner, der Gebrüder Veverka, ist, kann er sich mit Recht überall rühmen. Geistig ist das böhmische Volk sehr begabt. Davon zeugt die stattliche Reihe von Gelehrten, die, oft aus dem Bauernstande oder aus einer kleinen Stadt hervorgehend, entweder zu Hause oder in der Fremde die Wissenschaft bereicherten und zur Entfaltung der europäischen Cultur wesentlich und oft entscheidend beitrugen. Nicht weniger bedeutend ist die künstlerische Begabung, namentlich für Musik, wie sich dies im Volksliede und überhaupt in allen Producten der Volksmuse durch zahlreiche poetische Autodidacte und durch eine bedeutende Reihe aus dem Volke hervorgehender Künstler zeigt. Davon umfaßt die größte Legion Tonkünstler, Componisten und Musiker, die in der Fremde und zu Hause wirkten oder jetzt noch wirken, abgesehen freilich von jenen zahlreichen Truppen wandernder „böhmischer Musikanten" (šumaři), denen wir selbst weit in der Fremde begegnen, in Rußland, Rumänien, in Egypten, in Asien.

Für die Bildung überhaupt, wie für jeden Fortschritt zeigt der Böhme lebhaften Sinn. Dafür zeugt das Streben selbst armer Eltern, ihre Kinder in irgend etwas unterrichten zu lassen, sie in die Schulen zu geben, um ihnen durch bessere Bildung eine bessere Stellung zu sichern. In die Hunderttausende gehen die Summen, welche böhmische Gemeinden auf Mittelschulen verwenden, die sie auf eigene Kosten errichten, ein sprechender Beweis ihres regen Sinnes für Bildung und Fortschritt. Die Ausdauer und Findigkeit, die der Böhme bei der Arbeit bewährt, wobei er in seinen Bedürfnissen bescheiden ist, sind allgemein anerkannt. Auch erfinderisch ist er, aber wenig unternehmend. Daher erklärt es sich, daß die böhmisch-slavische Großindustrie, obgleich sie in letzter Zeit sich bedeutend gehoben hat, doch nicht auf jener Stufe steht, auf der sie bei der Begabung des böhmischen Volkes und selbst auch bei dem Vorhandensein nöthiger Mittel stehen könnte.

Der Böhme kann sparen, aber er zeigt sich auch aufgeräumt und lustig. Er singt und tanzt gern. Sein Volkslied, innig gefühlt, zwar oft elegisch, nie aber besonders düster, vielmehr oft launig, oft ironisch mit satirischen Seitenhieben, und seine Vorliebe für helle Farben, namentlich bei der weiblichen Tracht, verrathen diesen fröhlichen Charakter. Wie im Liede, so äußern sich Witz und Humor auch in Sprichwörtern und Redensarten, in zahlreichen örtlichen Schimpfwörtern und in Erzählungen.

Der böhmische Bauer verkehrt mit dem Chalupner oder Häusler wie ein Magnat. Bei den Tanzunterhaltungen („muzika", jetzt werden aber auch schon Bälle „bály" gegeben) kommt am ehesten der „Furiant", der im böhmischen Dorfbewohner, besonders im Bauer steckt, zum Vorschein. Dieser zeigt sich dann am meisten in stolzem Eigensinn; er verursacht oft auch lange und kostspielige Processe, manchmal um einer unbedeutenden Sache willen, obgleich man wiederum auch dem Böhmen nachsagt, daß er ihm zugefügtes

Unrecht bald vergißt. Seit jeher haben die Böhmen an sich selbst bemerkt, daß sie den Landsmann nicht so sehr schätzen wie den Fremden und daß sie namentlich in der Tracht und sonst auch in mancher oft unschönen Gewohnheit dem Fremden folgen.

Im Allgemeinen bildet Gutherzigkeit den Grundzug des böhmischen Charakters, daneben große Vertrauensseligkeit auch dem Feinde gegenüber. Wird der Böhme aber beleidigt oder hintergangen, so ist er zum Widerstand entschlossen und unnachgiebig, so daß der „böhmische harte Schädel" sprichwörtlich geworden ist. Aus der Gutherzigkeit entspringt auch die Gastfreundschaft und ein inniges Familienleben. Gastfreundlich war der Böhme immer. Einst war der Fremde auf dem Gute noch willkommener als heutzutage, mochte es nun ein Drahtbinder sein, der nach dem Nachtmahl den Kindern Märchen erzählte, oder ein anderer Wanderer, der Neuigkeiten aus der Fremde brachte und von seinen eigenen oder von fremden Abenteuern oder auch launige Geschichtchen erzählte. Bis zur Meisterschaft brachten es hierin die wandernden Mühlburschen (krajánkové), die durch ihre Possen bekannte typische Figuren geworden sind.

Das Volkslied gibt die in der Familie herrschende Liebe wieder, wie auch jene zärtlichen Ausdrücke, mit denen die Mutter ihr Kind an der Wiege und im Gespräch anredet und die man häufig in eine fremde Sprache nicht übersetzen kann, ohne daß sie viel von ihrer Zärtlichkeit verlieren. Sie sind durchaus nicht blos ein gekünstelter Reflex des herzlichen böhmischen Familienlebens. Aber in den Dörfern werfen häufig die unerfreulichen Verhältnisse zwischen dem Wirth und dem Ausgedinger ihren Schatten auf das letztere. Auch die Nachbarschaftsverhältnisse sind gewöhnlich in einem böhmischen Dorfe herzlich und aufrichtig, so daß man hier, wie in einer einzigen Verwandtschaft, nur die Ansprachen „kmotře" (Gevatter), „kmotřičku" (deminutiv), „kmotřičko" (Gevatterin), „strejčku" (Vetter), „tetičko" (Tante) hört, obgleich heute auch hierin so manche Veränderung vor sich geht. Das Duzen zwischen den Älteren und Jüngeren und unter Altersgenossen ist nicht mehr so allgemein wie früher, und neben dem treuherzigen „kmotře", „strejčku", hört man schon, namentlich in reicheren Gegenden, das städtische „pane" (Herr).

Im Kampfe ist der Böhme tapfer. Seine Geschichte ist eine Kette von Kämpfen, seine Tapferkeit hat er nicht blos in früheren Zeiten in Kämpfen mit oft stärkeren Feinden, sondern auch in neuerer Zeit auf so manchem Schlachtfelde bewährt, und er kann auf Heerführer weisen, die in der Kriegsgeschichte den besten Ehrenplatz einnehmen. Der böhmische Soldat ist ausdauernd, kühn und muthig und bewährt sich namentlich dort, wo eine größere Intelligenz erforderlich ist, zum Beispiel beim Geniewesen und bei der Artillerie.

Mythen, Märchen und Sagen. Das böhmische Volk besitzt einen großen Schatz von Märchen, Mythen und Sagen. Manche sind ein Erbstück aus uralten Zeiten,

das aus der slavischen Urheimat mitgebracht wurde, manche sind erst in der neuen Heimat entstanden oder sie kamen von anderwärts auf jenen wunderbaren und räthselhaften Wegen, auf denen sich Mythe und Märchen überhaupt von einem Volke zum anderen verbreiten, oder sie faßten Wurzel beim Volke in einer mehr bestimmbaren Zeit, aus zum großen Theile bekannten Quellen herrührend, wie zum Beispiel die Sage von der Melusine, vom Bruncwik (Brunclik) und seinem Zauberschwerte, das jetzt in der Prager steinernen Brücke eingemauert ist und einst zur Zeit der größten Gefahr bei der Vernichtung der Feinde des böhmischen Königreiches mithelfen wird.

In den böhmischen Mythen und Sagen spiegelt sich, wie in jenen der anderen Völker, eine kindliche, phantasie- und poesiereiche Auffassung der Natur, in ihnen bergen sich die Erinnerungen an die heidnische Zeit, an den Cultus der alten Götter, oder es wird darin das Andenken an historische Personen und denkwürdige Orte bewahrt. Auch dem Christenthum entsprangen zahlreiche Sagen, die mit reizender Naivetät, ja oft mit Humor von Christus und seinem Begleiter Petrus erzählen.

Die böhmischen Volksmythen erklären den Ursprung verschiedener Geschöpfe und Erscheinungen. Sie erzählen von dem Ursprung des Pferdes, der Bienen, wie der Donner und Anderes entstanden, und berühren namentlich häufig das Pflanzenreich, zu dem wie überhaupt zu der ganzen Natur das empfängliche Gemüth des slavischen Volkes eine große Neigung zeigt. So erfahren wir aus den Volksmythen, warum das Korn roth aufgeht, welchen Ursprungs die Schwämme sind oder das Stiefmütterchen und die wilde Nelke (Dianthus Carthusianorum), die aus den Blutthränen der Mutter Gottes roth aufgeblüht sei, als sie deren Sohn auf Golgatha begleitete.

Vom Feldthymian heißt es, daß sich in ihm die Seele der verstorbenen Mutter niederließ, als sie sich ihrer unglücklichen Kinder, die jeden Morgen zu ihrem Grabe kamen und wehklagten, erbarmte; sobald sich das Grab mit diesen duftenden Blümchen bedeckte, erkannten die Kinder die Mutter nach ihrem Hauche und daher nennen sie es: „mateři douška“ (Mutterseele). Und in Lilie und Rosmarin, die auf dem Grabe einer keuschen Jungfrau blühen, wohnt eben die Seele dieser Jungfrau; nachts wandelt sie traurig im Garten herum, bis sie ein königlicher Prinz sieht und mit ihr eine (unglückliche) Ehe eingeht. Von der Zitterpappel erzählt das Volk, sie sei dazu verflucht, daß ihr Laub ewig zittere, weil sich an ihr Judas erhängte. Aus der Zaunrübe (Bryonia dioica), die des Glückes wegen beim Hause gepflanzt wird, entsteht mit der Zeit der Hausgeist (hospodářiček), der dem Hause Geld und Glück bringt.

Häufig ist das menschliche Leben mit jenem der Bäume verknüpft. Die Seele eines verheirateten Weibes ging bei Nacht immer in eine Weide, und als der Mann auf den Rath einer alten Wahrsagerin die Weide fällte, da starb sogleich auch das Weib.

In einen Baum (Ahorn) hat auch eine Mutter ihre Tochter verwünscht. Bevor der Holzhauer den Baum fällt, bittet er ihn häufig um Verzeihung, weil sich im Baume eine Seele birgt, und diese müßte sich lange im Baumstock quälen, wenn er sie nicht durch diese Bitte um Verzeihung befreite.

In Hainen und Felsenhöhlen wohnen wilde Menschen (divi lidé), Waldjungfern (lesní panny) und wilde Weiber (divoženky), die hier und da schöne Jungfrauen, dann wieder häßliche Weiber mit großen Köpfen und großen, mit der Ferse nach vorn gerichteten Füßen darstellen sollen. Sie treiben sich gern bei Wäldern auf Wiesen selbst untertags herum. Den Leuten können sie nützen, aber auch schaden, besonders den Müttern nach ihrer Niederkunft, indem sie ihnen, falls sie einschlummern, die Neugeborenen stehlen und dafür ihre eigenen häßlichen Kinder (divous) unterschieben. Manchmal kommen sie, namentlich



Zur Libuša-Sage; nach dem Wandgemälde im „Heidentempel" bei Znaim.

zur Erntezeit, ungesehen bis zu den Wohngebäuden und essen Alles auf, was für die Arbeiter auf dem Feld bestimmt war. Sie haben auch Männer, aber diese sind nicht so mächtig, jedoch ebenso häßlich wie ihre Weiber. In den Grotten wohnen die „jezinky" (Grottenweiber, böse Weiber), welche die Leute einschläfern und ihnen die Augen ausstechen. Gerade um die Mittagszeit gehen die „poludnice" (polednice) aus, die einen Jeden, der sich vor ihnen nicht verbeugt, über die Füße schlagen und ungehorsame Kinder erwürgen. Ihnen ähnlich sind die „kosířky". Sie treiben sich auf den Feldern herum und jagen die Kinder, die Erbsenfelder aufsuchen und die Hülsen pflücken. Das böhmische Volk in den am Riesengebirge liegenden Gegenden kennt auch den Krakonoš oder Rübezahl, der während eines Sturmes auf den Katharinenbergen (Kačenčiny Hory = Hohe Mense) seine Katharina aufsucht.

Mehr als der helle Tag hat die dunkle und helle Nacht ihre geheimnißvollen Wesen. Aus den Wässern locken mit ihrem Gesang die Sirenen (ochechule), halb Jungfrau,

halb Fisch; zur Nachtzeit kommt auch der Wassermann aus den Wässern, ein näselndes Männlein ohne Daumen an der linken Hand, im grünen Rock, aus dessen linkem Schößel das Wasser heruntertröpfelt; er birgt in Töpfen die Seelen der Ertrunkenen. Indem er am Ufer oder auf einer Weide sitzt, kämmt er sich das lange röthliche (auch grüne) Haar oder näht an seinen Stiefeln. Es gibt eine ganze Reihe von Sagen von diesem verderblichen Wasserwesen, das sich in mannigfache Gestalten verwandeln kann, bald in einen Krebs, bald in eine auf dem Wasser schwimmende Laterne, in einen Rappen ohne Unterlippe, den man nur mit einem Baststrick, sonst aber gar nicht fesseln kann.

Zur Nachtzeit treiben sich auch im Walde geheimnißvolle kleine Hunde (vyžlata) herum, und wehe dem, der es wagen würde, auf sie zu schießen. Wer im Walde übernachten muß, kann sich nur dadurch gegen sie schützen, daß er drei Kreuze auf dem Baumstock macht, bei dem er sich lagert. Und draußen auf den Feldern, über Moräſten, schweben die Irrlichter (světýlka, bludičky), das sind die Seelen umgetaufter Kinder, und locken die Verirrten in Sümpfe, oder es leuchtet im Dunkel der Feuermann (ohnivý muž), oder fliegt in der Höhe als eine Feuerkugel mit einem Feuerschweif (světlonoš). Dieser läßt sich auf den Rauchfängen nieder, läßt hier Schätze hinunterfallen, dem plivník oder zmok (Drache) ähnlich, der auch in der Nacht Alles in Fülle bringt: Getreide wie Geld, aber schließlich die Seele Desjenigen verlangt, dem er so gewogen war.

Ein bleibender Gast, ein Hausgott ist der šotek (skřítek, diblík, hospodářiček, Hausgeist). Sein Cultus hat sich aus der Verehrung verstorbener Familienmitglieder, deren Seelen beim Hausherde verbleiben und die Geschicke der Familie theilen, entwickelt. Das Christenthum hat zwar diese Anschauungen verändert, aber nicht ausgemerzt. Aus guten Hausgöttern sind neckische Wesen höllischer Abkunft, die jedoch im Allgemeinen gut und hilfreich sind, geworden. Dieser Hausgeist entsteht aus dem Ei einer schwarzen Henne, das jedoch kleiner sein muß als ein Taubenei. Wenn Jemand dieses Ei neun Tage und Nächte unter der linken Achsel trägt, ohne sich zu kämmen und zu waschen und ohne zu beten, so geht ihm daraus ein Hausgeist, der ihm dann dient, den er aber nie loswerden kann, hervor. Manchmal verwandelt sich der Hausgeist in einen grauen oder schwarzen Kater, und wer ihn hat, der kann dann Schätze suchen, Diebe im Spiegel zeigen und Geister beschwören. Manchmal birgt er sich als Schlange unter der Hausschwelle und heißt dann hospodář (der Wirth).

Die geschilderten Wesen und auch andere erscheinen am meisten und haben auch die größte Macht in der Nacht vor dem heiligen Johannes dem Täufer. Wenn auf den Bergen die Johannisfeuer aufleuchten, aus deren Funken die Johanniskäfer entstehen, da zeigen sich bläuliche Flammen an Stellen, wo vergrabene Schätze liegen; in dieser Nacht blüht das Farrnkraut mit goldener Blüte und verschiedene Geister und Hexen treiben sich herum.

Auf einem Feuerbrand, einer Feuerkrücke, Flachsbreche oder auf einem Besen fliegen Hexen herum, gegen deren Zaubereien ein Kranz aus dem mächtigen Beifußkraute schützt.

Nur bei der Geburt eines Menschen, aber ungesehen, erscheinen die sudice (Schicksalsgöttinnen), drei weiße Jungfrauen mit Stöcken und Kerzen, um dem Neugeborenen seine Lebensaufgabe zu bestimmen. Sehen kann sie nur, wer einen Kienspan aus Fichtenholz unter einer Weide am Bach auf sieben Tage vergräbt und einen daraus gehauenen Knorren im Johannisfeuer verbrennt. Wenn er dann durch das nach dem Knorren verbliebene Loch schaut, so sieht er bei der Geburt irgend eines Kindes die drei Jungfrauen.

Die menschliche Seele verläßt manchmal noch zu Lebenszeiten durch den Mund den Körper und fährt dann bei Nacht oder untertags als Windhose oder als Wirbelwind (větřice) nach einem Baume des Weges einher. Wer einen solchen Wirbel erblickt, soll dreimal ausspucken, damit er ihn nicht anblase, dagegen kein offenes Messer in den Wirbel hineinwerfen, sonst möchte er schwer den schlafenden Körper jener im Wirbel befindlichen Seele verwunden. Häufiger jedoch schleicht sich eine Seele, die den Körper eines Lebenden (oder auch Todten) verlassen hat, in verschiedenen Gestalten in das Haus, legt sich den Schlafenden auf die Brust, würgt, plagt oder saugt sie aus, so daß sie beinahe ersticken. Die so herumgehende Seele ist die Trud (mura, morous) und der von ihr Geplagte kann sich nur dadurch befreien, daß er ihr etwas verspricht, wenn auch nur eine Kleinigkeit. Dadurch überzeugt er sich auch, wer ihn würgte, denn derjenige, dessen Seele in der Nacht als Trud herumgeht, kommt selbst und holt sich am Morgen die versprochene Sache ab. Viele Sagen sind auch von anderen Seelen, welche Schätze bewachen oder ruhelos in der Nacht herumirren und warten, bis sie Jemand befreit, im Volke verbreitet oder von Todten, wie zum Beispiel vom todten Bräutigam, der in der Nacht seine lebende Geliebte abholt, oder von Todten auf dem Friedhofe, die einmal im Jahre in der Kirche zusammenkommen, und zwar vor der Frühmette, welche ein verstorbener Geistlicher hält. Und es ist nicht rathsam, daß sich ein Lebender in diesem Augenblick ihnen beigeselle, wie die Sage von dem Mädchen erzählt, das seltsamer Weise in die Mette der Todtem kam und dem Verderben nur durch die Liebe ihrer verstorbenen Großmutter entging, die ihr rechtzeitig ein Zeichen gab, sie möchte fliehen. Verbreitet ist auch die Sage von dem Dudelsackpfeifer Švanda, der den bösen Geistern zu ihrem wilden Reigen spielte, bis er dann auf einem Galgen aufwachte.

Überaus zahlreich treten auch Geister und Teufel, Hexen, Zauberer, Drachen und Lindwürmer, Riesen und Zwerge in den Volksmärchen neben Königen, Prinzen, Prinzessinnen und anderen auf, und zwar in verzauberten Schlössern, auf einem Glasberge, jenseits des Meeres oder auf Zauberinseln und in Zaubergärten, in Grotten und wüsten Wäldern.

Nicht selten helfen dem Menschen gegen diese übernatürlichen Wesen die Thiere, deren Sprache man durch ein Zaubermittel verstehen kann. Die mythologische Bedeutung dieser Volksmärchen, insofern sie noch darin zu finden ist, können wir hier freilich nicht erörtern. Ihre Anzahl ist sehr groß, wie davon die von ihrem vortrefflichen Erzähler K. J. Erben herausgegebenen Sammlungen zeugen; andere rühren von B. Němcová, J. Malý, Košin von Radostov und Anderen her.

Ihrem Inhalt nach sind die böhmischen Märchen und Sagen vorwiegend ernst, aber es kommen darin auch Stellen vor, ja es gibt auch ganze Märchen, die durch ihren Volkshumor ausgezeichnet sind: so die charakteristischen Märchen vom dummen Hans, dem Ofenhocker, der bis zu seinem zehnten Jahre gesäugt wurde, vom ungeheuren Kraftmenschen und großen Esser, der gutmüthig, aber im Allgemeinen nicht so dumm, als sich seiner körperlichen und seelischen Stärke unbewußt ist und daher häufig Anderen dient.

Historische Sagen und Weissagungen, die das Königreich Böhmen betreffen, liebt das böhmische Volk besonders, ebenso wie es auch böhmische Chroniken fleißig liest. In der Volkstradition hat sich zumeist die Erinnerung an die ältesten, mythischen Zeiten erhalten, doch hat auch die Volkssage so manche, wirkliche Begebenheit der späteren Zeiten nach Märchenart ausgeschmückt. Diese Sagen sind in allen böhmischen Gegenden bekannt und daneben hat jede Gegend ihre eigenen Sagen von alten Burgen, Kirchen, Klöstern und Schätzen. Den Mittelpunkt aller Sagen bildet das königliche Prag, „matička Praha“ (Mütterchen Prag), wie es das Volk nennt, um der schmachtenden Liebe, die es zu dieser Stadt hinzieht, Ausdruck zu geben. Von der großen Zahl der Sagen können wir hier selbstverständlich nur die bekanntesten berühren; so die Sage von der Ankunft des Stammvaters Čech, der mit seinen Scharen auf dem Georgsberge (Říp) Halt machte, von dem ersten Fürsten Krok, besonders aber von seinen drei Töchtern Kazi, Teta und Libuša. Unter diesen ist Libuša, eine weise Fürstin und Seherin, der Mittelpunkt eines ganzen Sagencyklus. Das Volk erzählt sich, wie sie die Stadt Prag gegründet und ihren Ruhm prophezeit hat, von ihren Zaubergärten um den Vyšehrad herum, von ihrem Bade unter dem Vyšehrader Felsen, von der Wasserquelle Jezerka in der Nähe von Vyšehrad, wo Přemysl und dann seine Nachfolger zu Fürsten proclamirt und von hier unter feierlichem Geleite auf den Vyšehrad geführt wurden, auch davon, wie Libuša den Streit zweier Brüder schlichtete, wie sie den Vladyken Přemysl von Stadic vom Pfluge auf den Fürstenthron berief, von dem starken Helden Bivoj, ihrem Schwager, vom Mädchenkriege, der nach dem Tode der Libuša unter der Anführung der tapferen Vlasta ausgebrochen war, von der verführerischen Šárka und von Ctirad, vom Falle der Mädchenburg Děvín. Doch nicht blos Vyšehrad, sondern auch die Burg Libitz in der Nähe von Poděbrad, wo der heilige Adalbert geboren ward, war nach der Sage ihr Sitz.



Die St. Wenzelsritter im Berge Blanik.

Von der Libitzer Burg aus ließ sie eine hölzerne Schanze auf den nahen Berg Oskobrh, von dem so manche Ortssage zu erzählen weiß, aufführen. In der Sage lebt auch der Edelmann Horymir, der unter dem heidnischen Fürsten Křesomysl, nachdem er die Bergwerke zerstört hatte, durch den fabelhaften Sprung seines Pferdes Šemík vom Vyšehrader Felsen dem sicheren Tod entging. Heutzutage zeigt man noch in Neumětel die Stelle, wo der treue Šemík begraben wurde.

Aus der ersten Zeit des Christenthums rühren so manche legendäre Sagen von der heiligen Ludmila, von ihrer Schnur und Gegnerin, der Fürstin Drahomira, der Mutter des heiligen Wenzel, welche nach der Sage, die ihr gewiß Unrecht thut, noch zu Lebzeiten am Pohořelec vor der Prager Burg in den Boden versank. Vom heiligen Wenzel „dem Beschützer und Patron des Böhmerlandes" gibt es einen ganzen Sagencyklus, von seinem Leben, von den Stätten seiner Wirksamkeit in Prag, von seiner Ermordung und von den Wundern, die darnach geschahen, davon, wie vielmal er das böhmische Heer beschützt und ihm zum Siege verholfen hat, wie die Böhmen immer gesiegt haben, wenn sie unter seinem Banner fochten. Der heilige Wenzel läßt es, wie man in einem viele Jahrhunderte alten Liede betet, nicht zu, daß das böhmische Volk untergehe. Darum glaubt das böhmische Volk an ihn und seine Hilfe, wie es die Sagen von den Rittern im Blanikberge bestätigen.

In der Nähe der Stadt Blašim erhebt sich beim Städtchen Louňovitz ein waldiger über 600 Meter hoher Berg — Blanik —, auf dessen Gipfel man uralte Befestigungsmauern sieht. Von der Burgveste sieht man heutzutage keine Spur mehr. Und in diesem Berge Blanik schlummern die Wenzelsritter, sie schlummern und warten, bis sie in den Kampf gerufen werden. Die Sage erzählt in den mannigfachsten Variationen, wie Leute unter die Blanikritter gerathen sind, der Hirt, das Mädchen, der Schmied, der die Ritterpferde beschlagen mußte und wie er dafür belohnt wurde. Und alle, die in den Berg hineinkamen, verweilten dort über ein Jahr, obgleich sie glaubten, sie wären dort nur eine Weile gewesen. Unter dem Gipfel des Blanik ist ein Felsen, der die Gestalt eines gebrochenen Bogens hat. Dort ist der Eingang in den Berg. Dort entspringt auch eine Quelle, wo die Blanikritter ihre Pferde tränken, wenn sie nach langer Zeit wieder einmal in einer hellen Mondnacht auf die Wiese zwischen den Wäldern am Fuße des Berges reiten, um sich dort Ritterspielen hinzugeben. Während einer solchen Nacht ertönt in der Umgebung ein dumpfes Getöse, gedämpfter Trommelschlag und Trompetenschall. Des Morgens sieht man dann auf der Wiese unzählig viele Spuren von Pferdehufen. Aber in den wirklichen und schwersten Kampf werden die Blanikritter erst ziehen, bis es in Böhmen am ärgsten ist, bis es hier so viele Feinde gibt, daß sie das ganze Königreich an den Hufen ihrer Pferde verschleppen könnten. Dann werden die Baumwipfel im Blaniker Walde dürr, auf dem Gipfel des Berges wird eine alte dürre

Eiche ergrünen und die Quelle beim Felsen wird so wasserreich, daß sie als Gießbach hinunterströmt. Dann wird sich der Blanik aufthun und die Ritter, geführt vom heiligen Wenzel, werden in den Kampf ziehen. Und es wird ein so wüthender Kampf entbrennen, daß das Blut wie ein Strom von Strahov bis zur steinernen Karlsbrücke fließt, und in diesem Kampfe wird der heilige Wenzel alle Feinde vernichten. Nach einer Variante wird dieser schreckliche Kampf auf dem Berge Svidník in der Umgebung von Pilgram ausgekämpft werden. Ähnliche Sagen wie vom Blanik werden auch von dem erwähnten Berge Oskobrh, von dem waldreichen Berge Turov in der Umgebung von Nachod erzählt.

Aus der späteren Zeit des Christenthums kennt die böhmische Sage den heiligen Wolfgang, den heiligen Adalbert, den Abt des slavischen Klosters zu Sazava, Prokop, der Teufel bändigte und vor den Pflug spannte und den deutschen Mönchen nach seinem Tode als Geist erschien.

Von dem ruhmreichsten böhmischen König, Karl IV., erzählt sich das Volk, wie mit Karl die Wiege wuchs, bis sie zu einem Bett wurde (dieses befand sich auf seiner berühmten Burg Karlstein) und wie dieses nach seinem Tode Niemanden auf sich ruhen ließ und Alle herabwarf. Auch die Sage von dem fabelhaften Schatze des Opatovitzer Klosters berührt hauptsächlich Karl IV.

Aus den gewaltigen husitischen Kämpfen hat die böhmische Volkstradition am lebhaftesten das Andenken an den gewaltigsten der Kämpfer — Johann Žižka von Trocnov — bewahrt. Von dem blinden Helden circuliren im Volke verschiedene Sagen, wie er unter einer Eiche geboren wurde, wie er erblindete, wie er als Blinder den stärkeren Feind mit Gewalt und Kriegslist überwältigte, wie er die Burgen seiner Feinde niederriß und schließlich wiederum unter einer Eiche starb. Seine Kriegsthaten haben sich tief in das Gedächtniß des Volkes eingeprägt. Noch heute zeigt das Volk die Stätten, nicht blos wo Žižka geboren wurde und starb, sondern auch wo er einmal Halt machte, sein Lager aufschlug, unter einem Baume ausruhte oder wo er sein Mahl einnahm. Daher finden wir in verschiedenen Gegenden bald einen Žižkafelsen, bald einen Žižkatisch und eine Žižkalinde. Der Glaube an seine Stärke streifte schon an den Aberglauben, wie man daraus ersehen kann, daß zu der Eiche, wo er geboren ward, die Leute aus der Ferne pilgerten, um sich einen Ast oder ein Scheit aus ihrem Stamme zu einem Beil- oder Hammerstiel zu holen, weil man allgemein glaubte, daß Werkzeuge mit solchen Stielen besonders wirksame und mächtige Schläge ertheilen würden. Die Sage von der mit Žižkas Haut überzogenen Trommel, bei deren bloßem Schall schon die Kreuzfahrer und andere gegen die Böhmen ausgerüsteten Feinde davonflohen, ist dem böhmischen Volke wohlbekannt, aber wahrscheinlich ist nicht das Volk selbst ihr Urheber, sondern sie gelangte zu ihm aus der Chronik des Aeneas Silvius und durch Hájek.

An die Zeit der religiösen Wirren nach der Schlacht am Weißen Berge erinnert die aus dem östlichen Böhmen stammende Sage von der Rosenwiese. Unweit von Leitomischl, das einst die bedeutendste Stadt der böhmischen Brüder war, hinter dem Dorfe Morašitz ist zwischen Feldern beim Walde ein kleiner Anger, auf dem niedrige Sträucher mit eigenthümlichen Rosen, die gewöhnlich im Juni blühen, wachsen; in Blumentöpfen am Fenster gedeihen diese Rosen nicht. An dieser Stelle, erzählt die Sage, kamen die böhmischen Brüder aus der weiten Umgebung zusammen, bevor sie ins Exil gingen. Hier beteten sie zum letzten Mal gemeinsam, verrichteten ihre Andacht, und nachdem sie dann ihren goldenen Kelch vergraben hatten, nahmen sie Abschied von ihrer Heimat. Und auf diesem Anger, der auch bei den späteren Generationen eine gewisse heilige Scheu erweckte, wuchsen die erwähnten dunkelrothen Rosen hervor, und Niemand wagte es, so leicht die denkwürdige Stätte zu berühren. Und wer es that, der hat es bitter gebüßt, wie der Bauer, dem, als er den Anger umzuackern begann, die Pferde lahm wurden. Einem anderen, der dennoch ein Stück davon umgeackert und Lein darauf gesäet hatte, verbrannte die Tochter beim Dörren dieses Leines. Dieser Rosenanger war nur in der Umgebung bekannt, aber Staunen erregte es, als einige russische Officiere, die im Jahre 1813 mit ihren Truppen gegen Napoleon zogen und in die Gegend kamen, nach dem Rosenanger frugen. Und als sie hinzukamen, da knieten sie nieder, rutschten auf den Knieen heran und beteten inbrünstig. Auf diesem Rosenanger werden einst auch drei Potentaten zusammenkommen, und dann erst wird der wahrhafte Friede herrschen und jeder Krieg wird aufhören. So erzählt die Sage, in diesem Falle sozusagen ein Wiederhall der Ideen der böhmischen Brüder.

Die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges konnten freilich nicht aus dem Gedächtniß des Volkes entschwinden. Aber die Erinnerungen daran haben sich zumeist in verschiedenen örtlichen Sagen erhalten. Im westlichen Böhmen, besonders in der Umgebung von Taus, wird viel von Johann Sladký, genannt Kozina, erzählt, wie er die alten Privilegien der Choden gegen Wolf Lamminger von Albenreut vertheidigte und wie er, ungerecht zum Tode verurtheilt, den genannten Edelmann vor das Gericht Gottes forderte und wie Herr Lamminger noch vor Schluß desselben Jahres auf seinem Sitze Chodenschlooß bei Taus, vom Geiste Kozina's gerufen, eines plötzlichen Todes starb.

Zu den historischen Sagen gesellen sich noch verschiedene Weissagungen, die beim böhmischen Volke seit jeher beliebt waren. Die ältesten und auf heimischem Boden entstandenen sind jene, die von der Fürstin Libuša herrühren und welche später Krivojen Budek niedergeschrieben haben soll. Die angeblichen Weissagungen der Libuša betreffen die Schicksale Böhmens, den Reichthum dieses Landes in den künftigen Bergwerken, wie in Eule, Přibram, Kuttenberg und sonst auch. Neben diesen kamen auch

etwa im XV. Jahrhundert die Weissagungen der Sibylle auf, die jedenfalls auf lateinischen Aufzeichnungen beruhen; letztere wurden wieder nach einem griechischen Original, das aus dem I. bis IV. Jahrhundert n. Chr. herrührte, niedergeschrieben. Nicht weniger populär wurden die Weissagungen des blinden Jünglings (slepý mládenec), in denen auch die Blanikſage enthalten ist. Der blinde Jüngling verkündete Karl dem IV. die Geschicke seiner Nachfolger und die Geschicke des böhmischen Königreiches. Derselbe Jüngling soll auch, obzwar er blind war, die ganze wunderbare Ausstattung aus menschlichen Knochen und Schädeln in der Kapelle zu Sedlec bei Kuttenberg zusammengestellt haben, oder nach einer Variante verfertigte er die berühmte Uhr auf dem Prager Rathhause in der Altstadt, hat sie aber auch dann durch einen einzigen Griff, als man ihm die Autorschaft abstritt, verdorben. Aus einer etwas späteren Zeit, etwa aus dem XVI. Jahrhundert, rühren die Weissagungen des Havlata Pavlata, eines einfachen Bauers und Gebirgsbewohners aus Vyšoké.

Alle diese Weissagungen, die die Geschicke des Königreiches Böhmen betreffen, wurden allerdings den Zeitverhältnissen angepaßt. Es wird in ihnen von Greueln und Schrecknissen erzählt, von unerhörten Robotarbeiten, davon, daß die weltlichen und geistlichen Obrigkeiten die böhmische Sprache hassen werden, von schrecklichen Kriegen, ja sogar vom Fall der Stadt Prag, aber in allen ist schließlich die trostvolle Prophezeihung enthalten, daß alle die Leiden aufhören werden, daß der heilige Wenzel zu Pferde mit dem Schwerte und der heilige Prokop mit dem Krummstabe die Feinde besiegen und aus dem Lande vertreiben werde.

Neben diesen allgemein bekannten Weissagungen gibt es auch viel örtliche, so zum Beispiel in der Umgebung von Nachod, das zur Zeit der schlesischen Kriege im vorigen Jahrhundert hart mitgenommen wurde. Dort zeigt man noch heutzutage eine alte Föhre hart an der Grenze und erzählt, dort werde der preußische König auf der Flucht aus Böhmen ausruhen, nachdem er aufs Haupt geschlagen sein wird, und es werden ihm von seiner Armada nur so viele Soldaten übrig bleiben, als um eine Trommel herumsitzen können.

Die erwähnten Weissagungen, in denen das böhmische Volk in Zeiten der Noth Trost fand, wurden unter dem Volke vom XVI. Jahrhundert an durch zahlreiche Nachdrucke verbreitet und trugen bis zu einem gewissen Grade in schweren Zeiten des XVII. und XVIII. Jahrhunderts mit dazu bei, das nationale Bewußtsein und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu erhalten.

Volkstrachten. Die ursprüngliche böhmische Tracht war jener der anderen slavischen Völker, namentlich der der Polen ähnlich. Das beweisen nicht blos die gemeinsamen Benennungen der einzelnen Bestandtheile, die die Tracht bilden, sondern auch directe Nachrichten, wie die des Adam von Bremen und Helmold. Leinwand, Tuch, Leder und

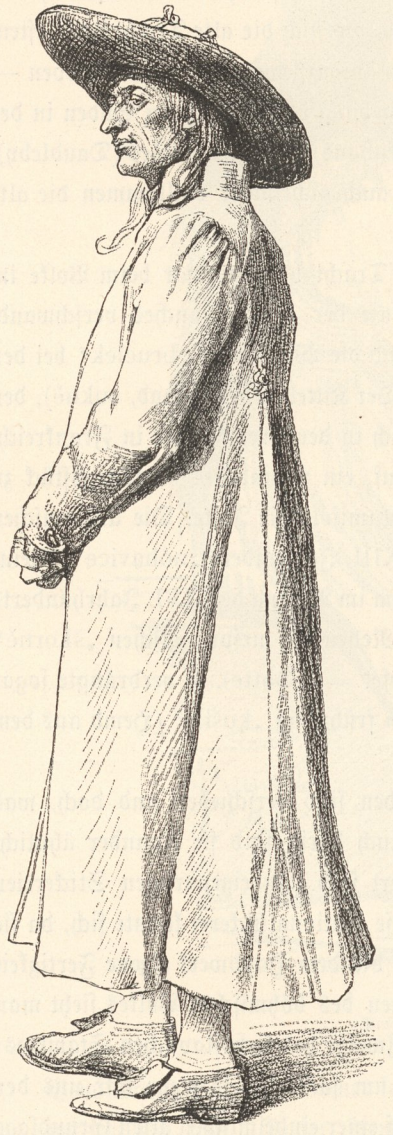
Pelzwerk, das war der Stoff, aus dem das Kleid verfertigt wurde, und zwar: Leinkittel, Hemden, Kopftücher und Ärmel, Röcke, Mäntel, Mützen, Beinkleider, Beschuhung und Pelze.

Bei den Böhmen äußerte sich jedoch früher als bei den anderen slavischen Völkern der fremde Einfluß auf die heimische Tracht, wenn auch nicht gleich in allen Schichten und auch nicht in allen vom böhmischen Volke bewohnten Ländern, so daß zum Beispiel die Böhmen Mährens, besonders die Slovaken, ihre heimische Tracht am längsten und besten erhalten haben. Daß in Böhmen so frühzeitig fremde Trachten Eingang fanden, das verschuldete gewiß hauptsächlich die Lage des Landes, das sich gegen europäische Moden nicht abschließen konnte, und der lebhafte Charakter des Volkes selbst. Der Westen traf hier mit dem Osten zusammen; der Westen wirkte jedoch mächtiger, freilich zuerst in den wohlhabendsten Schichten, namentlich beim Adel, und zwar am mächtigsten im XIV. Jahrhundert während der Herrschaft der Luxemburger, wo die französische Tracht am Hofe und bei dem höheren Adel Eingang fand. Aber noch um diese Zeit (im Jahre 1318) spricht das Privilegium der Prager Schneider von der böhmischen Tracht. Dann wirkten auch andere Einflüsse, wie der deutsche, wenn auch nicht dermaßen, wie man es wegen der nahen Nachbarschaft und der zahlreichen politischen und geschäftlichen Berührungen der Böhmen mit den Deutschen voraussetzen könnte.

Der strenge Geist des Hussitismus, der jeden Luxus als sündhafte Eitelkeit verdammte, machte der Pracht und Üppigkeit in den Trachten, wie sie in Böhmen namentlich das XIV. Jahrhundert eingeführt hatte, ein Ende, und es ist interessant, wie man aus Vermächtnissen und Inventarien jener Zeit ersehen kann, daß damals dunkle und graue Farben die Oberhand erlangten gegenüber den früher so beliebten lebhaften und hellen. Aber schon gegen das Ende des XV. Jahrhunderts macht sich eine Reaction bemerkbar. Prächtige Trachten kamen wieder auf und herrschten namentlich im XVI. Jahrhundert, so daß die Landtage nicht selten strenge Verbote dagegen erließen.

Zu jener Zeit herrschte in Böhmen wie im übrigen westlichen Europa hauptsächlich die italienische und spanische Tracht vor; darnach kam die französische auf, namentlich beim Adel und der Bürgerschaft, während das Volk sich mehr conservativ verhielt. Die die Mode betreffenden Veränderungen gingen in früheren Zeiten überhaupt nicht so rasch vor sich, namentlich nicht im Volke. Doch auch der böhmische Landmann konnte sich nicht ganz fremden Einflüssen verschließen. Er richtete sich hauptsächlich nach seiner Herrschaft und nach den Städten, indem er von ihrer Mode, wenn auch verspätet, so Manches annahm. Bemerkenswerth ist es, daß man am Fuße des Riesengebirges, bei Vysoké noch in jüngster Zeit (und vielleicht noch jetzt) den Hut auch „pirit“ nannte, und das dortige „kacalik“, das auch sonst in Böhmen vorkommt, ist ein Überbleibsel aus dem

XVI. Jahrhundert, aus dem italienischen „fazzoletto“. In böhmischen Gegenden am Fuße des Riesengebirges hat sich auch noch die „kukla“ erhalten, wenn auch nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, indem sie nunmehr ein großes Tuch bedeutet, in das jetzt wie einst in die Kapuze der Kopf eingehüllt wird. Im östlichen Böhmen tragen noch heutzutage die Bauernweiber große gefaltete Kragen an den Hemden, die an die Halskrause (okruži) längst vergangener Jahrhunderte erinnern, und noch heutzutage kommt hier und da der alterthümliche Namen „ožidli“, der aus den Aufzeichnungen des XV. Jahrhunderts bekannt ist, vor. Kränze aus Metallblech, die einst adelige und reiche bürgerliche Damen trugen, waren noch bis in die jüngste Zeit bei den bäuerlichen Bräuten beliebt, und mit Puder, eigentlich mit Mehl, bestreuten die Mädchen im nordöstlichen Böhmen den frisirten Kopf, wenn sie Kranzeljungfern waren, noch in den Dreißiger-Jahren dieses Jahrhunderts.



Ein alter Chode.

Der wirthschaftliche Fortschritt, dann der Umstand, daß man Stoffe und Kleid zu Hause zu erzeugen aufhörte, besonders aber eine vervollkommte Communication, durch welche einst abgeschiedene Gegenden mit anderen in freie Berührung kamen, nicht weniger der Aufschwung der Industrie, besonders aber das Fabrikswesen und der Handel, hatten zur Folge, daß das böhmische Volk auffallend schnell seine eigenthümlichen Trachten, die es namentlich aus dem vorigen Jahrhundert gerettet hatte, abzulegen begann. In manchen Gegenden ging dieser Wechsel in den Fünfziger-Jahren vor sich, in anderen, namentlich im Gebirge, etwas später. Vor dieser Zeit hatten alle böhmischen Gegenden ihre Tracht, wie man aus den bäuerlichen Hochzeiten, die in Volkstrachten bei der Krönung Ferdinands V. zum König im Jahre 1836 abgehalten wurden, ersehen konnte.

Heutzutage geht der Landmann meist nur mehr städtisch gekleidet einher, freilich nach dem Schnitt seines Dorfschneiders, obgleich es auch Dörfer in reichen Gegenden gibt,

wo man den in einer Kutsche fahrenden Bauer nur schwer von einem nach der Mode gekleideten Städter unterscheiden kann. Aber es gibt auch noch jetzt Gegenden, wo die einheimische Tracht nicht etwas schon Alterthümliches ist und nicht blos ein Kleid, das nur bei Nationalfesten getragen wird. Am besten behauptet sich die alte Tracht im Westen, namentlich in den Dörfern der einstigen böhmischen Grenzbewohner — der Choden — in der Umgebung der Stadt Taus, dann in der Umgebung von Pilsen, im Süden in der Umgebung von Veselí („na blatech"), bei Tabor, Neuhaus und bei Teindles (Daudleby). Im östlichen Böhmen haben noch die Weiber, wenn auch nicht mehr vollkommen die alte Tracht erhalten.

Die Bestandtheile der ursprünglich slavischen Tracht blieben zwar beim Volke im großen Ganzen, änderten sich aber doch im Verlaufe der Zeit. Manches verschwand, Anderes wieder, wie das Mieder bei den Frauen und die Weste oder „bruclek" bei den Männern, wurde von anderwärts hinzugenommen. Der Kittel (Obergewand, sukně), den ursprünglich Männer wie Weiber trugen und der auch in der Fremde, wie in Frankreich, Eingang fand, hörte vom XVII. Jahrhundert an auf, ein männliches Kleidungsstück zu sein. An seine Stelle trat der Rock, dann auch das Kamisol, die Jacke. Die altslavischen „hace" (serbisch, slovakisch gatě) wurden schon im XIII. Jahrundert „nohavice" (Beinkleid, Pantalon) genannt. Neben dieser Benennung kam im Anfang des XVI. Jahrhunderts noch das fremde Wort „galioty", „kalhoty" auf. Neben der ursprünglichen „škorně" und „střevice" verbreitete sich das Wort bota (Stiefel = la botte), ja verdrängte sogar das erstere und statt des ursprünglichen „čechel" kam frühzeitig „košile" (Hemd aus dem lateinischen casula) auf.

Die Trachten in den oben erwähnten Gegenden sind verschieden und doch, was die Bestandtheile anlangt, im Wesentlichen gleich. Auch darin sind sie einander ähnlich, daß sie alle mit vielen und reichen Stickereien geziert sind. In eigenartigen Stickereien bewährte das Volk seine künstlerische Begabung. Diese Nationalstickerei konnte sich, da sie weniger als jede andere Arbeit der Hausindustrie an die dem Handwerk eigene Fertigkeit gebunden war, ganz frei entwickeln. In den Stickereien des böhmischen Volkes sieht man eine große Ähnlichkeit mit jenen der beiden anderen Zweige des čechoslavischen Stammes: der Mährer nämlich und der Slovaken, und zwar um so mehr, je mehr wir uns der mährischen Grenze nähern. Diese Stickerei hat sich auf einer einheimischen alten Grundlage entwickelt und gerade jene Stickereien, die aus dem echten Volksgefühl hervorgegangen sind, haben unzweifelhaft künstlerischen Werth. Doch auch fremde Einflüsse, besonders aus der Kirche, aus der Stadt und aus dem herrschaftlichen Schlosse drangen in die Bauerngüter und Hütten, und es war besonders der Barockstil, dessen Einwirkungen die ursprüngliche Volksornamentik nicht entging. Doch der slavische Geist war in der Cultur der bäuerlichen



Tracht aus der Gegend bei Taus (Domažlitz).

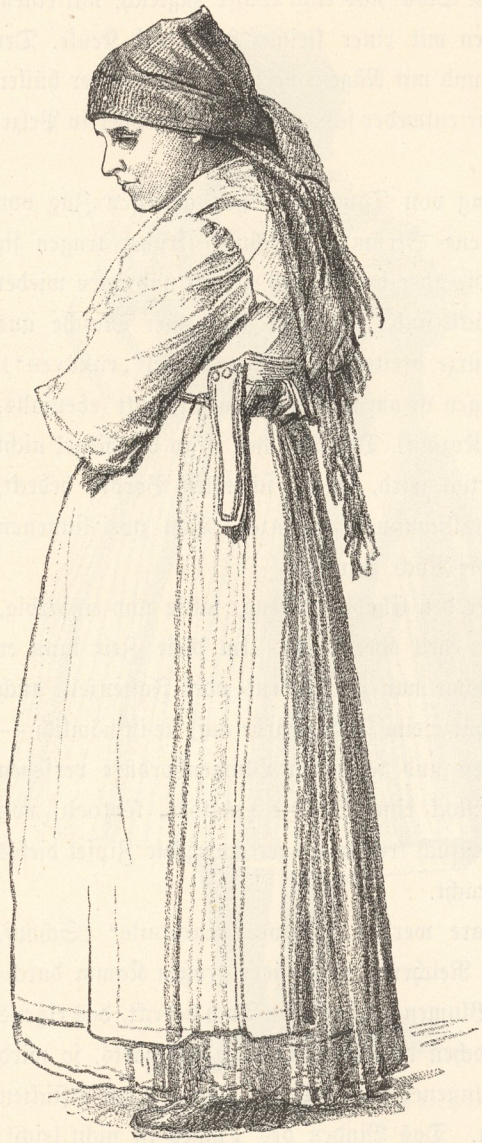
Bevölkerung Böhmens immer so mächtig, daß er sich durch keinen fremden Einfluß völlig verdrängen ließ. Dieser fremde Einfluß verschmolz nicht selten mit den ursprünglichen Elementen zu einem neuen, abermals eigenartigen Ganzen. Am schönsten sind die Stickereien der „plena“ (ein großes Kopftuch) und der Haube (holubinka). Doch auch auf den Schürzen, Leibchen, auf dem weiblichen und männlichen Hemde, wie auch auf den Westen, den männlichen Jacken und weiblichen Röcken finden wir kunstvoll verfertigte Stickereien, die in Farbe und Zeichnung ebenso wirkungsvoll sind wie die aus rothem

Garn verfertigten Stickereien der Plachen, mit denen das Bett der Wöchnerin verhängt wird. Neben gefärbtem Garn verwendet man bei den Stickereien bunte Seide, goldene Fäden, glänzende farbige Perlchen (hůstky, Schmelz) und Flimmergold. Die technische Ausführung verräth große Fertigkeit. Bezeichnend sind concentrische Zergliederungen einzelner Motive und ein großer Farbenreichthum, der noch gesteigert wird durch goldschimmernde kleine Metallschuppen und durch farbigen Schmelz. Unter den Farben dominiren Gelb und Roth, obzwar auch schwarze Stickereien schon im XVI. Jahrhundert, wie durch alte Aufzeichnungen bestätigt wird, verbreitet waren. Doch auch die Weißstickereien weisen Stücke von wunderbarer Arbeit auf und können sich als Specialitäten geradezu rühmen (wie zum Beispiel die Knotenstickereien der Hauben). Die Ornamentalmotive stammen, abgesehen von den geometrischen, zumeist aus dem Pflanzenreiche; von den Thieren erscheint am häufigsten ein stilisirter Vogel, namentlich der Hahn.

Vor der Beschreibung der einzelnen Trachten sei hier noch der Pflege des männlichen Kopfes erwähnt. Die alterthümliche Sitte, Kinn und Wange zu rasiren, herrscht noch heutzutage, obgleich man auch schon, namentlich auf dem Lande, bei den jüngeren Leuten Vollbärte oder Schnurbärte oder wenigstens Backenbärte sehen kann, diese namentlich in der Umgebung von Soběslau und Veselí. Langes Haar, rund zugeschnitten hinter die Ohren und manchmal auch in die Stirn nach alter Mode gekämmt, wird nur mehr selten getragen, am ehesten noch von alten Leuten in abgelegenen Gebirgsdörfern. Die Jüngeren lassen sich das Haar zuschneiden, kämmen es mannigfach und theilen es zumeist so, daß der Scheitelstreif über dem linken Ohr sich befindet.

Die Männer im Chodengebiete in der Umgebung von Taus tragen gelbe lederne Hosen, die an den Knien Riemchen („ještěrky“, Eidechsen) haben, weiße oder blaue Strümpfe und über sie Röhrenstiefel, obzwar jetzt die langen Stoffhosen (Pantalon) überwiegen. Die blaue Tuchweste oder „lajb“ pflegt auf dem Kragen und über den Taschen mit bunter Seide schön gestickt zu sein. In der Regel wird sie nicht ganz zugeknöpft, damit man das Futter aus rothem Tuch sehen kann. Das Sonntagshemd aus feiner Leinwand ist ebenfalls mit weißen Stickereien geziert, und zwar am Kragen, an den Ärmeln und unteren Ärmelbesätzen. Der Kragen wird über dem Halstuch, das gewöhnlich von Seide und zu einer Masche gebunden ist, umgelegt. Über der Weste tragen die Jungen („chlapci“) eine dunkelblaue Tuchjacke, die ebenfalls am stehenden Kragen, an den Klappen (Lidern) und Ärmeln mit reichen Stickereien aus bunter Seide geschmückt ist. Diese Jacke hat zwei Reihen glänzender Knöpfe, wird aber in der Regel offen getragen. Aus der einen der beiden Taschen guckt das Tuch, das zumeist roth ist, heraus, aus der anderen ein gezierter Tabaksbeutel. Früher trug man auch Gürtel, die ebenfalls gestickt oder mit Silber beschlagen waren.

Den Kopf bedeckt man mit einem weichen schwarzen Hute oder mit einer Mütze, deren Verbrämung aus Otterfell und deren Obertheil (Kopf) rund, roth oder grün ist (vydrovka). Früher trugen die Jungen breitkrempige schwere Hüte mit bunten Schnüren oder auch mit Glaszierath („zdrcky“) und seitwärts auch mit einem Sträußchen geschmückt. Der verheiratete Mann kleidet sich ähnlich, nur daß er statt der Jacke zur Trauung zum ersten Mal einen langen Tuchrock von dunkelblauer Farbe mit rothen Passepoils nimmt. Das ist des Mannes „ženicí župan“ (Heiratsrock) und ihn trägt er sein Leben lang in die Kirche und zu allen Festen, wie zum Beispiel zur Taufe. Zum Zuknöpfen hat dieser Rock nur ein Loch unter dem Halse und in dieses steckt der Bräutigam bei der Hochzeit ein von der Braut ihm geschenktes Band und trägt es, so lange überhaupt vom Rock noch ein Stück bleibt — bis zu seinem Tode.



Tracht aus der Gegend von Taus (Domažlitz).

Älter als der Heiratsrock ist seinem Ursprung nach der einst im Chodengebiete allgemein verbreitete und für dasselbe charakteristische, jetzt aber immerhin schon sehr seltene „župánek“, ein weißer Scherkenrock oder vielmehr eine Halena ohne Schößel aus einem halbwollenen Garnstoff ohne Kragen und Knöpfe, ohne alle Stickerei, nur an den Nähten mit schwarzen Schnüren geschmückt. Einst, als die Choden noch Freiheit und Privilegien ungehindert genossen, waren, wie man behauptet, diese Schnüre golden; als sie aber dann nach der unglücklichen Schlacht am Weißen Berge zu Robotarbeiten verkauft wurden, und als der angesehenste Vertheidiger ihrer Rechte Johann Sladký, genannt Kozina, in Pilsen im Jahre 1695 gehängt wurde, da fingen sie an zum Zeichen der Trauer schwarze Schnüre an ihrem weißen Scherkenrock zu tragen. Zum Scherkenrock

trug man Kniehosen aus Weißleder, wollene Strümpfe und Schuhe „mit Ohren", auf dem Kopfe einen schweren breitkrempigen Hut mit schwarzen Bändern, zur Zeit der Trauer mit einem weißen Band. Wenn der Chode auswärts oder zu einem Feste ging, so hatte er in der Hand die „čekana", einen Stock und eine Waffe zugleich, mit einem scharfen Dorn am unteren Ende, am oberen mit einer kleinen Hacke und Keule. Der Stock selbst war oben mit Blech beschlagen und mit Nägeln verziert. Im Winter hüllen sich die Choden in Mäntel mit Kragen ein, die entweder schwarz oder blau, oder in Pelze, die häufig mit gestickten Blumen bedeckt sind.

Die weibliche Tracht in der Umgebung von Taus hat einen gewissen Zug von Noblesse. Die Mädchen tragen rothe wollene Strümpfe, Schuhe (früher trugen sie Pantoffeln, und zwar selbst in der Kirche), die über dem Absatz gestickt und vorn wieder mit Stickereien oder Messingringen geschmückt sind, wie auch mit einer Masche aus schwarzen Bändern. Das Sonntagshemd hat kurze, breite und bauschige Ärmel („rukávce"), die über dem Arm weiß gestickt sind; der Kragen ist am Rande schwarz gestickt (ebenfalls, wie man sagt, zum Zeichen der Trauer nach Kozina). Das Leibchen ist in der Regel nicht gestickt. Der rothe Stoff, aus dem es verfertigt wird, ist mit schmalen Borden bedeckt, zwischen denen zahlreiche Perlchen und Metallschuppen erglänzen. Von zwei linnenen ausgestopften Wülsten am Leibchen werden die Röcke getragen.

Der Rock der Mädchen und Weiber bei den Choden ist eng, faltig und einfarbig, von der Auferstehung bis zum Advent roth (hell oder grell). Um diese Zeit kann er auch grün sein. Einen blauen Trauerrock nimmt man zur Advent- oder Fastenzeit, auch bei Begräbnissen, und dann weist auch die Schürze eine Trauerfarbe auf, sie ist nämlich — weiß. Jeder Rock ist unten mit einer reichen und lebhaften Blumenbordüre versehen („pantl" genannt). Sonst wird über dem Rock eine Schürze (zástěra, fěrtoch) von verschiedenen Farben, auf der Brust ein Seidentuch kreuzweise getragen; die Zipfel dieses Tuches werden unter das Schürzenband gebracht.

Die zu einem Zopf geflochtenen Haare werden zu einer „čampule" (Schopf, Knoten) zusammengedreht und dann bei den Reicheren mit einem großen Kamm durchstochen, der Kopf wird hierauf mit einem mit Blumen geschmückten Tuch bedeckt, das eigens gebunden wird (na babku). Gehen die Mädchen in die Kirche oder auswärts, so wird über dieses Tuch noch ein zweites größeres, linnenes und weißes („plena") mit gestickten Blumen im Zipfel und mit Spitzen gebunden. Das Binden des Tuches ist nicht leicht, es geschieht vor einem Spiegel und dauert geraume Zeit. Zur Zeit der Schwüle wird es aufgebunden und gelockert. Nimmt das Mädchen dieses Tuch, so zieht es auch eine Jacke aus blauem, schwarzem oder weißem Tuch an, die vorn so stark ausgeschnitten ist, daß man das Seidentuch sehen kann. An der Brust zeigt sich unter den Häkeln der Jacke eine große

rothe Masche, die Ärmeln erweitern sich von der Hand zur Achsel und sind mit Seidenstickereien geschmückt, die man auch am Brusttheil der Jacke sehen kann. Die verheirateten Weiber kleiden sich ähnlich, nur daß sie auf die Brust unter das Seidentuch ein Polsterchen, dessen Federn hinauf zum Kinn geschüttelt werden, tragen. Die Verheirateten tragen auch, jetzt freilich schon selten, eine eigenthümliche Haube („koláč") mit schwarzen Stickereien. Wenn sie in die Kirche oder auswärts gehn, so halten sie in der Hand eine Lasttasche (Bastmosche) mit farbiga Einlagen und Bändern geschmückt, während das unverheiratete Mädchen in der Hand ein Tuch, und zwar entweder ein weißes gesticktes oder ein farbiges hat. Die langen weiblichen Pelze früherer Zeit sind heute verschwunden.



Mädchen aus Skvrnan bei Pilsen (alte Tracht).

In der Umgebung von Pilsen finden wir eine ähnliche männliche Tracht wie in der Tauser Gegend, wenn sie auch im Allgemeinen einfacher und nüchterner ist.

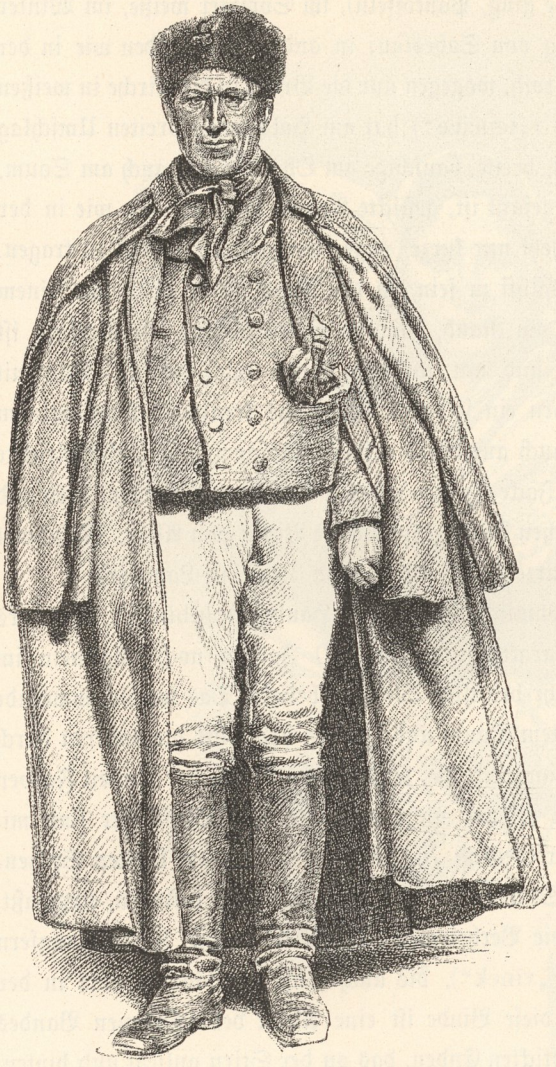
Auch in der Pilsener Gegend trägt man gelbe ledrne Hosen, hohe bis zu den Knien reichende Stiefel oder nach alter Site Strümpfe und Schuhe; über den Hemde, dessen Kragen über das seidene Halstuch, das bei Männen schwarz ist, umgelegt wird, eine Weste aus dunkelblauem ins Violette spielenden Tuch mit einer dichten Reihe von gelben Knöpfen und mit roth ausgenähten Knopflöchern. Über die Weste ohne Stickerien nehmen die Burschen eine aus demselben Tuch verfertigte Jacke, die dieselbe Farbe und auch keine Stickerei hat, die Männer einen langen aus Tuch verfertigten Rock von dunkelblauer Farbe ohne Stickereien. Im Winter haben sie einen Mantel mit einem Kragen oder einen mit

Tuch übernähten Pelz, der mit einem Lammfell verbrämt und mit Schnüren versehen ist. Die Mütze pflegt rund zu sein, ohne Schirm, der Obertheil (Kopf) ist roth und endet in eine goldene oder seidene Quaste; sie ist mit Otterfell, das hinten breiter wird, eingefaßt. Außerdem werden auch Mützen mit Schirmen und runde Hüte, namentlich in neuerer Zeit getragen, indem die eben geschilderte Tracht augenscheinlich der allgemeinen Mode unterliegt, die über die einheimische weibliche Tracht, welcher rauschende Pracht und possirliche Unförmlichkeit eigen ist, schon den Sieg davongetragen hat. Diese einheimische weibliche Tracht, die namentlich durch die à jour-Stickereien der großen Kopftücher, der Schürzen und Hauben auffiel, hat sich bei der jungen Generation total verändert.

Die Verheirateten und Ledigen kämmen sich das Haar glatt hinter das Ohr und die zu einem Zopf geflochtenen Haare drehen sie über dem Nacken zusammen und binden sie in einem Knoten fest. Über der Stirn tragen sie ein schwarzes Sammtband (sametka), das unter dem Zopf befestigt wird. Den so frisirten Kopf bedeckte einst eine Haube („holubinka"), jetzt vertritt diese zum großen Theil ein Seidentuch, das unter dem Kinn gebunden wird. Die Haube, die weiß, rund und steif ist, einst fast über ganz Böhmen auf dem Lande verbreitet war und namentlich in der Umgebung von Prag sich durch ihre à jour-Stickereien hervorthat, welche von Kennern sehr geschätzt werden, hat, was die Art der Arbeit und Zeichnungen anlangt, viele Variationen. Die Pilsener Haube, die einst von Taus bis Rokycan verbreitet war, unterscheidet sich vor allen namentlich durch ihre von hinten aufragende ungeheuere Masche, die man „křídla" (Flügel) nennt. Diese Flügel, manchmal beinahe meterweit in die Breite gespannt, waren unten gestickt. Auf ihnen, wie auch auf den Zipfeln der Kopftücher und auf den Schürzen aus der Umgebung von Pilsen hat die Nadel der Dorfstickerin wahrhafte Wunder der freien Kunstarbeit hervorgezaubert. Über die Haube trugen die Weiber ein weißes, rein gestärktes, in drei Zipfel gefaltetes großes Kopftuch, und zwar so, daß der mittlere Zipfel, der reich gestickt war, ausgebreitet hinten vom Kopf zwischen den Flügeln hing; die vorderen zwei Zipfel wurden unter dem Kinn einfach in einen Knoten gebunden.

Das weibliche Sonntagshemd hat ähnliche bauschige Ärmel wie in der Umgebung von Taus. Und wie dort so sind auch in der Umgebung von Pilsen rothe wollene Strümpfe, gestickte Schuhe aus schwarzem Leder oder Schnürschuhe, die heutzutage vorwiegen, beliebt. Die alten Weiber gingen im Pilsener Gebiete, wie auch anderwärts, in Pantoffeln mit Absätzen. Das Mieder pflegt roth zu sein und ist aus einem mit Blumen schön gezierten Stoffe verfertigt; es wird vorn von einem seidenen Tuch, das auch Blumen aufweist und kreuzweis auf der Brust gebunden ist, verdeckt. Was bei der weiblichen Tracht in der Pilsener Umgebung besonders auffallend ist, das ist die große Anzahl von Röcken. Je reicher das Mädchen oder Weib, desto mehr Röcke hat es, zwölf bis fünfzehn,

ja sogar zwanzig. Alle sind kurz bis an die Knie, die längsten reichen bis zur halben Wade; die unteren sind einfacher, die oberen dann aus schönem bläulichweißen Stoff. Diesen mit einem Band („pantl“) geschmückten Rock nennt man „herbinka“. Der Umfang der Röcke soll so weit oder womöglich noch weiter reichen als die Flügel der Haube gehen. Über den Röcken trägt man vorn eine rothe gelbgestreifte Schürze; wenn die Frauen auswärts oder in die Kirche gehen, so hüllen sie sich in eine weiße Jacke, die mit einem Brabanter Kaninchenfell eingefaßt ist.



Bauer aus der Gegend von Pilsen (jetzige Tracht).

Auch der böhmische Süden, der am meisten unter allen böhmischen Gegenden abseits von dem Weltverkehr liegt, ist einer entschiedenen Veränderung in der Tracht seines Volkes unterlegen. Heutzutage hat sich beinahe die gesammte junge Generation dem Einfluß der jetzigen städtischen Tracht unterworfen. Bei älteren Männern finden wir noch gelbe lederne Hosen mit Riemchen („stouhy“) an den Knien, gewöhnlich blaue Strümpfe, Schuhe, eine Weste oder „lajbik“, in der Veselí-Gegend („na blatech“) ist sie roth, am Hals ein Tuch mit umgelegtem Hemdkragen, Hemdärmeln am Oberarm und Ärmelbesatz mit Stickereien geschmückt, einen weichen Hut, eine Mütze mit einem Lammfell eingefaßt. Früher pflegten die Männer, namentlich in der Veselí-Gegend „na blatech“ Mützen aus Otterfell, die an der Seite mit farbigen Bändern geziert waren, zu tragen. Im Winter trug man im südlichen Böhmen Mäntel mit Kragen oder einen kurzen braunen Pelz, statt dessen bei der Jugend jetzt der Winterrock Eingang gefunden hat. Außer den Stiefeln und Schuhen nimmt man überall im Süden bei Jung und Alt, namentlich wenn man in

die Arbeit geht, Holzschuhe, unter denen namentlich die für Kinder bestimmten mit verschiedenen (eingebrannten) Zeichnungen geziert und am Obertheil mit einem Fellstück versehen sind, damit sie mit ihrer starken Kante den Fuß nicht wund drücken können.

Bei den Frauen sind Schuhe (auch Schnürschuhe) beliebt (früher trug man, auch wenn man auswärts oder in die Kirche ging, Pantoffeln), im Sommer weiße, im Winter rothe Strümpfe wie in der Umgebung von Soběslau; in anderen Gegenden wie in der „na blatech“ genannten sind sie stets roth, wogegen nur die Braut in die Kirche in weißen Strümpfen geht. Das Sonntagshemd („tenčice“) hat am Hals einen breiten Umschlag („výkladek“), einen gefalteten Kragen, breite, bauschige am Oberarm wie auch am Saum, der über dem Elbogen mit Spitzen eingefaßt ist, gestickte Ärmel. Hier und da, wie in der Umgebung von Soběslau pflegt man jetzt nur kurze, enge, weißgestickte Ärmel zu tragen.

Der Weiberrock pflegt aus Tuchstoff zu sein, in der Regel ist er grün mit einem Band herum, doch nicht ganz unten am Rand, sondern etwas höher. Die Schürze ist mit Blumen oder weiß mit Spitzen und mit farbiger Seide reich gestickt. Das mit Blumen geschmückte Mieder bedeckt vorn ein seidenes Tuch, das kreuzweis liegt, wie im östlichen Böhmen. In die Kirche und auch auswärts nehmen Ledige und auch Verheiratete eine dunkelblaue, vorn ausgeschnittene Jacke (špensr), deren Ärmel am Oberarm breit und am Handgelenk eng sind. In einer solchen Jacke geht auch die Braut zum Altar. Manchmal trägt man im Winter statt der Jacke kurze Pelze aus blauem Tuch mit Lammfell.

Als Kopfbedeckung ist für den böhmischen Süden die Haube „holubinka“, besonders aber das große Kopftuch „plena“ charakteristisch; vor 30 Jahren noch allgemein im Gebrauche, ist die Haube heute nur mehr bei alten Weibern beliebt. Das weißschimmernde südböhmische Kopftuch mit reich gesticktem Saum und Zipfeln übertrifft die anderen durch seine ganz eigenartige decorative Ornamentik, die, was die Harmonie der bunten Farben anlangt, den orientalischen Stickereien oft gar nicht nachsteht. Die Kopftücher sind mit Spitzen aus Weißgarn oder wie in der Gegend „na blatech“ mit einem breiten Spitzensaum, auf dem sich schön ausgeführte Stickereien mit unterlegtem Tüll befinden, eingefaßt. In dieses Kopftuch hüllten Ledige wie Verheiratete ihre Köpfe. Die Kranzeljungfern trugen jedoch bei Festen eine Binde („vínek“), die auch sonst in Böhmen, wie in der Umgebung von Turnau beliebt war; diese Binde ist eine Abart des schwarzen Bandes (bei Turnau war es auch roth) mit gestickten Enden, das an der Stirn anliegt und hinten, unter den Haaren so gebunden, daß die gestickten Enden hinten frei herabhängen. Die Braut hat auf dem Kopfe einen Kranz mit rothen, am Rücken herabwallenden Bändern, auf dem Scheitel eine zierliche Krone mit einer Rosmarine und mit Perlchen, ein Schmuck, den man ihr abnimmt, wenn man sie „verhüllt“ („zavíjejí“, „čepí“) das heißt, wenn man sie nach dem Hochzeitsmahl unter die Weiber aufnimmt. Sie erhält nun entweder eine

weiße oder dunklere taubenfarbige Haube, über diese eine Hülle („rouška“), einen Streifen, der mit Spiegelchen, Perlchen und Rauschgold reich geschmückt ist und hinten unter den Haaren gebunden wird. Den auf diese Art ausgestatteten Kopf verhüllt man dann auf eine eigenthümliche Art mit einem länglichen Tuche „roucha“ genannt, das



Bäuerin aus der Umgegend von Pilsen (alte Tracht).

gleichfalls gestickt ist. Haube, Binde und Tuch machen das „zaviti“ (Verhüllung) aus, welches die Verheiratete immer trägt, indem sie noch dazu das große Kopftuch (plena) nimmt, so daß die Ausstattung des Kopfes eines Weibes aus dem südlichen Böhmen folgende Bestandtheile aufweist: erstens die Haube, zweitens die Binde (rouška),

drittens das längliche Tuch (roucha), viertens das große Kopftuch (plena). So war es hauptsächlich in der Gegend „na blatech“. Anderwärts tragen die älteren Weiber nur ein farbiges Tuch, das auf eine eigene Art in Zipfel („na kačenku“ oder „zaklesnutý“) gebunden wird, und darüber das große oben beschriebene Kopftuch. Zu diesem Zweck legen sie selbes diagonalartig in Hälften zusammen, der große, reich gestickte Zipfel wallt am Rücken herab, die zwei anderen Zipfel werden in einem Knoten über dem Scheitel gebunden und ihre Enden hängen an beiden Seiten des Kopfes herab.

Weder das nördliche noch das mittlere Böhmen hat seine ursprüngliche Tracht bewahrt; ebenso wurde sie auch im Nordosten beinahe total verändert. Ihre Bestandtheile waren dieselben wie bei den anderen beschriebenen Trachten. Die Männer in diesen Gegenden wie auch im östlichen Böhmen tragen jetzt einen fast schon städtischen Anzug, namentlich diejenigen, die in der Nähe der Städte wohnen. Gegen das Gebirge zu richtet sich der Anzug weniger nach der Mode. Wir finden da kurze Röcke mit breiten oder unverhältnißmäßig engen Kragen, mit langen Ärmeln, kurze, bis zum Hals zugeknöpfte Westen; die Hosen (Pantalons) kommen manchmal in die Stiefel, manchmal sind sie städtisch und dann entweder unverhältnißmäßig lang, so daß man sie auch bei schönem Wetter hinauf stülpt, oder wiederum so kurz, daß man die Falten der Stiefelröhren sehen kann. Der Stoff dieser Anzüge ist gewöhnlich das Product billiger Fabriksarbeit und kann sich an Dauerhaftigkeit mit dem Tuche der älteren Trachten gar nicht messen. Auch zeigt er nicht feststehende Farben, wie dies bei der älteren Tracht der Fall war. Um den Hals tragen jetzt ältere Männer Tücher, junge häufig modische Kravatten von meist recht bunten, ja schreienden Farben. Auf den Köpfen sieht man weiche Hüte, doch auch steife höhere nach städtischer Art, im Winter Mützen, die mit einem Lammfell eingefaßt sind. Häufig erscheint in diesen Gegenden und auch sonst in Böhmen eine Kappe nach Militär- oder Beamtenart, welche nicht blos von Dorfmusikanten getragen wird, sondern auch ab und zu von Burschen und Knaben. Die blumigen Pelze und Mäntel der alten Tracht sind verschwunden. Im Allgemeinen macht man keinen großen Unterschied in den Stoffen. Ein Winterrock würde manchmal auch für den Juli ganz gut geeignet sein und mancher Sommerrock würde auch im Winter angehen. Unter demselben trägt man den „podvlekáč“, eine Jacke aus billigerem Stoff, zum Beispiel Barchent, besonders an Werktagen zur Arbeit. Auch bei den ärmeren Frauen pflegt die Auswahl des Stoffes rücksichtlich der Jahreszeit nicht strenge zu sein. Ein gebügelter Kattunrock, in der Regel von heller Farbe und buntem Muster, wird auch im Winter, freilich dann mit mehreren Unterröcken getragen. In diesem Falle vervollständigt den Anzug die Juppe (jupka oder kacabajka), ein einfaches Röckchen und ein großes über den Kopf geworfenes Tuch. In den nordöstlichen Gebirgsgegenden und auch im Osten werden

an Werktagen häufig blau gefärbte Leinwand- oder Kattunröcke mit weißem gedrucktem Muster, sogenannte „modračky“, getragen.



Tracht aus dem südlichen Böhmen.

Im Gebirge bei Nachod und weiter am Fuße des Riesengebirges trugen früher, wie auch jetzt noch, die Frauen, wenn sie in die Arbeit gingen, den sogenannten „kanduš“, einen Rock mit einem Leibchen ohne Ärmel, blos mit Achselbändern. In diesen Gegenden, wie auch im Osten an der mährischen Grenze binden sich die älteren Weiber die Tücher über dem Nacken in Zipfel („na placku“, „na pokos“). Sonst tragen verheiratete Weiber in die Kirche und auswärts große gestreifte Tücher oder Angoratücher mit S-Ornamenten, die über den Kopf geworfen und auf der Brust gekreuzt werden. Statt der malerischen Jacken gibt es nun Juppen, häufig aus Sammt, im Winter bei Reicheren sogar schon Paletots. Die Jugend zeigt das Streben, sich möglichst der städtischen Tracht zu nähern. Daher finden wir auch Handschuhe, goldene Broschen, Taschenuhren bei den Reicheren, ab und zu auch einen Sonnenschirm. Nur der städtische Hut hat sich noch nicht den Weg gebahnt; statt desselben tragen die Ledigen Tücher, häufig von Seide in hellen Farben und unter dem Kinn gebunden. So ist es im Nordosten und Osten und im großen Ganzen auch in anderen Gegenden. Diese Tracht hat durchaus nicht jenes malerische Aussehen, das der alten im östlichen Böhmen, namentlich in der Umgebung von Leitomischl und Hohenmauth eigen war.

Die Männer trugen Stiefeln, gelbe lederne Hosen, ein am Kragen und am Ärmelende gesticktes Hemd, eine Weste („bruclek“), eine Jacke oder einen Rock, einen mit Pfauenkielen gestickten Gürtel, auf dem Kopfe eine runde schwarze mit Lammfell eingefaßte Mütze („pangrotka“) oder eine kostspieligere Otterfell- oder Sammtmütze, deren Obertheil aus grünem Tuch oder Sammt bestand, mit einem Otterfellsaum, der hinten höher, versehen, oder einen breitkrempigen Hut, im Winter Mäntel und Pelze.

Besonders schön waren die Westen, die dunkelgrün und mit lichtgrüner oder orangegelber Seide gestickt waren; auch bläulich-weiße, mit blauen Seidenstickereien waren nicht selten. Diese Stickereien zierten nicht blos den Vordertheil der Weste, sondern auch die Taschenlatzen und den kleinen Rockschößel hinten. Dunkelgrüne Tuchjacken hatten ähnliche, wenn auch einfachere Stickereien.

Noch heutzutage kann man in der Umgebung von Hohenmauth und Leitomischl ältere Weiber mit gefaltetem von Spitzen eingefaßten Hemdkragen, mit bauschigen, nicht ganz an den Elbogen reichenden Ärmeln sehen. Der Kragen „vejložek", hier und da auch „ožidlí" genannt, hatte früher größere Dimensionen als jetzt. Das mannigfach gefärbte Miederleibchen (životek, šněrovačka), das vorn ein Brustlatz ergänzte, wurde mit einem Damastbande geschnürt. Das aus schwarzem Tuch verfertigte Leibchen war mit grüner Seide oder wenn es aus schwarzem Sammt war, mit Gold- oder Silberfäden gestickt. Anders gefärbte Leibchen wurden auch mit anders gefärbter Seide oder Silberfäden gestickt. Es wurden auch nicht gestickte Leibchen, dann aus Damast verfertigt getragen.

Die Röcke, eingefaßt mit einem seidenen mit Blumen geschmückten Bande, waren zumeist aus halbwollenem Stoff, am häufigsten grün, oder aus „cajk" (Zeug), sogenannte cajčky. Reiche Bäuerinnen und Müllerinnen hatten Röcke aus schillernder Seide. Kostbare Schürzen wurden gestickt und sonst auch aus einem bunten Tuch- oder Seidenstoff verfertigt. An das Leibchen schmiegte sich gewöhnlich eine Jacke von weißer Farbe, hinten mit reichen Falten („varhánky"), vorn ausgeschnitten mit anliegendem, hinten in eine Spitze auslaufendem Kragen. Auch die Strümpfe, jetzt weiß oder bunt, waren in älterer Zeit gewöhnlich gestickt und die niedrigen Schuhe wurden vorn mit einer Masche geschmückt. Jetzt trägt man meist Stiefeln. Die Kranzeljungfern flochten ein Damastband in die complicirt um den Kopf geflochtenen Zöpfe, durch die sie eine Haarnadel aus versilbertem Gelbblech steckten, die am breiten schaufelförmigen Ende mit unechten Steinen geschmückt war. Braut und Kranzeljungfern trugen auch den „pentlík", eine kleine Walze aus Pappe, welche die zu einem Schopf gedrehten Zöpfe bedeckte. Sie war mit Seidenstoff überzogen, der Boden mit einem kleinen Spiegel versehen, und Goldfäden, kleine Schuppenmünzen, Korallen und Bänder hingen daran als Zierath herab. Nach der Trauung und nach dem Hochzeitsmahl, wenn das „čepení" an die Reihe kam, wurde diese Frisur der Braut mit einer Haube aus feinem Battist, die mit weißer Seide gestickt war, vertauscht und über die Haube um das Haupt die „šata", die dem nordböhmischen „vínek" oder der südböhmischen „rouška" ähnlich war, gebunden; ihre Enden waren reich gestickt und mit schönen Spitzen, dem Product einheimischer Arbeit, besetzt. Als verheiratete Frau trug sie ein kleineres und ein größeres Tuch, welches letztere — die plena — hier nicht so beliebt und nicht so ausgestattet und verbreitet war wie im Süden; noch weniger war dies der Fall im



Tracht aus dem östlichen Böhmen (Leitomischl).

nordöstlichen Böhmen. Früher nahm man in die Kirche — was auch jetzt noch von alten Weibern geschieht — eine gefaltete „plachetka“ oder „loktuška“ (Plache, Laken), in welche man gewöhnlich das Gebetbuch hüllte, letzteres in schwarzes Leder oder — besonders im Süden und Westen des Landes — in gelbe Blechdeckel gebunden, die mit getriebenen Ornamenten, manchmal auch mit unechten Edelsteinen geziert waren.

Dorfanlagen. Je nach dem Ort, wo sie entstanden, sind die böhmischen Dörfer auch verschiedenen Ursprungs. Die ältesten erscheinen im Innern des Landes, in fruchtbaren Gegenden, die den Ackerbau begünstigten und daher auch zuerst bevölkert wurden. Es waren dies ursprünglich Familiendörfer, die nach altem slavischen Herkommen immer nur von einer Familie (rod) bewohnt waren. Die Ansiedlung hatte als solche keinen eigenen Namen, sie trug den Namen der darin angesiedelten Familie (so z. B. die Ratibořici, Radonici). Die patronymische Endung —ci ging im Laufe des XIII. Jahrhunderts, nachdem die alte Stammeinrichtung aufgehört hatte, in das jetzige —ce über (Ratibořice, Radonice). Von solchen Namen muß man aber andere mit derselben Endung unterscheiden, die abgeleitet wurden von der Bodenbeschaffenheit, von der Aufgabe der Ansiedlung oder von dem Begründer selbst (z. B. Vrbice von vrba die Weide, Strážnice von stráž die Wache, Bernartice von Bernart). Im Laufe der

Zeit haben sich jedoch die Familien so vermehrt, daß neue Ansiedlungen begründet werden mußten. Diese erhielten dann neue Namen, die zumeist den Charakter der Ortsanlage oder die Sitten der Bevölkerung bezeichneten: Vysočané Hügelbewohner, Lešané Waldbewohner; nicht selten waren es Spitznamen, wie Přepychy von přepych der Übermuth, Stýskaly Raunzer, Drbohlavy Kratzköpfe, oder sie bezogen sich auf die Beschäftigung oder das Handwerk, das von der Bevölkerung eines Dorfes ausgeübt wurde, z. B. Kobylníky Pferdezüchter, Štítary Schildmacher, Kolodĕje Wagner, Mydlovary Seifensieder.

Die patriarchalische altslavische Lebensart erlitt schon im X. Jahrhundert n. Chr. in Böhmen so manche Veränderungen. Die Prager Fürsten verbreiteten und befestigten ihre Herrschaft über alle slavischen Stämme in Böhmen und brachten auch sehr viel von Grund und Boden an sich. Damit lohnten sie auch zum großen Theile den Adel für geleistete Dienste. Die Fürsten und Herren bevölkerten ihre Besitzungen, die oft nur Waldeinöden waren, mit Colonisten, die aus den Familiendörfern kamen und Begründer neuer Dörfer wurden. Diese hatten keine Stammeinrichtung und demzufolge auch keine patronymischen Namen, sondern wurden nur nach der örtlichen Lage (topische Namen) oder nach dem Begründer benannt. Große Veränderungen gingen im Verlaufe des XIII. Jahrhunderts vor sich, als sich in Städten und am Grenzwalde deutsche Colonisten niederließen. Neben den deutschen Dörfern wurden in jener Zeit und auch später böhmische begründet; die neuen Dörfer basirten auf emphyteutischem Rechte und hatten eine ähnliche Einrichtung, Bodenvertheilung und ähnliche Begünstigungen wie die Colonien mit deutscher Bevölkerung. Ein solches Dorf mit böhmischer Bevölkerung wurde auf eine bestimmte Zeit „lhota“ (Freiung) genannt, während welcher es von Abgaben oder Zinsen befreit war, begründet und oft einfach nur „Lhota“ genannt. Solche Dörfer gibt es noch heutzutage in Böhmen über 300.

Einheimische Wirren, namentlich die husitischen Kriege haben so manches Dorf zerstört. Da in Folge dieser langwierigen Kriege die böhmische Bevölkerung bedeutend abgenommen hatte, so blieben jene Einöden lange Zeit hindurch brach, bis sie später, manche erst im XVI. Jahrhundert, erneuert wurden; die Grundstücke eingegangener Ansiedlungen wurden vermessen und von der Herrschaft an neue Colonisten verkauft. Außerdem wurden im XVI. Jahrhundert ganz neue Dörfer angelegt, wenn auch nicht so zahlreich wie im XIII. Jahrhundert, und zwar dort, wo früher andere Dörfer eingegangen waren, oder in einer Gegend, die noch mit Wald bedeckt war. Nach dem ruhigen XVI. Jahrhundert kam die Schreckenszeit des XVII. Jahrhunderts. Während des dreißigjährigen Krieges verschwanden in Böhmen zahllose Dörfer ganz von der Oberfläche und nur wenige wurden später erneuert.

In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts entstanden nach dem System des Hofrathes F. A. Raab auf allen Cameral-, Fonds- und Stadtherrschaften viele neue Dörfer in Böhmen (das System der sogenannten Raabisation). Die Grundstücke der herrschaftlichen Höfe wurden unter kleine Leute, einheimische und herbeigerufene Deutsche vertheilt, diese bauten sich ihre Häuser darauf und so entstanden neue Dörfer, welche neue, nicht selten deutsche Namen mitten auf böhmischem Gebiete erhielten. Die neuen Ansiedler hießen Familianten und ihren Unterthansverpflichtungen kamen sie nicht in natura, sondern durch Geldzahlungen nach. Ihre Dörfer unterschieden sich weder durch ihre Ausbreitung noch durch den Bau der einzelnen Häuser von den älteren.

In neuester Zeit gab der Aufschwung der Industrie, namentlich in Gebirgsgegenden, Veranlassung zur Anlegung neuer Colonien. Um die Glashütten und Fabriken entstanden und entstehen jetzt noch Dörfchen und Dörfer, die allerdings ein schon mehr modernes Gepräge haben; sie weisen Gassen auf oder sind zerstreut, je nachdem es die Bedürfnisse des Etablissements oder die Terrainverhältnisse erheischen.

Freundlich ist der Anblick eines böhmischen Dorfes mitten in den sorgfältig bebauten Feldern, die hier wie ein buntes Schachbret mannigfach getheilt sind, dort wiederum in langen Streifen bei den einzelnen Gebäuden zusammenlaufen. Zwischen diesen Streifen, häufig auch ihnen entlang, ziehen sich Feldwege, nicht selten im Schatten von Baumalleen — meist sind es Zwetschkenbäume — und führen zu den Gärten hinter dem Wirthschaftsgebäude, die voll von Obstbäumen sind. Zwischen diesen Bäumen ist das Dorf wie versteckt. Graue Schindel- oder Strohdächer der hölzernen Gebäude und ihre entweder gar nicht oder nur weiß gestrichenen Giebel ragen da neben den mit Schiefer oder Ziegeln bedeckten Dächern neuerer Gebäude hervor. Diese erheben sich oft wie ein herrschaftlicher Hof aus der Masse der Obstbäume und werden nur von uralten Linden oder mächtigen Ahornen und Eschen überragt.

Nur die Kirche mit ihrem Thurm, dessen Dach häufig die Form einer Zwiebel zeigt, erhebt sich noch höher als sie; sie steht entweder mitten im Dorfe oder auf einer Anhöhe über demselben, das Pfarrhaus und das moderne geräumige Schulhaus zur Seite. Hier und da sieht man auf einer solchen Anhöhe die Ruinen einer alten Burg oder ein Schlößchen, das aus einer alten Veste, dem Sitze der altböhmischen Vladyken, entstanden ist und bei ihm oder häufig auch nur allein einen solid gebauten und geräumigen herrschaftlichen Hof, zu dem wie zu dem Schlosse eine Lindenallee oder hohe Pyramidenpappeln, die man schon aus der Ferne sieht, den Weg markiren. Auf den Feldern oder am Wege, der in das Dorf führt, oder am Scheidewege sieht man häufig ein steinernes oder roth angestrichenes hölzernes Kreuz mit dem Bilde des Gekreuzigten aus Blech, steinerne Marterſäulen mit einem Bilde in der Nische, Heiligenstatuen oder ein neueres Kreuz aus Gußeisen

auf einem steinernen Postament, in welches man einen Vers aus der heiligen Schrift und den Namen des Gründers in Goldbuchstaben eingegraben hat. Vor dem Dorfe selbst pflegt ein solches heiliges Zeichen oder eine gemauerte einfache Kapelle mit nur einer Nische und mit einer häufig hinter einem Gitter befindlichen Statuette zu stehen; mit Kalk einfach gestrichen, erglänzt sie in ihrer weißen Farbe unter der breitkronigen Linde weit in die Gegend hinein, in ihr frisches Grün, wenn das ganze Dorf in ein Blütenmeer getaucht ist, oder sie prangt über den Feldstreifen mit reifendem Getreide in der klaren Luft eines schwülen Sommertages.

Die ursprüngliche Form des böhmischen Dorfes war rund oder oval; schon durch diese Gestalt, die der Familieneinrichtung entsprach, ward sie zum Symbol und Ausdruck der Familieneinheit. Derartige Dörfer sind noch jetzt, wenn sie auch durch spätere Zubauten Vieles eingebüßt haben, in großer Zahl vorhanden, besonders in den zuerst bevölkerten Gegenden. Um einen freien, in der Regel ziemlich geräumigen Platz reihen sich die Gebäude, indem sie ihre Front und ihren Giebel diesem Platze zukehren. Das ursprüngliche Dorf bildete also ein rundes Ganzes, das nach außen hin durch Planken, durch gezimmerte Einfassungszäune oder durch Mauern, welche die hinter jedem Gebäude befindlichen Gärten und daher auch dieses selbst schützten, gedeckt war. Manchmal bot auch ein Bach oder ein Fluß mit seinem Ufer, hinter dem die ursprüngliche Ansiedlung begründet wurde, zur Zeit der Gefahr Schutz. In ein solches rundes Dorf führte und führt oft auch noch heutzutage nur ein Zugang, dem gegenüber am anderen Ende es nur einen Ausgang gibt, abgesehen vom Wege, auf dem das Vieh auf die Weide getrieben wird (průhon). Der Platz selbst ist rund, manchmal nicht regelmäßig, indem er in manchen Dörfern sogar die Gestalt eines Rechtecks annimmt, obgleich es hier und da Dörfer mit kreisrunden Plätzen gibt (Byšičky, Vápensko bei Poděbrad, Svrabov bei Schwarzkostelec); heutzutage hat übrigens die Mehrzahl der runden Dörfer mehrere Aus- und Eingänge. In Pfarrdörfern steht die Kirche auf dem Platze, manchmal in der Mitte, manchmal in ihrer Nähe. Hat das Dorf keine Kirche, so hat es doch eine Kapelle, zumeist ebenfalls in der Mitte des Platzes, wo auch ein, manchmal sogar zwei kleine Teiche prangen. Dort erglüht auch die Esse der Dorfschmiede, dort pflegt auch das Hirtenhaus, in welchem der Gemeindehirt logirt, zu stehen, jetzt aber häufig auch — ein Armenhaus.

Nachdem die altslavische Stammeinrichtung eingegangen war, hörte man wohl auch auf, runde Dörfer zu bauen. Die neuen Dörfer wurden, da sie nicht Angehörige eines Stammes anlegten, in Form einer Gasse gebaut, so wie es auch häufig die Localverhältnisse erheischten, denn die neuen Ansiedler drangen von der Ebene weiter gegen das Gebirge, ja bis in dieses vor, wo es dann in den Thälern, an einem Bach oder Fluß am zweckmäßigsten war, derartig zu bauen. Hier sind die Gebäude mit ihrer Front gegen den Weg gerichtet,

wohin auch die Fenster, bis auf einzelne Ausnahmen, wie wir weiter schildern werden, blicken. Selten sind Dörfer, die nur aus einer einzigen Reihe von Häusern bestehen. Von solchen Ortschaften sagen die Leute scherzhaft, man backe dort das Brot nur einseitig. Gassendörfer sind in allen von Čechen bewohnten Gegenden zerstreut. In Gebirgsgegenden, wie zum Beispiel in der Jičiner, Nachoder Gegend, büßen sie freilich ab und zu diese Regelmäßigkeit ein, indem sie, wie es eben das Terrain bedingt, auf Anhöhen und Abhängen zerstreut sind.



Inneres eines Chodenhofes bei Taus.

Berücksichtigt muß auch die Lage der Chodendörfer bei Taus werden, deren Bewohner, die Choden (pejorativ auch buláci, weil sie bul statt byl [erat] sagen, oder Hundsköpfe genannt), mit verschiedenen Vorrechten ausgestattet, die Grenzen zu bewachen hatten. Ihre Dörfer, die einst am Rande der Grenzwaldungen selbst lagen, breiten sich in der Niederung wie auf Anhöhen aus, jedoch immer so, daß sie vor sich gegen die baierische Grenze Hügel oder Berge haben, hinter welchen sie, wie von einem natürlichen Bollwerk, gedeckt sind.

In den böhmischen Dörfern wohnen Grundeigenthümer nebst Leuten ohne Grund und Boden. Das größte Grundmaß „lán“ (die Hufe) ist nicht überall gleich (von 40 bis weit über 100 Strich). Der Eigenthümer einer ganzen Hufe heißt Ganzlähner.

Durch Wirthschaftstheilungen entstanden Halblähner, Drittlähner und Viertelbauern. Gewöhnlich zerfallen die Eigenthümer des Dorfgrundes in Groß-, Mittelbauern und Chalupner. Der Chalupner hat gewöhnlich höchstens 20 Strich. Mehr als ein Chalupner, aber weniger als ein Ganzlähner hat ein Mittelbauer (in manchen Gegenden zahradník genannt). Der Eigenthümer eines Dorfhäuschens ohne Grund und Boden heißt ein Häusler (domkář). Derjenige, der weder Grundbesitz noch Häuschen hat und gewöhnlich beim Bauer wohnt, dem er namentlich bei der Feldarbeit aushilft, heißt podruh (Hausmann). Die Bauern, Chalupner und Häusler haben jetzt ihre Häuser gemischt nebeneinander. Doch gab es bis in die jüngste Zeit Dörfer, besonders auf den Torfgründen bei Veselí, in denen die Bauernhäuser für sich („im Dorfe"), wie auch die Chalupen („in den Chalupen") gesondert waren.

Die Felder der böhmischen Dörfer pflegen auf zweifache Art getheilt zu sein. Entweder ziehen sich die Feldstreifen als ein einheitliches Ganzes gleich hinter dem Wirthschaftsgebäude hin, und das ist am häufigsten der Fall, oder es ist der zu einem Dorfe gehörige Grund in kleinere Stücke, die mannigfach liegen, getheilt. Die Stücke und Stückchen sind durch Theilungen des ursprünglichen Stammeigenthums entstanden, und gerade diese Zersplitterung wie auch die runde Form des Dorfes zeugen von dem uralten Ursprung eines solchen Familiendorfes. Dagegen sind Dörfer, deren Grund in zusammenhängende, regelmäßige Streifen, die sich gleich hinter dem Gehöfte bis an die Peripherie des Dorfgebietes erstrecken, getheilt ist, meist jüngeren Ursprungs. Doch selbst auch darunter gibt es viele uralte Familiendörfer; sie haben nur durch das Emphyteutisiren ihre Gestalt verändert, oder auch dadurch, daß der Gesammtgrund, nachdem die Zersplitterung durch fortwährende Theilungen den höchsten Grad erreicht hatte und man zu den einzelnen Stücken nur sehr schwer gelangen konnte, in solche Feldstreifen getheilt wurde.

Neben dem einzelnen Eigenthümern gehörigen Grund gibt es auch bei den böhmischen Dörfern Gemeindeland (občina, obec), welches das ursprüngliche slavische Familiendorf nicht hatte. Einen Theil dieses Gemeindelandes, welches seit dem vorigen Jahrhundert immer mehr und mehr zusammenschrumpft, indem es die Nachbarn untereinander vertheilen oder Theile davon verkauft werden, bilden der Gemeinde-Anger (draha) und Hutweiden.

Die böhmischen Dörfer wurden einst durchwegs aus Holz gebaut, wie denn überhaupt damals auch so manche Burg und Kirche aus demselben Material war. Heutzutage sind freilich die aus Holz gebauten Kirchen eine Seltenheit, wie zum Beispiel jene in Kočí bei Chrudim, in Rehberg bei Reichenau, in Slavoňov bei Neustadt an der Mettau und in Rousínov bei Rakonitz. Zahlreicher sind in den Dörfern hölzerne Glockenthürme, die zumeist nur bescheidene Dimensionen haben, aber in ihrer Art charakteristisch sind,

oder halbgemauerte Glockenthürme mit einem großen gezimmerten Bretteraufbau, der ein hohes und spitziges Schindeldach trägt, wie man sie noch bei Nachod, Neustadt und Leitomischl findet. Hölzerne Dorfgebäude finden wir jedoch überall in großer Anzahl, zumeist freilich in mehr gebirgigen Gegenden, namentlich in der Umgebung von Jung-Bunzlau, Turnau, Jičín, im Königgrätzer Kreis an der Grenze und im böhmisch-mährischen Hügellande. Doch selbst in der Ebene von Poděbrad sind sie nicht selten, wie auch im Süden und Westen von Böhmen, obgleich sie hier im raschen Abnehmen begriffen sind. Dafür weisen die Gegenden von Königgrätz, Raudnitz und Kolin zumeist Dörfer mit gemauerten Gebäuden auf, die mit nicht unbedeutendem Aufwand aufgeführt wurden und in der Stube moderne Einrichtung, auf dem Hofe moderne wirthschaftliche Geräthe zeigen, so daß sie nicht blos Wohlhabenheit, sondern auch einen bedeutenden Fortschritt auf dem Gebiete der Ökonomie aufweisen. Daß sie sich jedoch mit den einheimischen hölzernen Gebäuden, was Originalität anlangt, nicht messen können, ist selbstverständlich.

Der Stil der böhmischen hölzernen Häuser ist das Resultat einer langen Entwicklung und gewiß älter als die jetzigen Gebäude selbst, die aus einem Material aufgeführt werden, das kein hohes Alter erreicht. Die hölzernen böhmischen Gebäude sind alle gezimmert. In älteren Zeiten baute man nicht selten gleich vom Grunde aus mit Holz. Gewöhnlich wird jedoch eine nicht hohe Untermauer aufgeführt und darauf ein Zimmerwerk aus zumeist behauenen Balken gesetzt. Die Lücken (lišty) zwischen den Balken werden mit einem hölzernen Einschlag (zarážka), der mit in Lehm getauchten Strohzöpfen umwickelt ist, gefüllt und dann mit Lehm verschmiert, oder sie werden auch mit Moos verstopft (omší se) und mit Lehm, der mit Spreu oder Häckerling gemischt ist, verschmiert. Wird der hölzerne Bau hinfällig, fängt das Gebälk an, auseinander zu treten, so wird es mit der Zwinge oder eisernen Schließe zusammengezogen (dají se do klešti). Wenn das Zimmerwerk irgendwo zu faulen anfängt, so wird eine Operation vorgenommen. Das modernde oder wurmstichige Stück wird herausgeschnitten und durch frische Balken ersetzt; man sagt dann, das Haus wird unterzogen (podvlíká se). Manchmal werden die Wände, und zwar alte und neue mit einem „Pelz" versehen (dávají se „do kožichu"). Es werden nämlich in das gesammte Zimmerwerk trockene Buchenpflöcke hineingetrieben, dazwischen wird Mörtel angeworfen, dieser geglättet, übertüncht und das Gebäude „im Pelz" sieht wie ein schön gemauertes aus. Auf das Zimmerwerk wird die Dachung gelegt, und zwar entweder ohne Hängebalken („na osla"), was die einfachste Art ist, oder „auf einen Stuhl" mit Hängebalken. Die Balken, auf denen die Latten und überhaupt das Gedeck ruht, heißen bei Klattau und Taus nach altem Herkommen „lemězy". Das Dach wird im Dorfe mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Im mittleren oder südlichen Böhmen geht das Stroh in der Regel von der obersten Reihe („šár" genannt) bis zum Rande

des Dachs, wodurch das Dach kein schönes Aussehen bekommt. Im Taborer Kreise in der Umgebung von Bechyň, bei Veselí („na blatech“) und bei Teindles (Doudleby) wird das Stroh von zwei Brettern am Rande beim Giebel des Wohnhauses festgehalten. Diese Bretter sind an ihrem Ende über dem Giebel eigens zugehauen (bei Teindles zur Gestalt eines Pferdekopfes) und durchschneiden einander über dem Gipfelpunkt des Giebels, so daß sie hier eine Art von Flügeln bilden, und in der That heißen sie auch Flügel („perutě“) oder in anderen Gegenden Gabel (rohatina).

In den nordöstlichen und östlichen Gegenden findet man diese Flügel nicht, dafür reicht hier nicht das Stroh bis zu den Rändern des Daches; der untere wie auch der Seitenrand ist hier mit Schindeln gedeckt und heißt dann „operek“ oder „okolek“, das stufenartig an den Seitenrändern lagernde Stroh wird „záklasníky“ genannt. Auf dem obersten Theil des Daches wird längs der ersten Reihe zu beiden Seiten des Dachkammes Rasen gelegt, namentlich im mittleren, westlichen und südlichen Böhmen; in diesem Rasen findet in der Regel die Hauswurz ihren Grund, gedeiht und blüht hier, indem sie auf diese Art ein natürliches Beet auf dem obersten Rande des Daches, das selbst oft schon mit grünem, dichten Moos bedeckt ist, bildet.

Der Raum, den ein böhmisches Bauerngut (statek, živnost) einnimmt, hat in der Regel die Gestalt eines Rechtecks, dessen kürzere Seite gegen den Platz oder gegen die Dorfgasse gerichtet ist. Das Gut besteht aus drei Gebäuden: aus dem Wohngebäude, vor dessen Frontfenstern sich ein Blumengärtchen ausbreitet; mit dem Wohngebäude unter einem Dach sind auch die Häckselkammer und die Stallungen verbunden; zweitens aus dem Schüttkasten (srub, sýpka), der über dem Hofe parallel zum Wohnhaus steht und mit ihm durch ein Thor verbunden ist, und drittens aus der Scheune, die rückwärts am Ende des Hofes querüber steht. Neben diesen Gebäuden sieht man noch, je nach der Größe des Gutes, Zubauten und andere Anhängsel, wie zum Beispiel den Schuppen, Schaf- und Schweinställe, weiter einen Hühnerstall, der entsprechend den Raumverhältnissen errichtet ist, und häufig auch eine Trockenkammer hinter dem Gebäude im Garten. Auf dem Hofe wird der Dünger abgelagert, der aus den Stallungen kommt, und zwar vor ihrer Thür an der Terrasse. Ein Brunnen, hier und da mit dem Wassereimer oder mit einem Wagebalken, kommt auch auf dem Hofe vor oder bei dem Garten vor dem Gebäude, manchmal im Garten selbst. Der Raum im Winkel hinter dem Wohngebäude und der Scheune heißt in der Gegend von Pisek und Netolitz „zahata“, und es werden dort verschiedene wirthschaftliche Geräthschaften aufbewahrt. Hinter dem Gute breitet sich der Garten aus, in welchem Obstbäume gepflegt werden und der von einer Mauer oder von einem hölzernen Zaun eingeschlossen ist. Der Platz hinter der Scheune heißt „za humny“ oder „zahumenec“. Die Zäune werden aus durchflochtenen jungen Waldbäumchen gemacht oder aus ihren

Wipfeln (plot „ostávkový“); ein solcher Zaun schließt in der Regel das Gärtchen vor den Fenstern ein, in welchem neben dem gewöhnlichen Grünzeug die Hausfrau oder die Tochter auch noch Rosen, Nelken, Salbei, Lavendel, Minze, Reseda und dergleichen pflegt. Hier stehen auch die Bienenstöcke alten oder neueren (Dzierzon'schen) Systems und manchmal rankt sich zwischen den Fenstern die Rebe empor, indem sie nicht selten die Front verdeckt und bis zum Giebel emporreicht. Oft sieht man einen Lattenzaun mit Steinpflöcken oder einen Schwarten- oder Balkenzaun aus nicht starken zubehauenen Balken, die wagrecht gelegt werden (plot podlahový); dann die „plaňka“, einen Plankenzaun, der dem



Dorfgebäude im südlichen Böhmen (Zaluží).

Balkenzaun ähnlich und mit einem zweiseitigen Schindeldach bedeckt ist. Seine rohgezimmerten wagrechten Balken enden in kurzen rohen Balken, die querüberliegen. Die Querbalken, die die Pflöcke der anderen Zäune vertreten, heißen in der Umgebung von Veselí „slověnce“ und der ganze Zaun „slověncový“.

Von dieser Eintheilung des Wirthschaftsraumes weichen einigermaßen die älteren und daher in überwiegender Zahl hölzernen Wirthschaftsgebäude im östlichen Böhmen und im Hochland an der mährischen Grenze ab. Diese Bauernhöfe sind mehr geschlossen, weil die einzelnen Gebäude in der Regel eng miteinander verbunden sind. Dadurch entsteht auch ein viel kleinerer Hof als sonst, häufig in Form eines Quadrats. Auch bei diesen

Wirthschaften verbindet ein in der Regel hölzernes Thor vorn das Wohngebäude, dessen Fenster manchmal nicht auf den Platz oder die Gasse gehen, sondern in den engen Hofraum, mit dem Schüttkasten oder mit der Ausgedinger-Chalupe, an die sich die Stallungen, wie auch ein besonderer kleinerer Stall für das ärarische Pferd anschließen. Wenn das Gebäude eine solche Chalupe hat, so steht der Schüttkasten hinter dem Thore quer gegenüber, steht dieser jedoch parallel mit dem Wohngebäude, so ist der Hof mit dem Schuppen („podstáji"), der sein Thor gerade dem Hausthor gegenüber hat und aufs Feld hinausführt, abgeschlossen. Auf dem Schuppen wird unter dem Dach gewöhnlich das Heu aufbewahrt (Heuboden, senik). Hinter dem so eng abgeschlossenen Gute steht in einiger Entfernung die Scheune im Schatten eines oder zweier hoher Bäume, einer Linde oder Esche, deren breite Kronen ihr im Fall einer Feuersgefahr zum Schutze dienen sollen. Die Einfahrt (das Thor), vor der nicht selten ein breitkroniger Baum, am häufigsten eine Linde prangt, ist bei älteren Bauernhöfen immer hölzern mit einem Schindeldach und hat zwei Eingänge: einen größeren (das eigentliche Thor, vrata) für die Wagen und einen kleineren (das Thürl, dvírce, dvířka) für Fußgänger. Bei gemauerten Einfahrten, die ebenso getheilt sind, sieht man über dem Thore auf beiden Seiten Nischen mit Statuetten des heiligen Florian, der Mutter Gottes oder der Patrone des Gründers der Wirthschaft.

Der srub (das Blockhaus, Schüttkasten) ist seinem Ursprung nach sehr alt. Er wurde bei den alten Slaven zu Kriegszeiten auch als Schutzbau verwendet. Auch bei den böhmischen Wirthschaften hatte er einen ähnlichen Zweck. In den Kammern des Schüttkastens, der keine Fenster, sondern nur kleine Lücken hat, die bei den Chodeu den Schießscharten ähnlich sind, bewahrt der Wirthschaftsbesitzer sein Getreide, Mehl, Rauchfleisch, trockenes Obst und in Truhen und Kasten sein bestes Kleid, wie auch unter dem Schüttkasten im Keller („loch") die Kartoffeln. In der Isergegend sieht man Schüttkasten, die auf Steinsäulen ruhen, so daß unter einem solchen Schüttkasten sich das Federvieh herumtreibt und die Schweine hier lagern. Bei den Chodeu hatte man in älterer Zeit häufig den Schüttkasten mit dem Wohngebäude verbunden, und zwar so, daß er in der Front des Hauses stand, vor der Wohnstube, deren Fenster freilich dann nicht auf den Platz blickten. Zum Schüttkasten führt gewöhnlich von außen, vom Hofe aus, eine hölzerne Stiege, und zwar zu einem eigenen Gang mit Säulchen eigener Art (im östlichen Böhmen „besídka"); von diesem gelangt man in die Kammern (gewöhnlich gibt es zwei), auf deren Thüren gedruckte Gebete um den Segen Gottes aufgeklebt werden. Damit der Schüttkasten gegen das Feuer mehr geschützt sei, wird er hier und da mit Lehm überstrichen und heißt daher auch lepenec. Die hölzernen Schüttkasten schwinden jetzt immer mehr und mit ihnen auch der Namen („srub"). Statt derselben werden jetzt gemauerte Getreidekammern oder Speicher gebaut („sejpka", „sklep", auch „špejchar").

Die hölzerne Scheune bei einer böhmischen Wirthschaft pflegt ein hohes Thor zu haben, das über die niedrigen gezimmerten Wände emporragt und dadurch einen eigenen Durchbruch des hohen Daches hervorruft. Der Grundriß hat die Gestalt eines Rechtecks, dessen engere Wände im östlichen Böhmen und auch im Norden in der Umgebung von Starkenbach rund sind, manchmal auch dreiseitig, so daß der Grundriß die Gestalt eines Achtecks hat. In seinen langen Seitenwänden sind die Thore einander gegenüber angebracht. Das eine führt in den Hof, das andere direct aufs Feld hinaus. Gewöhnlich gibt es nur eine Tenne (humno, mlat), selten zwei; links und rechts von der Tenne gibt



Holzgebäude bei Turnau.

es Barne („párna“, „párník“, „přístodůlka“), die durch eine niedrige gezimmerte Wand („záteň“, „oploteň“) getrennt sind. Über der Tenne und den Barnen schwebt die Bühne, wo man, wie in die Barne, das Getreide, Heu und Stroh unterbringt. Diese Eintheilung wird im großen Ganzen auch bei neueren gemauerten Scheunen beibehalten.

Zum Schluß wollen wir noch bei dem Wohngebäude, und zwar vor Allem bei dem hölzernen ein wenig verweilen. Gewöhnlich pflegt es ebenerdig zu sein, im Norden jedoch ist es ziemlich häufig mit einem Stockwerk versehen, gewöhnlich gar nicht oder nur weiß gestrichen, ab und zu, im böhmischen Jeschkengebiete oder bei Turnau, auch mit einer dauerhaften Farbe getüncht. Die längere Seite entlang gegen den Hof zieht sich eine

gemauerte niedrige mit platten Steinen bedeckte Terrasse hin (zásep, násep, záhrobek, zábřeží, záprseň, zástěnek), die zur Hausthür und zu den Stallungen führt. Diese Terrasse ist manchmal in ihrem vorderen Theile von der Hausthür bis zur Front mit einer niedrigen Bretterwand versehen, die sozusagen einen ebenerdigen Söller (pavlač) bildet. Über der Terrasse erhebt sich oft ein Söller mit einem manchmal sehr zierlichen Kranzboden und mit Säulchen, die nicht blos von der Fertigkeit, sondern auch vom Geschmack des Dorfzimmermanns zeugen. Dieser hat manchmal zwischen den Capitälchen (Köpfen) der Säulchen sogar auch halbkreisförmige Bogen, allerdings auch aus Holz, nachgeahmt. Der Söller, ein für das böhmische Gebäude charakteristischer Theil, erscheint nicht blos über der Terrasse, sondern je nach Zweckmäßigkeit auch sonst am Gebäude oder an seinem Zubau („výstupek"), der sich auf das Dach stützt und auf mächtigen Säulen ruht, oder auch am Schüttboden.

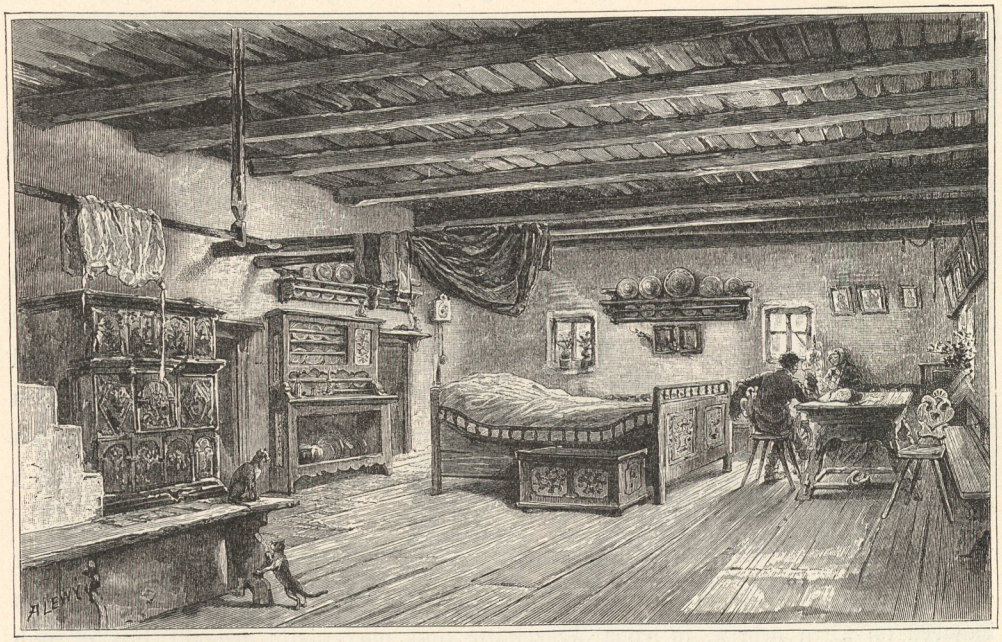
Ein nicht minder charakteristischer Theil des böhmischen hölzernen Wohngebäudes ist sein Giebel „štít" (Schild), „bedro" (im Taborer Kreis), „peření" (im westlichen Böhmen), zumeist jedoch „lomenice" genannt, und zwar deßhalb, weil er durch mehrere hölzerne Querleisten in mehrere Felder oder Flächen wie gebrochen erscheint. Am Giebel haben vorzugsweise die Zimmerleute ihre Kunstfertigkeit und ihren Geschmack bewährt. Die am reichsten gezierten Giebel finden wir bei alten Gebäuden. Querleisten, dann senkrechte oder strahlenförmige Lücken, die symmetrisch in diesen Feldern angebracht sind und durch Bogen oder durch einfache Capitälchen wie Säulchen verbunden sind, oder gezähnte Lücken, die aus der Fläche hervortreten, „krajky" (Spitzen) genannt, geben dem Giebel ein malerisches Aussehen. Dazu tragen auch im oberen Theile des Giebels in die Bretter hineingeschnittene Bilder, hier eines Herzens, dort eines Sternes, nicht selten auch eines Kelches oder auch von Vögeln bei.

Der Giebel wird, wie das ganze Gebäude, entweder gar nicht getüncht oder, falls dieses weiß gestrichen ist, ist es auch bei jenem der Fall. Dann werden in manchen Gegenden die Lücken schwarz angestrichen, wie auch die Fensterrahmen mit einer lichtblauen Farbe. Die Fensterladen sind entweder einfach oder mit gemalten Blumen geschmückt. Über den Gipfel des Giebels ragt aus dem Dachkamm ein kleines, gewöhnlich rundes Schindelvordach, „kabřinec", „kukla", „kabelka" genannt hervor. Auf dem Vordach erhebt sich ein hölzerner Aufsatz „makovice" (Mohnkopf), der da und dort die Gestalt eines Kelches hat, oder die Wetterfahne „vrzátko".

Am unteren Theile des Vordachs gegen das Innere zu befindet sich ein Bret („záklopa", die Klappe), eine Art Denktafel. Darauf lesen wir irgend einen frommen Spruch, darauf ist auch angegeben, von wem und wann das Haus gebaut wurde. Solche mit Aufschriften versehene und mit gemalten Ornamenten und Blumen gezierte

Vordächer finden wir am Hauptgebäude, oft auch am Schüttkasten, nie jedoch an der Scheune, die gewöhnlich ganz einfache Giebel, ohne Ornamente, hat. Man sieht jedoch auch Wohngebäude, namentlich neuere, besonders im mittleren Böhmen, ohne Vordächer.

Unter dem Vordach hängen im Herbst die Dorfleute am Giebel Vogelbeeren heraus, damit sie der Frost mürbe mache. Im Taborer Kreise, in der Umgebung von Bechyň und auch in den benachbarten Gegenden hängt man am Bartholomäustag Kränze aus Vogelbeeren auf, die man am nächsten Bartholomäustag durch frische ersetzt, zum Andenken an den Heiligen, von dem die Legende erzählt, daß er, nachdem man ihn



Bauernstube im nordöstlichen Böhmen.

geschunden hatte, verschwunden sei und daß, als man den Befehl gab, dort, wo er sich befände, einen rothen Kranz herauszuhängen, die Kränze an den Giebeln aller Häuser roth geworden seien. Das Streben des böhmischen Bauers, einen möglichst gezierten Giebel (Schild) an seinem Gebäude zu haben, zeigt sich auch bei neueren Steinbauten. Auch da pflegen die Giebel mannigfach geschmückt zu sein, und es ist interessant, daß man ab und zu, zum Beispiel in der Gegend bei Veselí („na blatech"), die Motive von dem Giebel, so weit es geht, auch auf das gemauerte Schild überträgt.

Kränze mit Bändern auf zur Hälfte hervorragenden Säulen, die manchmal einen ganz eigenthümlichen Stil repräsentiren, Kreuze, Herzen, Kleeblätter und ein Hahn, alles aus aufgetragenem Mörtel entweder weiß angestrichen oder bunt und lebhaft gefärbt,

bilden die Verzierungen des Schildes auf dem Wohngebäude und auch auf dem Schüttkasten, dem ehemaligen Schutzgebäude (srub), das sich von dem Hauptgebäude durch seine schlanke Form unterscheidet, indem es in der Front schmäler und zumeist auch höher ist. Ein Vordach pflegt bei den gemauerten Gebäuden nicht vorhanden zu sein und statt der Klappe oder statt des Denkbrettes pflegt man direct im Schilde eine Steinplatte mit eingegrabener und vergoldeter Inschrift, die uns verkündet, welche Eheleute und wann sie den Bauernhof gebaut haben, anzubringen.

Und nun treten wir über die Terrasse (Gräthe) in das Haus. Die Vorhausthür ist entweder ein Ganzes oder besteht aus zwei freien Theilen, von denen die untere „branka“ (das Gitter) auch untertags mit einem Haken oder einer Schlinge geschlossen ist, damit das Federvieh vom Hofe aus nicht in das Vorhaus gelangen kann. An der Vorhausschwelle hat man hier und da kleine Hufeisen angenagelt, um die Schwelle gegen Hexen und Truden zu schützen oder auch „damit nicht aus dem Hause das Glück entweiche“.

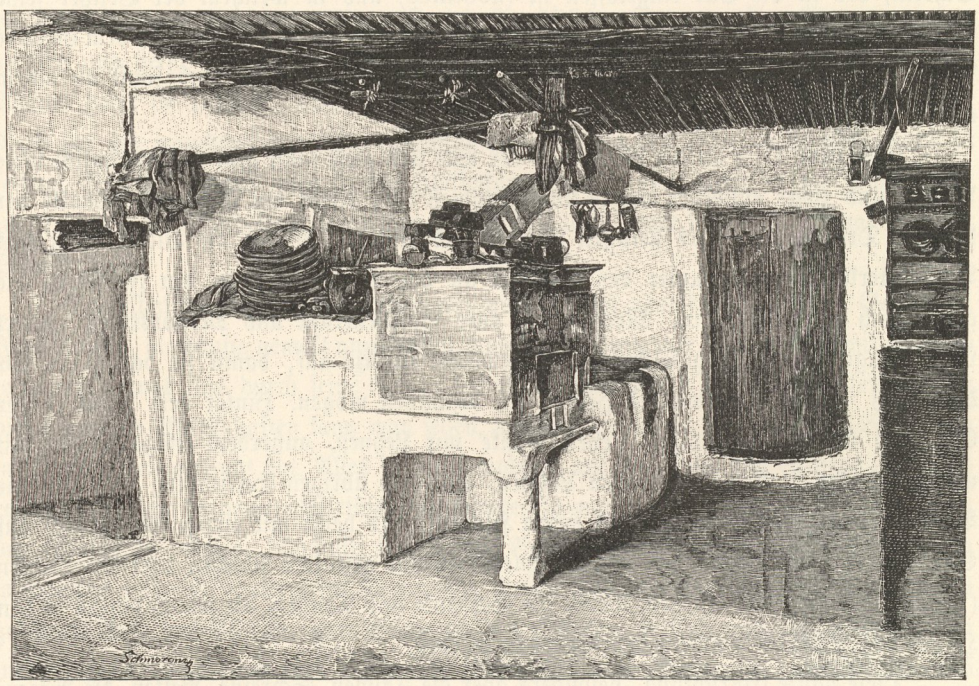
Aus dem Vorhause (síň, dům bei Taus) führt eine hölzerne Stiege auf den Boden (půda, ponebí, hůra), wo Dreschflegel, Sicheln, Spinnräder (diese hinter dem Rauchfang) aufbewahrt und auch Heu und Stroh untergebracht werden. Über dem Boden pflegt noch eine Scheidewand zu sein, wie in der Scheune (hambalka), welche, wenn der Boden gut gedeckt ist, auch als Schüttboden dient und „podlážka“ genannt wird. In alten Gebäuden pflegt man auf dem Boden ein Versteck zu haben, wie es noch zur Zeit der preußischen Kriege im vorigen Jahrhundert nothwendig war. Zwei oder drei Walzen, die man heben kann, verdecken seine Öffnung.

Aus dem Vorhause kommt man in die Küche der Vorhausthür gegenüber. In der Küche, die ursprünglich „schwarz“ war, ist die Öffnung des Backofens; hier hat man auch daneben im Ofen geheizt, in seiner Feuerstätte prsk oder nístěj genannt, hier ist auch gerade unter dem Rauchfang der alterthümliche Herd oder die neuere Platte (Sparherd) zum Kochen im Sommer. Hier und da hat man sich diese schwarze Küche wohnlicher wie ein Stübchen ausgestattet, und diese heißt dann wälsche Küche (šperovaná, vlaská kuchyně). Im Vorhause ist auch die Klappenthür, welche den Eingang zum Keller deckt („loch“ oder „jáma“). In manchen Gegenden, wie bei Taus, befindet sich diese Thür und dieser Eingang in der Kammer.

Aus dem Vorhause kommen wir durch eine Thür, die dem in das Vorhaus Eintretenden zur Rechten sich befindet und auf welcher die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige uns entgegen schimmern, in die Stube (světnice, sednice, seknice, sence). In hölzernen Gebäuden sind entweder ihre Wände weiß gestrichen oder nur die Zwischenräume zwischen den Balken, welche man ab und zu, wie zum Beispiel bei Jičin auch

mit Firniß anstreicht. Die Decke ist gewöhnlich nicht hoch, aus runden oder behauenen Balken („půvalkový“, „povalový strop“) und wird manchmal mit Blut angestrichen, manchmal wird sie, nachdem sie mit Kienspänen geschwärzt ist, abgerieben, so daß sie schön glänzt. Über die ganze Decke zieht sich häufig von der Thür bis zu den Fenstern ein großer Balken, hinter dem kleinere Werkzeuge, Meißel, Ahlen, das Rasirmesser oder auch die paar Bücher der Hausbibliothek aufbewahrt werden.

Bei der Thür hängt der Sprengkessel mit dem Rosenkranz, dem Eintretenden zur Linken war in der Mauer ein Feuerherd, der sich noch jetzt im südlichen und westlichen



Inneres einer böhmischen Chalupa.

Böhmen vorfindet. Auf ihm wurde im Winter mit Kienspänen („kocoury“, „louče“) das Zimmer beleuchtet. In anderen Gegenden, wie im Süden, Westen und im Norden an der Iser brannte auf einem hängenden Herdchen das Licht; es war dies ein niedriger Korb aus Eisenplatten, der in der Mitte der Zimmerdecke hing. Der Rauch aus den brennenden Kienspänen entwich durch eine in der Decke angebrachte Öffnung und verlor sich auf dem Boden oder wurde durch einen hölzernen Rauchfang fortgeleitet. Die Kohlen fielen dann hinunter auf eine Schüssel oder in ein mit Wasser gefülltes Schaff, das unter dem Herde auf dem Boden lag. Jetzt freilich nimmt der Zimmer- mit dem Backofen den ganzen Raum links von der Thür ein. Über dem Kachelofen mit dem Kessel und mit einem Bänkchen

hängen von der Decke Stangen zum Trocknen der Wäsche und Kleider. Eine eigene Stange wird für den Soldaten reservirt. Rechts von der Thür steht gewöhnlich ein Schrein (police, suden) mit dem Geschirr. An der Mauer hängt der Schüsselschrank mit bemalten Tellern, Gläsern und Krügen; darunter an besonderer Stelle jenes Gefäß, in welchem man der Wöchnerin die Henne mit Nudeln bringt. In der Ecke rechts steht der Tisch, früher gewöhnlich aus hartem Holz, mit gekreuzten Füßen und einem Fußbrett, über ihm schwebt von der Decke herab ein Täubchen aus einer Eierschale und gefärbtem Papier. Hinter dem Tisch erblickt man hier und da einen dreiseitigen Schrein, der in die Ecke eingelassen ist (koutnice) und in welchem der Besitzer seine Schriften aufbewahrt. An diesem Haupttisch pflegt er am heiligen Abend mit dem Gesinde Platz zu nehmen und mit ihm das Mahl einzunehmen, wenn er auch sonst an einem anderen Tisch speist.

Über dem Tisch an der Mauer in der Ecke und auch sonst gibt es gewöhnlich viele Bilder, und zwar entweder neuere Lithographien oder ältere, auf Glas roh gemalte der heiligen Dreieinigkeit, des heiligen Wenzel und andere. Hinter die Bilder steckt das Volk Osterkätzchen und unter den Bildern an der Wand oder in den Fenstern, die gewöhnlich mit Rosmarin, Meerzwiebel oder Basilienkraut und Monatsrosen geziert sind, hängt es am Frohnleichnamsfest geweihte Kränze auf, damit sie das Haus vor dem Blitz — „dem Boten des Herrn" — beschützen mögen. Hinter dem Tisch in der Ecke und die Wand entlang stehen Bänke mit Lehnen, außerdem einige Stühle mit manchmal sehr kunstvoll geschnitzten Lehnen. Von der übrigen Einrichtung sind noch die Betten hervorzuheben, die oft mit einem Himmel, das heißt mit einem Bretterdach auf Säulchen versehen waren und den Wöchnerinnen mit gestickten Plachen oder Leintüchern (prostěradla) verdeckt wurden, weiter die Schränke und Truhen, die jedoch häufig in den Haus- und Speicherkammern untergebracht werden.

Diese ganze Einrichtung, besonders aber die Truhen, Schreine, Betten, die Wiege, wie auch der Schüsselschrank und Fensterladen, hier und da auch die Stühle sind mit zahlreichen Malereien geziert. Die Dorfschreiner haben hierin eine nicht geringe Fertigkeit erlangt und bewähren oft einen guten Geschmack und Sinn für Farbenblumen, besonders Tulpen und Rosen, in Vasen und ohne dieselben, Blumenkränze, Obst, Vögel und verschiedene Ornamente, die entweder naiv-original sind oder an den Zopf- und Barockstil erinnern. Nicht selten ist auch die Jahreszahl hineingemalt und da und dort, namentlich auf kostspieligeren Schreinen zwischen Blumenbeeten das Bild einer Heiligen, besonders der Jungfrau Maria oder der heiligen Anna. Ältere bemalte Möbelstücke, hier und da auch Truhen mit zwar einfachen aber doch kunstvollen Intarsien findet man noch heutzutage in Dörfern namentlich im nördlichen und östlichen Böhmen, wo sie

auch durch Reichhaltigkeit der Malerei die gemalten Möbel aus dem südlichen Böhmen übertreffen.

Neben der Stube pflegt ein Stübchen (světnička, sednička, přístěnek, výstupek), manchmal auch Kammer (komora) genannt, zu sein, ohne Ofen und häufig auch ohne gedielten Fußboden. In diesem Stübchen befinden sich die Betten, Truhen, und es wird hier auch das kleinere Geschirr aufbewahrt. Auf der anderen Seite der Stube gegenüber ist in der Regel die Kammer — manchmal auch zwei — gewöhnlich ohne Fenster, die zu ähnlichen Zwecken wie das erwähnte Stübchen verwendet wird. Zuweilen dient sie mehr als Speisekammer oder als Aufbewahrungsort, hier und da macht man aus ihr ein schönes, reines Stübchen (Jičiner Kreis). Im östlichen Böhmen pflegt sie ausgemauert zu sein und heißt „kamenice“; hier bewahrt die Wirthin hauptsächlich die Milch. Im Westen heißt sie „sklep“, obgleich sie nicht gewölbt ist, sondern nur eine starke eichene Decke hat, die manchmal mit Lehm gründlich belegt ist, um dem Feuer mehr Widerstand zu leisten. Aus ihr kommt man in die Häckselkammer und aus dieser in die Stallungen; zuerst kommt der Pferdestall, dann der Rinderstall und hinter diesem manchmal noch der Schafstall.

Eine ähnliche Eintheilung finden wir auch in den neueren gemauerten Gebäuden. Ihre Stuben, die häufig gemalt anzutreffen, sind freilich bequemer, aber wir vermissen darin so manches, was uns durch seine Art in der Stube des älteren Bauernhofes fesselte. An diesen neueren Wirthschaften kann man sehen, welchen Fortschritt der böhmische Landmann in jüngster Zeit gemacht hat. Alles ist mehr modern, auf dem Hofe gibt es neue und zahlreiche Maschinen, bequemere Wirthschaftsgebäude. In manchen Gegenden, in der Umgebung von Königgrätz, Kolin, Raudnitz finden wir Bauernhäuser, die mit ihrer Einrichtung so manches städtische Hauswesen übertreffen. Neben moderner Einrichtung sind auf einem größeren Gute das Clavier, gute Stiche an den Wänden, freilich auch Farbendrucke von zweifelhaftem Werth und eine ansehnliche Bibliothek von ökonomischen, politischen und Unterhaltungsschriften keine allzu große Seltenheit.

Das Leben auf einem böhmischen Bauerngute hat einen familiären Charakter. Das Gesinde nennt den Bauer „hospodář“, die Bäuerin „hospodyně“, doch häufig auch so wie seinen Vater und Mutter „pantáta“, „panímáma“. Der alte Ausgedinger lebt entweder mit der Familie des jungen Wirthes in demselben oder in einem eigenen Gebäude, das „chaloupka“, „výměnek“ genannt wird. Es kommt auch vor, daß die Brüder und Schwestern des Wirthes, indem sie auf dem Gute intabulirte Antheile haben, mit seiner Familie wohnen, so lange sie nicht anders versorgt sind, und dann erinnert eine solche, oft ziemlich zahlreiche Familie gewissermaßen an die alte Familie der ursprünglichen böhmischen Einrichtung.

Feste und Bräuche der Slaven.

Die Feste und Bräuche der Slaven in Böhmen haben sich trotz des nivellirenden Einflusses der Civilisation bis auf den heutigen Tag namentlich unter der Landbevölkerung ziemlich rein erhalten und manches Eigenthümliche und Urwüchsige bewahrt, wodurch sie sich von den Sitten und Bräuchen anderer Völker unterscheiden und die Aufmerksamkeit des Folkloristen auf sich lenken. Zwar weichen dieselben vor dem Pfeifen der Locomotive und dem Lärm der Fabriksmaschinen, namentlich aber unter dem Einfluß der modernen Schule und in Folge polizeilicher Verbote in die entlegensten Winkel immer mehr zurück und sind bereits, besonders im Flachland, großentheils geschwunden, aber noch immer begeht der Landmann allenthalben das Erntefest und die Weihnachtsfeier in althergebrachter Weise, noch immer werden die Johannisfeuer angezündet und die Maibäume aufgestellt, überall finden noch die volksthümlichen Ostergebräuche mit Schmackostern statt und die Kirchweih bildet auf dem Lande den Glanzpunkt des Jahres. Auch die Hochzeiten haben ihre ursprüngliche Frische und Mannigfaltigkeit bewahrt.

Nicht minder leben die alten mythologischen und abergläubischen Vorstellungen noch heute im Volke: noch immer glaubt der Bauer an die Feld- und Waldgeister (an die polednice = Mittagsfrau, an den lesní muž = Waldmann und die lesní panna = Waldnymphe, an die lesní oder divé ženy = Wald- oder wilde Weiber), an den Wassermann (vodník, vulgo hastrman), an die Hauskobolde (skřítek, hospodářiček), an die Schicksalsfrauen (sudičky) und an die Drude (můra); noch immer fürchtet er sich vor dem Behexen und Beschreien (učarování a uřknutí) und wendet dagegen verschiedene Mittel an. In Krankheitsfällen sucht er Hilfe bei alten Frauen, welche die Krankheit durch Zauberformeln und Zaubermittel verscheuchen (zařikají a zažehnávají).

Um dem uns bemessenen Raume Rechnung zu tragen, werden wir bestrebt sein, die Feste und Bräuche des čechischen Volkes mit Hintansetzung des minder Wichtigen in möglichster Kürze zu schildern und dieselben nach den Kalendertagen ordnen, indem sich auf diese Art für ihre Einreihung eine natürliche Grundlage bietet.

Jahresfeste und Bräuche. — Neujahrstag (nový rok, 1. Januar) ist der Tag der Gratulationen und Neujahrsbescheerungen. Dieser Tag ist für das ganze Jahr von Vorbedeutung, denn was man am Neujahrstag thut, wird man das ganze Jahr hindurch thun: wer an diesem Tage gesund ist und Geld hat, der wird das ganze Jahr gesund sein und Geld haben u. s. f.

Am Vorabend des heiligen Dreikönigtages gießen die Mädchen geschmolzenes Blei oder Wachs ins Wasser und suchen aus den so geformten Figuren ihre Zukunft zu errathen. Auch werden kleine Wachskerzen in leere Nußschalen gestellt, angezündet und

in einer Schüssel aufs Wasser gelassen; wessen Kerzchen zuerst auslischt, der wird zuerst sterben.

Am heiligen Dreikönigtag (sv. Tři králů, 6. Januar) gehen die drei Könige, das sind drei Knaben (einer von ihnen geschwärzt als Mohr) in weißem, mit einem farbigen Bande umgürtetem Hemde, mit einer Krone aus Goldpapier auf dem Kopfe und einem



Das Todaustragen und das Einbringen des Sommers (léto).

Scepter in der Hand, von Haus zu Haus, beräuchern die Wohnungen mit Weihrauch, besprengen sie mit Weihwasser und schreiben mit geweihter Kreide auf die Zimmer- und Stallthüren die Buchstaben K. M. B. (Kaspar, Melichar, Balthasar), wobei sie singen: My tři králové my jdeme k vám, štěstí, zdraví vinšujem vám u. s. w. (Wir drei Könige kommen zu euch, Glück und Gesundheit wünschen wir euch.)

Das an diesem Tage geweihte Wasser ist heilkräftig. Wer sich an diesem Tage im Flußwasser badet, der bleibt das ganze Jahr gesund.

Zu Lichtmeß (hromnice, 2. Februar) werden Kerzen, sogenannte Donnerkerzen (hromničky) geweiht, welche man während des Gewitters und am Sterbebett anzündet, einestheils um den Wetterschaden abzuwenden, anderntheils um dem Sterbenden das Sterben zu erleichtern. — Zu Lichtmeß ist die Hälfte des Winters vorüber, der Tag ist bereits um eine Stunde länger geworden (na hromnice dne o hodinu více) und die Lerche muß sich an diesem Tage hören lassen, selbst wenn sie erfrieren sollte (skřivan musí na hromnice vrznout, i kdyby měl zmrznout).

Am Tag der heiligen Dorothea (6. Februar) geht die Dorotka mit einer goldenen Papierkrone auf dem Haupte und mit ihr der Henker mit einem hölzernen Säbel herum.

Am Matthiastag (24. Februar) gehen die Kinder früh vor Sonnenaufgang in die Obstgärten hinaus, ziehen sich aus, klettern auf die Obstbäume und rufen mit lauter Stimme:

Prosím svatého Matěje,	Den heiligen Matthias bitte ich:
ať nám ovoce hojného dopřeje,	Soweit meine Stimme im Garten tönt,
kamkoli v zahradě hlas můj se rozleje.	Sei reichlich uns auch Obst vergönnt.

Der Fasching (masopust) ist der Belustigung, dem Tanz und den Hochzeiten gewidmet. Die meisten Hochzeiten werden im Fasching gehalten, denn diese Zeit ist dazu am besten geeignet, namentlich für den Landmann. Im Fasching muß sich jedes Mädchen austanzen, und auch die Hauswirthin macht gerne ein Tänzchen mit, denn wie hoch sie im Fasching springt, so hoch wird ihr der Flachs gedeihen. Am fetten Donnerstag (tučný čtvrtek) soll man recht viel Fettes genießen (Schweinefleisch, Krapfen und ähnliches). Ihren Höhepunkt erreicht die Lustbarkeit in den drei letzten Faschingstagen (ostatky), das heißt Sonntag, Montag und Dienstag vor dem Aschermittwoch. Für diese Tage werden runde und längliche Krapfen (koblihy a šišky) und ein eigenes Gebäck, die sogenannten „boží milosti“ bereitet; unter den Speisen nimmt der Schweinebraten die vornehmste Stelle ein. Am Faschingdienstag wird ein lustiger Mummenschanz aufgeführt. Vermummte Gestalten in allerlei Verkleidung (maškarády), darunter ein Jude, ein Türke, ein Zigeuner, ein Fleischhacker, Schergen in militärischem Anzug, ein als „altes Weib“ mit dem Tragkorb verkleideter Mann u. s. f. halten den Umzug und führen den „Bären“ (medvěd), das heißt einen ganz mit Erbsenstroh umwickelten oder mit umgekehrtem Pelz bekleideten Mann mit sich. So zieht die Maskerade von Haus zu Haus, wobei allerlei Schabernack und Possen getrieben werden und Jedermann, der des Weges kommt, geneckt wird; kommen die Theilnehmer an dieser Maskerade in ein Haus, so trinken sie dem Hausherrn Bier oder Branntwein zu, wofür sie von ihm ein Geldgeschenk erhalten. Die Hausfrau sucht sich von dem „Bären“ etwas Erbsenstroh abzupflücken, um es den brütenden Hennen und Gänsen ins Nest zu legen, damit die Brut gut gedeihe. Dafür wirft sie dem

„alten Weib" reichlich Krapfen in den Tragkorb zu. Nachdem sie die im Hause anwesenden Mädchen mitgenommen haben, zieht die Maskerade weiter und versammelt sich abends im Wirthshaus, wo die Belustigung bei der Musik oft bis zum Tagesanbruch währt. Um Mitternacht wird der Bacchus (eine als Mann angekleidete Figur) oder die Baßgeige (basa) begraben; die Baßgeige wird in ein weißes Leintuch gehüllt und unter Absingen von Begräbnißceremonien auf den Hof hinausgetragen.

Auf den Fasching folgt die vierzigtägige Fastenzeit (půst) vom Aschermittwoch bis zu den Osterfeiertagen. Die Sonntage in der Fastenzeit haben jeder einen besonderen Namen; so heißt der erste Fastensonntag (Invocavit) der schwarze (černá neděle, angeblich von der schwarzen Kleidung der Frauen), der zweite (Reminiscere) heißt der Röstsonntag (pražná neděle, nach den gerösteten Fastenspeisen pražma, pučálka, das ist Einbrenn und Prägelerbsen), der dritte (Oculi) Nießsonntag (kýchavná neděle, wievielmal man an diesem Tage niest, so viele Jahre wird man leben); der vierte (Laetare) führt den Namen družebná neděle, der fünfte (Judica) heißt der Todtensonntag (smrtná oder smrtelná neděle), weil an diesem Tage der Tod hinaus- und der Sommer hereingetragen wird.

Das Todaustragen (vynášení smrti), eine echt slavische Sitte, geschieht auf folgende Art: die Kinder (gewöhnlich Mädchen) machen eine weibliche Strohfigur oder behängen eine Strohschaube mit alten Weiberkleidern, stecken sie auf eine Stange und tragen sie vor das Dorf hinaus, wo sie dieselbe wieder entkleiden und in ein fließendes Wasser werfen. Diese Strohpuppe heißt Mařena, Mořena, Smrt oder Smrtola und stellt den Tod, respective Winter vor. Hierauf schneiden sie ein junges Tannen- oder Fichtenbäumchen, das líto (Sommer) ab, behängen es mit farbigen Bändern, bunten Papierschnitzeln und leeren Eierschalen und kehren damit ins Dorf zurück, wo sie von Haus zu Haus herumgehen und folgende Lieder absingen: Smrt plyne po vodě, nové léto k nám jede u. s. w. (Der Tod schwimmt auf dem Wasser, der neue Sommer kommt zu uns); oder: Smrt neseme ze vsi, nové léto do vsi (Den Tod tragen wir aus dem Dorf, den neuen Sommer in das Dorf); oder: Mořena, Mořena, kam jsi klíče děla? Děla jsem je, děla Svatému Jiří u. s. f. (Mořena, wo gabst du die Schlüssel hin? Dem heiligen Georg gab ich sie hin); oder: Líto, líto, kdes tak dlouho bylo? U studánky u vody mylo ruce i nohy. (Sommer, Sommer, wo warst du so lange? Am Brunnen, am Wasser wusch ich mir Hände und Füße.)

Am Palmsonntag (květná neděle) läßt man in der Kirche junge Weidenzweige mit Kätzchen (kočičky) weihen und steckt sie zu Hause hinter Bilder und Wandspiegel, in den Dachstuhl, im Stall hinter den Viehtrog, auf den Feldern ins Getreide, um Gottes Segen herbeizurufen und die Felder vor Hagel- und Gewitterschäden zu schützen.

Auch soll man drei Kätzchen schlucken als ein Mittel gegen Schlangenbiß, Halsschmerzen und Fieber.

Nun ist der Frühling im Anzug, und die Jugend beginnt ihre Frühlingsspiele unter freiem Himmel. Die Vorboten des Frühlings werden fleißig beobachtet, die erste Schwalbe wird freudig begrüßt, der erste Kukuksruf aufmerksam gezählt, um zu erfahren, in wie viel Jahren das Mädchen heiraten oder wie viele Jahre man noch leben wird. Wenn man im Frühjahr das erstemal donnern hört, soll man etwas Schweres heben oder sich auf dem Rücken herumwälzen, dann wird man stark sein und keine Kreuzschmerzen haben. Nach dem ersten Donnern im Frühjahr verliert das Veilchen seinen Duft. Wenn der Knecht im Frühjahr zum erstenmal auf das Feld ackern fährt, wird er von der Magd mit Wasser begossen, damit er stets frisch und munter sei; dasselbe widerfährt der Magd vom Knecht, wenn sie das erstemal auf Gras ausgeht.

Zu Ostern (svátky velikonoční) haben sich noch viele volksthümliche Bräuche erhalten, welche sich zwar an die kirchlichen Ceremonien anschließen, deren ursprüngliche Bedeutung jedoch noch immer ziemlich deutlich hervorleuchtet.

Am Gründonnerstag (zelený čtvrtek) werden Honigkuchen, sogenannte jidáše gegessen (auch dem Vieh gibt man ein Stück Brot mit Honig), Petersilie, Erbsen und Kohl gesäet und die Flöhe aus der Wohnung mit geweihtem Pimpernußzweige hinausgetrieben. Am Charfreitag (velký pátek) gehen die Leute vor Sonnenaufgang hinaus und waschen sich in Bächen und Flüssen, knieen dann in den Obstgärten und Feldern mit entblößten Knieen auf bethautem Rasen und sagen Gebete gegen das Fieber her; auch die Pferde und Kühe werden vor Sonnenaufgang mit Wasser aus drei Quellen gewaschen, damit sie vor Ungeziefer und Krankheiten geschützt bleiben. An diesem Tage öffnen sich die unterirdischen Schätze, während die Passionsgeschichte gelesen wird. (Vergleiche Erbens Gedicht „Der Schatz".) — In der Nacht vom Charfreitag auf den Charsamstag laufen die Leute in den Obstgärten in bloßem Hemde herum und rufen: „Bindet euch, Bäume; wenn ihr euch nicht bindet, so werden wir euch umhauen", wobei man die Bäume mit einem Strohbande umwickelt, damit der Wind die Blüte nicht herunterschlage und damit das Obst gedeihe. Am Charsamstag (bílá sobota) wird der „Judas verbrannt" und die Kohlen werden hinter das Dach und ins Feld gesteckt, um Feuersbrunst und Ungewitter abzuwenden. Wenn am Charsamstag die Glocken wieder ertönen, soll man die Bäume schütteln, damit sie viel Obst tragen. Am Ostersonntag (boží hod velkonoční) läßt man in der Kirche das Osterlamm, Osterlaibe, Eier und Wein weihen. Zu Hause wird das Geweihte in Stücke geschnitten und jeder von den Hausgenossen bekommt ein Stückchen.

Echt slavischen Ursprungs ist die noch allerorts in Böhmen übliche pomlázka (Schmackostern). Pomlázka (binovačka, dynovačka, šmigrust, šmerkust) heißt eigentlich



Das Schlagen mit der Ostergerte (pomlázka).

die aus fünf bis sechs Weidenruthen geflochtene und mit bunten Bändern geschmückte Ostergerte, mit welcher am Ostermontag die jungen Burschen den Mädchen auflauern und sie über die bloßen Arme und Füße so lange schlagen (stäupen), bis sie sich mit roth-gefärbten, häufig auch zierlich gezeichneten Eiern (kraslice) loskaufen. Dieses Geschenk, sowie der ganze Brauch heißt ebenfalls pomlázka. Die Ostergerte ist das Symbol der verjüngten und verjüngenden Frühlingsnatur und der mit ihr Geschlagene bleibt das ganze Jahr gesund. Die kleinere Jugend geht mit einer kleinen, mit einem farbigen Bande geschmückten pomlázka in den Häusern herum, verschiedene Lieder singend, wie: Hody, hody do provody, dejte, paní, vejce! u. s. f. (Osterfest, Osterfest, gebt, o Hausfrau, Eier!) Dafür bekommen sie von der Hausfrau Eier, Äpfel, Kuchen und Kreuzerstücke. Um die Eier wird dann gespielt: Einer hält das Ei in der Hand mit der Spitze nach oben und der Andere stößt mit der Spitze seines Eies in das Ei des Gegners; wessen Ei dabei zerbricht, der hat verloren, und der Gegner bekommt das Ei. Ehemals wurden die Eier auf einer schiefen Fläche heruntergewälzt; wessen Ei am weitesten hinunterrollte, der hatte gewonnen.

Am Osterdienstag müssen sich die Burschen von den Mädchen das Schmack-ostern gefallen lassen.

Das Aprilschicken (1. April) ist ein allgemein verbreiteter Brauch (man schickt zum Beispiel Jemanden in die Apotheke um Mückenfett und dergleichen).

Am Georgitag (24. April) „öffnet sich die Erde" und es kriechen heraus die Frösche, Schlangen und Skorpione, welche von nun an giftig sind.

In der Walpurgisnacht (30. April) werden die „Hexen gebrannt". Zu diesem Behufe werden das ganze Jahr hindurch alte Besen gesammelt, in Theer oder Wagen-schmiere getaucht und an einem sicheren Orte aufbewahrt. In der Nacht vor dem 1. Mai werden sie auf Anhöhen hinaufgeschafft, dort angezündet und unter dem Ausruf: „Die Hexen fliegen!" in die Höhe geschleudert. Auch zündet man Holzhaufen an, über welche die Burschen mit den Mädchen springen. Inzwischen knallen die Knechte mit ihren Peitschen überall im Dorfe herum, um die Hexen auszutreiben. Vor die Stallthüren legt man dichte Rasenstücke, um den Hexen den Zutritt zu verwehren, denn die Hexe könnte nur dann zum Vieh gelangen, wenn sie die sämmtlichen Grashalme im Rasen zusammenzählt.

In derselben Nacht werden noch vor Tagesanbruch die Maibäume (máje) aufgestellt. Die Dorfjungen gehen heimlich in den Wald hinaus, wo sich Jeder eine schlanke Tanne oder Birke aussucht, dieselbe abschneidet und bis zum Gipfel abschält und sie dann unvermerkt vor das Fenster oder auf dem Hof seiner Auserwählten auf-stellt. Auch auf dem Dorfplatze wird ein großer gemeinschaftlicher Maibaum aufgestellt,

der Gemeindevorsteher bekommt ebenfalls einen. Am folgenden Morgen ziehen die jungen Burschen von einem Gebäude zum anderen, wo die Maibäume aufgestellt sind, mit Musik und Bier, lassen jedem Mädchen aufspielen und trinken ihm zu, wofür sie ein Geldgeschenk erhalten. Dann nehmen sie das Mädchen in ihre Mitte und ziehen weiter. Zuletzt begibt sich Alles ins Wirthshaus, woselbst getanzt und gezecht wird, solange das von den Mädchen gesammelte Geld hinreicht.



Kirchenfest (pout).

Allmälig ist die Zeit herangerückt, wo das Vieh zum erstenmal auf die Weide geführt wird. Dies geschieht um Pfingsten (letnice, svátky svatodušní) und um diese Zeit wird auch der neue Hirtenkönig gewählt. Zuvor jedoch wird der alte König hingerichtet (freilich in effigie), und zwar entweder ertränkt, indem man einen Strohmann zum Dorfteich oder zum Bach schleppt und ins Wasser wirft, oder geköpft, indem man ihm eine Krone von Baumrinde mit einem Holzsäbel herunterschlägt.

Am Pfingstmontag beeilen sich die Hirtenknaben, ihr Vieh zeitlich früh auf die Weide zu führen; denn derjenige von ihnen, welcher mit seinem Vieh auf einem verabredeten Weideplatz als der erste erscheint, ist der König. Nachmittags versammeln sie sich entweder

im Wirthshaus oder beim König, legen alle eine ritterliche Rüstung von Fichtenrinde an, setzen sich Mützen (dem König eine Krone) von Fichtenrinde auf, schmücken sich mit Blumen und nehmen hölzerne Schwerter in die Hand, und so gerüstet ziehen sie im Dorfe herum, für ihren König Gaben sammelnd. Schließlich stellen sie sich auf dem Dorfplatz auf, und einer von ihnen, der sogenannte „Ausrufer", besteigt einen erhöhten Ort und improvisirt auf jedes Haus und dessen Bewohner Lob- oder Spottverse, wozu die versammelte Hirtensippschaft mit lautem Halloh ihre Zustimmung ertheilt.

Nach Erbens Beschreibung wird im Budweiser Kreis die Wahl des Hirtenkönigs zu Pferde aufgeführt. Der neue König reitet mit neun Gefährten auf den Damm zum Teiche; hier steigen sie ab, der König stellt sich auf die Schleuse, und einer von den Gefährten schlägt ihm die Krone vom Haupte ab, so daß sie ins Wasser fällt. Der König springt der Krone nach, taucht einigemal unter, wodurch das Wasser, welches bisher „räudig", das heißt schädlich war, geweiht wird, die übrigen werfen dem König ihre Holzsäbel nach, welche der König aufgreift und auf einen nicht leicht zugänglichen Ort wirft. Dann erfaßt der König seine Krone, setzt sich dieselbe auf den Kopf, und während jeder nach seinem Säbel sucht, entkommt er aus dem Wasser, besteigt eiligst sein Pferd und rennt einem bestimmten Ziele zu. Wenn es ihm gelingt, das Ziel zu erreichen, bevor ihn die übrigen einholen, so fällt ihm ein bestimmter Preis zu. Dann zieht er trockene Kleider an und die Gefährten führen ihn mit Musik im Dorfe herum. Hierauf folgt die oben erwähnte „Ausrufung".

An demselben Tage nachmittags gehen neun Mädchen (králičky) von Haus zu Haus und führen die Königin (královna), welche mit einem Blumenkranze und farbigen Bändern geschmückt ist, mit sich, wobei sie singen:

Naše královna bosa chodí,	Barfuß geht unsre Königin um,
své bílé nožičky v rose brodí;	Näßt ihre Füßlein im Thau:
prosíme, žádáme	Um eine Gabe bitten wir
naší chudé královně.	Für unsre arme Königsfrau.

Die Königin wird gewöhnlich durch das kleinste Mädchen dargestellt, welches die übrigen unter sich so verstecken, daß man es nicht sieht. Und wenn dann nach beendigtem Liede die Hauswirthin fragt: „Und wo habt ihr die Königin?", treten die Mädchen auseinander, die Königin tritt hervor und dreht sich einigemal im Kreise um. Mitunter wird die Königin auch von einem König, nämlich einem als König angekleideten Mädchen, mit einer goldenen Papierkrone und einem Holzsäbel, begleitet.

Das Frohnleichnamsfest (slavnost Božího Těla) hat eine blos kirchliche Bedeutung. Eine feierliche Procession, an welcher sich die Behörden, die Schuljugend und die Zünfte mit ihren Fahnen betheiligen, zieht zu vier zu diesem Zweck nach den vier

Himmelsgegenden eigens errichteten, mit Laubwerk geschmückten Altären, der Priester schreitet unter einem von vier angesehenen Bürgern getragenen Baldachin, während Böllerschüsse und Glockengeläute die Feierlichkeit des Festes erhöhen. Die Zweige von den Altären werden unter das Dach und hinter Bilder gesteckt, die Kränzchen von der Procession werden an die Wand gehängt und während eines Gewitters verbrannt.

Sommergewitter und Hagelwolken pflegt man durch Beschwören, durch Glockengeläute oder Wetterhornblasen zu vertreiben; auch zündet man, wie bereits



Erntefest (obžinky).

erwähnt, während des Gewitters Lichtmeßkerzen an und verbrennt geweihte Osterpalmen und Frohnleichnamskränze. Wenn ein Gewitter im Anzug ist, so legt man ein Laib Brot auf den Tisch, damit man, wenn es einschlagen und anzünden sollte, nicht die Geistesgegenwart verliere. Wenn ein Gewitter herannaht oder wenn in einem Gebäude Feuer ausbricht, so stellt man den Backtrog vor die Thür mit der Öffnung weg vom Gebäude; nach welcher Richtung die Öffnung zeigt, dorthin verzieht sich das Gewitter oder dorthin wendet sich der Wind.

Die Feier der Sonnenwende wird noch überall mit Johannisfeuern (ohně svatojanské) begangen. Am Vorabend des Johannisfestes (24. Juni) bietet sich dem Zuschauer ein bezaubernder Anblick dar. Auf den Anhöhen und Bergen flackern plötzlich Feuer auf und

die ganze Gegend erscheint flimmernd wie in einem Zaubermärchen. Die Jugend mit Blumen bekränzt und mit Beifuß umgürtet tanzt um das Feuer herum, Liebespaare springen Hand in Hand über die Flammen, und wenn der Sprung gelingt, ist es für sie von guter Vorbedeutung. In der Johannisnacht blüht das Farrnkraut mit goldener Blüte, und wem es gelingt, derselben habhaft zu werden, der hat den Schlüssel zu allen Schätzen. Die Mädchen pflücken in der Nacht neunerlei Blumen, winden einen Kranz davon und werfen ihn rückwärts auf einen Baum; nach wievieltem Wurfe der Kranz auf dem Baume hängen bleibt, nach soviel Jahren wird das Mädchen heiraten. Auch legen sie sich den Kranz vor dem Schlafengehen unter das Kopfkissen, damit ihnen ihr Zukünftiger im Traume erscheine. Am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang werfen sie die Kränze aufs Wasser und beobachten, ob der Kranz frei hinunterschwimmt oder irgendwo hängen bleibt; in jenem Falle werden sie bald heiraten.

Eine Mutter, welcher ein Kind gestorben ist, darf vor Johannis weder Kirschen noch Erdbeeren essen, denn an diesem Tage vertheilt die heilige Jungfrau Kirschen und Erdbeeren an die verstorbenen Kinder im Himmel, und wenn sie zu einem Kinde käme, dessen Mutter diese Früchte bereits gegessen hatte, würde sie sagen: „Für dich ist nichts da, deine Mutter hat dirs weggegessen", und das Kind würde leer ausgehen.

Auf einen Sonn- oder Feiertag im Sommer fällt das Kirchenfest (pouť), ein Stelldichein der jungen Leute und Liebespaare. Vor der Kirche und auf dem Dorfplatze sind Zelte, Buden und Verkaufsläden mit allerlei Schnitt-, Spiel- und Schmuckwaaren aufgestellt, namentlich dürfen jene der Lebzelter nicht fehlen. Hier ist der Ort, wo sich nach dem Gottesdienst die jungen Leute versammeln und sich wechselseitig Geschenke (pouti), als: Goldringe, Bilder, Pfefferkuchen, Marzipan und Anderes kaufen und Bekanntschaften machen, die nicht selten zur Heirat führen. Darum erscheinen hier die heiratslustigen Mädchen in ihrem schönsten und reichsten Schmuck und namentlich mit einer Ducatenschnur am Halse, denn nach der Anzahl der Ducaten errathen die heiratslustigen Burschen, wie groß die Mitgift des Mädchens sein wird.

Das Wort pouť bedeutet eigentlich die Wallfahrt. Es pflegt nämlich das Volk nach verschiedenen Wallfahrtsorten, zu wunderthätigen Marienbildern oder Heilquellen Processionen zu unternehmen, welche je nach der Entfernung des Ortes oft mehrere Tage in Anspruch nehmen. Solche Wallfahrtsorte sind: der heilige Berg bei Přibram, Altbunzlau, Maria-Zell, Albendorf (Vambeřice im Glatzischen), Prag (zum heiligen Johann von Nepomuk) und andere. Weißgekleidete Kranzeljungfern tragen ein schön geschmücktes Marienbild (oder statt dessen wird eine Kirchenfahne vorangetragen), und hinter ihnen folgt die Menge, andächtige Lieder singend, welche ihnen der die Procession leitende Vorbeter vorsagt. Wenn sie an Ort und Stelle anlangen, kommt ihnen der Geistliche mit seinen

Pfarrkindern entgegen und führt sie unter Glockengeläute in die Kirche, wo sodann Litaneien abgehalten werden.

„St. Margareth (13. Juli) führt die Schnitter ins Korn“ (sv. Markéta vodí žence do žita), denn um diese Zeit ist das Getreide bereits reif geworden und auf den Feldern wirds rührig. Da kommen die Schnitter mit ihren Sensen und schneiden zuerst das Korn, dann den Weizen und die Gerste und zuletzt den Hafer, wobei ihnen die Weiber behilflich sind, indem sie das geschnittene Getreide hinter ihnen mit der Sichel abnehmen,



Der Jahrmarkt (jarmark).

in Schwaden legen und diese dann zu Garben binden. Wenn der Landwirth während des Schnittes aufs Feld kommt, wird er von den Schnittern umzingelt und „gebunden“, das heißt mit einem Strohband umwickelt, und muß sich mit einem Trinkgeld loskaufen.

Einen lustigen Abschluß der Fechsung bildet das Erntefest (obžinky, dožinky). Wenn die Getreide-Ernte eingeheimst ist und nur noch ein kleiner Rest übrig bleibt, so binden die Schnitterinnen davon eine große Garbe, „die Alte“ (baba) oder „der Alte“ (starý) genannt, die drei bis fünf gewöhnliche Garben umfaßt und in welche oft ein wirkliches Weib eingebunden wird, nämlich dasjenige, welches sich beim Garbenbinden verspätete. Die Mädchen schmücken sich den Busen mit Sträußchen von Ähren, Korn- und anderen Feldblumen, die Burschen stecken sich ebensolche auf den Hut. Dann machen sie einen großen Ährenkranz, umwinden ihre Sensen, Sicheln und Rechen mit Blumen,

laden die letzte Garbe und alle Geräthe auf den Wagen, in welchen zierlich aufgeputzte Pferde mit in die Mähnen und Schweife eingeflochtenen Bändern eingespannt sind, setzen sich oben drauf und fahren unter Jauchzen und Gesang, nicht selten mit Musikbegleitung in den Wirthschaftshof. Dort angekommen, überreichen sie den großen Ährenkranz ihrem Dienstgeber (auf der Herrschaft dem Verwalter) und gratuliren ihm zur guten und glücklich beendeten Ernte, wofür sie dann bewirthet werden. Mit Musik und Tanz schließt das Fest.

In ähnlicher Weise wie das Erntefest wird bei Rakonitz und Laun das Hopfenpflückfest (dočesná) und bei Melnik die Weinlese (vinobraní) begangen.

Nun hat der Landmann seine Ernte in Sicherheit gebracht und kann deren Erträgniß abschätzen und seine Jahresbilanz feststellen. Jetzt kann er sich nach der mühe- und sorgenvollen Erntezeit einen Augenblick Ruhe vergönnen und sich gütlich thun. Eine willkommene Gelegenheit dazu bietet die Kirchweih (posvícení), ursprünglich wohl ein Familienfest, welches später zu einem Kirchenfest gestempelt wurde. Auf die Kirchweih, welche in der Regel auf einen Sonntag im Herbst fällt, kommen die Verwandten und Bekannten von fern und nah, um wenigstens einmal im Jahre beisammen zu sein, ihre Familienangelegenheiten zu besprechen und sich gemeinschaftlich zu unterhalten. Es werden demnach für die Kirchweih großartige Vorbereitungen gemacht: gemästete Schweine, gefütterte Gänse, Enten und Hühner werden geschlachtet, ganze Haufen von Kuchen gebacken und überhaupt Alles aufgeboten, damit den Gästen nichts abgehe, so daß die böhmische Kirchweih durch die Hülle und Fülle der Speisen, in welchen da geschwelgt wird, sprichwörtlich geworden ist. Abends wird ins Wirthshaus zur Musik gegangen, wo der Ortsvorsteher mit den Dorfnotabilitäten an einem besonderen Tische (konšelský stůl) Platz nimmt und der pantáta (Hausvater) mit seiner panímáma auch ein Tänzchen mitmacht. Sonst huldigt dem Tanze natürlich hauptsächlich die Jugend. Montag vormittags ist das „schöne" oder „goldene Stündchen" (pěkná, zlatá hodinka), und die aufgeputzten Mädchen eilen ins Wirthshaus, um daselbst wenigstens ein Stündchen dem Tanze zu huldigen.

Das sonst üblich gewesene Köpfen des Widders und das Herabwerfen eines Ziegenbocks vom Thurme oder vom Dach des Wirthshauses lebt nur noch in der Erinnerung der älteren Generation; dagegen hat sich der Hahnschlag (stínání kohouta) in vielen Gegenden bis zum heutigen Tage erhalten. Auf einem freien Platze wird nämlich ein Hahn an einen in die Erde eingeschlagenen Pflock gebunden und die Dorfleute stellen sich in einer Entfernung von 50 und mehr Schritt auf. Wer den Hahnschlag versuchen will, dem werden die Augen verbunden, sodann wird er um ein aufrecht stehendes Faß einigemal herumgedreht und mit einem Dreschflegel in der Hand losgelassen. Oft geht er in ganz entgegengesetzter Richtung, um aufs gerathewohl loszuschlagen, was von allgemeinem

Gelächter begleitet wird. Wem es gelingt, den Hahn zu erschlagen, der wird dann mit Musik ins Wirthshaus geführt. — Nach der Kirchweih folgen kurze Tage und lange Abende, die Feldarbeiten hören allmälig auf, es kommen die Hausarbeiten, namentlich das Spinnen und Federnschleißen, an die Reihe.

Das Spinnen in den Spinnstuben (přástky) hat sich jetzt nur noch in den ärmeren Gegenden erhalten, wo der Flachs gedeiht und wohin die Spinnfabriken bisher keinen Eingang gefunden haben. Die Spinnerinnen versammeln sich allabendlich in einem verabredeten Gebäude, wohin sie ihre Spinnrocken schaffen und wo sie den ganzen Winter hindurch bis zum Aschermittwoch gemeinschaftlich Flachs spinnen. Häufig kommen auch die jungen Burschen hin, um sich mit den Mädchen zu unterhalten. Da werden Lieder gesungen, Märchen und allerlei Geschichten erzählt und Liebeshändel angeknüpft bis Mitternacht, worauf sich die Mädchen in Begleitung der jungen Männer nach Hause begeben. Einen Abschluß der Spinnperiode bildet die „lange Nacht" (dlouhá noc); in der zweiten oder dritten Faschingswoche sehen die Spinnerinnen nach, welche von ihnen am meisten Garn gesponnen hat; diese ist die Königin und muß den übrigen einen Schmaus geben.

Auch das Federnschleißen (draní peří) gehört zu den wichtigeren Hausarbeiten im Winter, denn die erste Sorge einer jeden Mutter ist, ihren Töchtern recht viel Federbetten in die Ausstattung geben zu können. Es wird nämlich einem Mädchen zur größten Schmach angerechnet, wenn sie nicht einmal ein Federbett als Aussteuer bekommen hat. Das Federnschleißen ist jedoch bei weitem nicht so unterhaltend als das Spinnen, weil man sich dabei ruhig verhalten muß, um die Federn vom Tisch nicht wegzublasen; kein Wunder daher, daß man dabei bald schläfrig wird.

Ohne uns bei den minder wichtigen Festen, als da sind: Allerseelentag (dušiček, 2. November; Gräberbesuch, Seelenlichter, Backwerk „dušičky", das heißt Seelchen), heiliger Martinstag (11. November; Winterprognose aus dem Brustbein der Martinsgans, Backwerk „podkovy", das heißt Hufeisen), heiliger Andreasabend (30. November; Bleigießen und andere Orakel), heiliger Barbaratag (4. December; die Mädchen setzen einen Kirschenzweig an einen warmen Ort ein und begießen ihn, damit er um Weihnachten blühe), heiliger Nikolaustag (6. December; in den Häusern geht der Mikuláš, das ist Nikolaus mit dem Teufel herum und beschenkt die braven Kinder) — länger aufzuhalten, wenden wir uns dem poesiereichsten und anmuthigsten Jahresfest, den Weihnachten (vánoce) zu. Die Weihnachtszeit beginnt mit dem heiligen Abend (štědrý večer). An diesem Tage (24. December) fasten selbst die kleinen Kinder, damit sie die goldenen Schweinchen (zlatá prasátka) sehen. Bei der Abendmahlzeit, an welcher nicht blos der Hausvater mit der Familie, sondern auch das Gesinde theilnimmt, ist der Tisch mit weißem Tischtuch gedeckt und unter den Speisen, welche aufgetragen werden, darf der Fisch und der

černý kuba (ein aus gerissenen Graupen und getrockneten Schwämmen gebackenes Gericht) nicht fehlen. Ein leeres Besteck wird für einen „unverhofften Gast" in Bereitschaft gehalten. Nach dem Essen bekommt ein Jeder einen Weihnachtsstriezel (vánočka, štědrovka), Äpfel und Nüsse. Aber auch die Hausthiere bekommen ihren Antheil; den Kühen gibt man ein Stück Striezel, damit sie viel Milch geben, der Hund, der Hahn, Gänserich und Enterich bekommen Knoblauch, damit sie hitzig seien, die Hühner Hirse und Erbsen, um viel Eier zu legen; ja sogar der Brunnen, aus welchem man das ganze Jahr Wasser schöpft, bekommt ein Stück Weihnachtsstriezel, Äpfel und Nüsse, während die Fischgräten unter die Obstbäume vergraben werden, um sie fruchtbar zu machen; die Brosamen vom Abendmahl werden ins Feuer geworfen. Der Christbaum ist fremden Ursprungs und kommt nur in den Städten vor.

Nach dem Abendessen werden Orakel befragt. Die Art der Orakelbefragung ist so mannigfaltig, daß wir uns hier nur auf einige Fälle beschränken wollen. Man schneidet einen Apfel in der Mitte entzwei, und wenn die Kerne die Form eines Sterns haben, so wird man lange und glücklich leben; die Kreuzform bedeutet den Tod. Namentlich sind es die Mädchen, welche gerne wissen möchten, ob sie bald heiraten und was für einen Mann sie bekommen werden. Sie gehen in den Obstgarten hinaus, schütteln dort an einem Baum solange, bis sie einen Hund bellen hören: von wo das Bellen kommt, von dort kommt ihr Bräutigam. Oder sie klopfen an den Hühnerstall: läßt sich der Hahn hören, so bekommen sie einen Witwer, läßt sich eine Henne hören, so bekommen sie einen Junggesellen zum Mann. Auch werfen sie in der Stube einen losen Schuh oder Pantoffel mit dem Fuß über den Kopf in die Höhe; wenn sich der Schuh mit der Spitze der Thüre zukehrt, so werden sie im künftigen Jahre heiraten. Ferner schauen sie in den Backofen, um dort in der Dunkelheit die Zukunft zu erblicken: wenn sie Feuer erblicken, so steht eine Feuersbrunst bevor; wenn sich drinnen eine Leiche zeigt, so wird Jemand im Hause sterben u. s. w.

Um Mitternacht führen die Thiere, namentlich die Rinder, untereinander ein Gespräch, es ist jedoch nicht rathsam, dasselbe zu belauschen. Um dieselbe Stunde verwandelt sich das Wasser auf eine Minute in Wein. Um Mitternacht geht man in die Kirche zur Mette, und wer um diese Stunde auf den Kirchhof geht, der kann da diejenigen, welche im zukünftigen Jahre sterben werden, sehen, denn diese gehen mit den Verstorbenen zur Mette.

Am Stefanstage (26. December) gehen die Kinder aus der Ortschaft herum, vor den Hausthüren sogenannte Koledalieder absingend, wofür sie von der Hausfrau mit einer kleinen Gabe (Äpfeln, Nüssen, Striezeln, Geld) beschenkt werden.

Geburt, Heirat. Nach dem böhmischen Volksglauben befinden sich die Kinder vor der Geburt in den Schwämmen (na houbách) im Walde, und von dort bringt sie der Storch oder die Krähe (auch der Fuchs): die Krähe bringt sie durch das Fenster, der Storch läßt sie durch den Rauchfang ins Haus fallen. Bald nach der Entbindung kommen

die Nachbarinnen zu der Wöchnerin auf Besuch und bringen ihr eine eingemachte Henne mit Nudeln in die Wochen (do kouta). Das neugeborene Kind wird gebadet, in ein Leintuch eingewickelt und unter den Tisch gelegt, damit es folgsam sei. Jeder, der in das Zimmer tritt, wo das kleine Kind schläft, muß sich wenigstens auf einen Augenblick niedersetzen, damit er dem Kinde den Schlaf nicht wegtrage. Nach der Taufe werden die Pathinnen und Nachbarinnen bewirthet und namentlich mit Backwerk und süßen Liqueuren traktirt. Wenn sich ein Kind einen Zahn ausreißen läßt, so soll es denselben hinter den



Das Hahnschlagen (stínání kohouta).

Backofen werfen und sagen: Tu máš, liško (myško), kostěnej, dej mi za něj železnej. (Da hast du, Fuchs [Mäuschen], einen beinernen, gib mir dafür einen eisernen.)

Die Hochzeitsgebräuche des böhmischen Volkes bieten viel Interessantes und werden unter der Landbevölkerung noch immer mit minutiöser Beobachtung des complicirten Ceremoniels gepflegt. Eine ordentliche Hochzeit dauert wenigstens drei Tage; sie beginnt am Dienstag mit der Trauung und endet am Donnerstag mit der Übersiedlung der Braut in ihr neues Heim.

Die Hauptrolle spielt dabei der družba (Brautwerber oder Redner, auch starosvat, plampač oder řečník genannt). Ein tüchtiger družba ist ein sehr gesuchter Mann.

Er ist derjenige, welcher die Heirat stiftet, die Hochzeitsgäste einladet, die ganze Hochzeit leitet, Alles besorgt, unzählige Anreden hält, Trinksprüche vorbringt, Alles animirt, in witzigen Einfällen unerschöpflich ist und überhaupt Alles aufbietet, um unter den Hochzeitsgästen eine fröhliche und heitere Stimmung zu wecken und bis zum Schluß zu erhalten. Der družba ist das Factotum der Hochzeit. Der Bräutigam (ženich) wählt unter seinen ledigen Jugendfreunden einen oder mehrere Brautführer (mládenci), die Braut (nevěsta) ebensoviele Brautjungfern (družičky).

Sonntag vor der Hochzeit geht der družba und ein mládenec mit einem Rosmarinzweig herum, um die Hochzeitsgäste einzuladen. Wer die Einladung annimmt, der schickt in das Elternhaus der Braut einen Beitrag in die Küche (Geflügel, Butter, Eier und anderes).

Dienstag früh morgens machen sie den Rundweg von neuem und führen die Brautjungfern in die Wohnung der Braut. Die geladenen Gäste versammeln sich beim Bräutigam, wo sie ein Frühstück einnehmen, worauf der Bräutigam vor seinen Eltern niederkniet und ihren Segen empfängt. Dann begeben sich alle in die Wohnung der Braut. Ist die Braut aus einer anderen Ortschaft, so fahren die Gäste hin auf einem Leiterwagen, während der Bräutigam und die mládenci zu Pferde reiten. Unterwegs wird aus Pistolen geschossen und die Weiber singen Lieder.

Vor dem Hause der Braut angekommen, finden sie die Thür verschlossen. Der družba klopft an, Einlaß begehrend, worauf die Eltern der Braut ihnen aufthun, während sich die Braut mit den Weibern und Freundinnen (svatbí) in ihre Kammer zurückzieht. Nach langem Unterhandeln tritt die Braut aus der Kammer heraus, kniet mit dem Bräutigam vor ihren Eltern nieder und empfängt ihren Segen. Bevor der Weg zur Kirche angetreten wird, übergibt die Brautjungfer dem Bräutigam ein hübsches, künstlich zusammengelegtes Taschentuch als ein Geschenk von der Braut, in welches ein langer, mit bunten Bändern geschmückter Rosmarinzweig eingesteckt ist, und befestigt ihm auch ein Sträußchen auf den Hut. Sämmtliche Hochzeitsgäste bekommen ebenfalls kleine Rosmarinzweige, welche sie sich auf die Brust (ins Knopfloch oder ins Mieder) stecken.

Nun begibt sich der Hochzeitszug zur Kirche. Voran der družba mit Musik, dann folgt die Braut mit dem Brautführer, der Bräutigam mit der Brautjungfer und nach ihnen die übrigen Hochzeitsgäste. Gewöhnlich wird in die Kirche auf Leiterwagen gefahren; ist dies der Fall, dann fährt die Braut mit den Kranzeljungfern auf einem vierspännigen Wagen, während der Bräutigam und seine Jugendfreunde reiten. Während der Fahrt werfen die Weiber den Zuschauern kleine Kuchen, sogenannte metáčky, zu und sind, wie überhaupt während der ganzen Hochzeit, im Singen und Jauchzen unermüdlich. Nach der Trauung begeben sich alle entweder ins Wirthshaus oder nach Hause, um dort die Einladung zum Hochzeitsschmaus abzuwarten.

Der Hochzeitsschmaus findet im Hause der Brauteltern statt und dauert den ganzen Nachmittag bis spät in die Nacht hinein. Die Braut nimmt dabei den Ehrenplatz am sogenannten „Brauttisch“ in der Ecke ein, neben ihr der Bräutigam, der Brautführer, die Brautjungfer und die vornehmeren Hochzeitsgäste. Die Speisen, deren Reihe eine endlose ist, werden in langen Intervallen aufgetragen, wobei der družba die Hauptrolle zu spielen hat. Derselbe muß jede Speise mit einem gereimten Scherzspruch begleiten und die Gäste während der Pausen mit witzigen Reden und Einfällen unterhalten;



In der Spinnstube (přástky).

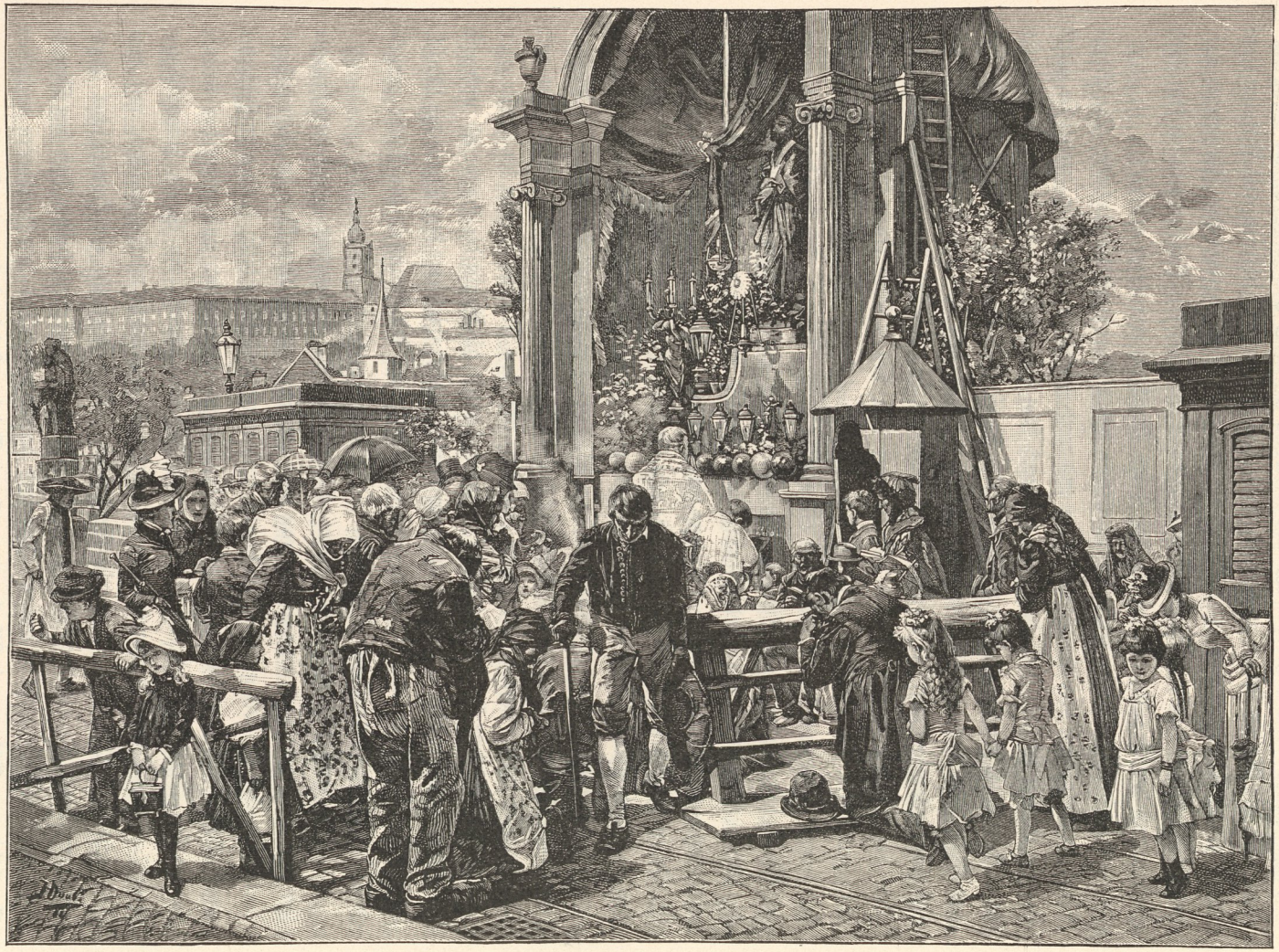
dabei muß er schauen, daß jeder Gast ordentlich bedient wird. Beim Braten beginnen die Trinksprüche: der družba tritt an den Brauttisch heran, schenkt zuerst den Kranzeljungfern einer nach der anderen ein und redet jede mit einem Reimspruch an, worauf ihm die Angeredete ebenso antwortet; zuletzt schenkt er der Braut und dem Bräutigam ein, und beide müssen aus einem Glase gemeinschaftlich trinken. Wenn die Kuchen auf den Tisch kommen, sammelt der družba auf die Wiege und auf die Windeln und übergibt das Geld der Braut. Nach den Kuchen folgt das „Händewaschen“. Es wird ein Waschbecken mit einem Handtuch herumgetragen und jeder Gast taucht seine Finger ins Wasser, wischt sich mit dem Handtuch ab und wirft in das Becken ein Geldstück. Mancherorts kommt noch vor

dem Händewaschen die „Geheimnißschüssel“ (misa tajnosti) auf den Tisch. Der družba bringt nämlich eine große, mit einer zweiten zugedeckte Schüssel, stellt sie vor die Braut und läßt alle rathen, was darin enthalten ist. Die Gäste rathen hin und her, endlich wird die Schüssel aufgedeckt, und zum allgemeinen Ergötzen findet man eine Überraschung: rohe Erdäpfel, eine Maus, eine Henne, junge Küchlein und Ähnliches; dies nimmt die Braut mit sich in ihren neuen Haushalt. Erwähnenswerth ist auch das „Erbsenwerfen“. Wenn die Mahlzeit zu Ende geht, beginnen die Frauenzimmer nach den Männern mit Erbsen (wohl auch mit Mandeln, Confect u. s. f.) zu werfen, um deren Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die Männer erwiedern das Manöver. Anfangs wirft man mit einer, dann mit beiden Händen, dann geht es los wie ein Hagelwetter, so daß schließlich Alles, Tische, Stühle, Fußboden, mit Erbsen und Zuckerwerk dicht besäet ist.

Zum Schlusse bringt der družba einen großen Kuchen (homole, ähnlich dem korovaj der Russen), in welchen ein mit allerlei Leckerbissen, Zuckerwerk, Mandeln, Nüssen, Äpfeln und dergleichen behängtes Bäumchen eingesteckt ist, und stellt es auf den Tisch vor die Braut. Die Weiber und Jungfrauen stimmen ein Lied an, und die Braut muß das Bäumchen schütteln, welches so eingerichtet ist, daß ihr eine Wiege oder ein Kindlein zum allgemeinen Gelächter herunterfällt. Dann trachtet Jeder etwas von dem Bäumchen zu erhaschen, worauf der Kuchen in Stücke geschnitten und unter die Gäste vertheilt wird.

Nach der Mahlzeit geht die ganze Gesellschaft ins Wirthshaus, voran der družba mit Musik. Dort wird gesungen und getanzt bis Mitternacht. Um Mitternacht wird die Braut dem Bräutigam zugeführt: zwei Musikanten, der Bräutigam mit der Braut, der družba mit der Brautjungfer und die weiblichen Hochzeitsgäste begeben sich in die Wohnung der Braut; nachdem der družba die Neuvermählten in das Schlafgemach geführt und dasselbe verschlossen hat, kehrt die Gesellschaft unter Gesang ins Wirthshaus zurück, wo sie sich bis zum Morgen unterhält. Früh morgens kommt sie mit Musik, um die Braut zu wecken, und zieht dann im Dorfe herum, vor jedem Gebäude aufspielend. Mittags versammelt sie sich wieder in der Wohnung der Braut, wo sie bewirthet wird.

Nach dem Mittagsessen kommen die Wagen des Bräutigams, um die Braut und ihre Ausstattung wegzuführen. Während nun die Braut von ihren Eltern rührenden Abschied nimmt, wird der Hausrath der Braut auf den Wagen aufgeladen, zu unterst die Truhen, Kasten, Schränke, der Backtrog u. s. w., darauf die Federbetten und auf diese zu oberst setzt sich ein altes Weib mit einem Spinnrad und Spinnrocken. Die Braut sitzt mit ihren Freundinnen auf einem besonderen Wagen, vor welchen zwei bis sechs Pferde eingespannt sind. Dazu werden die schönsten Rosse genommen und mit rothen, in Mähne und Schweif eingeflochtenen Bändern geziert. Die männlichen Hochzeitsgäste fahren auf einem besonderen Wagen oder reiten mit dem Bräutigam. Die Musikanten sitzen



Josef Douba: Das Johannisfest auf der Karlsbrücke zu Prag.

auf den Pferden des ersten Wagens. So setzt sich der Zug in Bewegung. Die Musik spielt auf, die Weiber singen und jauchzen, die jungen Burschen schießen aus Pistolen (jetzt schon selten). Unterwegs wird der Zug mitunter von den sogenannten Fürziehern aufgehalten, welche einen mit Bändern umwickelten Strick oder ein Band quer über den Weg ziehen, und der Bräutigam muß sich den freien Durchzug von ihnen erkaufen.

Vor dem Hausthor erwarten die Eltern des Bräutigams die Ankunft. Die Braut steigt ab, empfängt von ihnen den Segen und wird ins Haus eingeführt, wobei sie zuerst in den Kamin schauen soll, damit es ihr nach dem Elternhause nicht bange werde. Es folgt eine Mahlzeit, bei welcher wieder allerlei Spaß getrieben wird. Wir erwähnen nur das Eine: die Weiber verlangen vom družba: „Baue uns eine Brücke, wir wollen über die Donau fahren; aber die Brücke soll so dicht sein, daß uns die Braut nicht durchfalle.“ Der družba legt vor die Braut auf die eine Ecke des Tisches einen Kreuzer, auf die entgegengesetzte einen zweiten. Die Weiber rufen, das könne nicht sein, denn „die Braut hat keinen so weiten Schritt, du mußt die Balken dichter legen“. Da legt der družba in die Mitte des Tisches einen Pfennig oder eine andere leichte Münze. Die Weiber werfen die Münze hinunter: „Das sind schlechte, faule Balken, die würden durchbrechen.“ Und so wird so lange gestritten, bis der Tisch von einer Ecke zur anderen kreuzweise mit Geld besetzt ist. Dann steigt die Braut auf den Tisch, geht über die Brücke und wird vom Bräutigam, der sie umarmt und küßt, vom Tische heruntergesetzt. Das Geld bekommen die Musikanten.

Schließlich findet das Hauben der Braut (čepení nevěsty) statt. Die Weiber führen die Braut in die Kammer, setzen sie auf einen Stuhl und flechten ihr das Haar auf. Der družba bringt eine weiße Haube und eine von den Frauen, welche die älteste oder vornehmste ist, setzt sie der Braut auf. Zweimal wirft die Braut die Haube ab und erst zum drittenmal behält sie dieselbe auf dem Kopfe. Dabei spielt vor der Thüre die Musik, die Weiber singen darauf bezügliche Lieder. Dann wird die Braut in die Stube zurückgeführt und dem Bräutigam übergeben.

Tod und Begräbniß. Wenn Einer erkrankt, so werden zuerst verschiedene Hausmittel angewendet, eine weise Frau wird gerufen, um die Krankheit zu „besprechen“ (zařikati) oder zu „besegnen“ (zažehnati), und wenn das nicht hilft, sucht man Hilfe bei einem Arzt. Am Krankenbett werden Lichtmeßkerzen angezündet, und wenn der Kranke bereits im Sterben liegt, öffnet man das Fenster, „damit die Seele hinausfliegen könne“. Dem Todten werden die Augen zugedrückt, die Leiche wird gewaschen, mit dem Todtenhemd bekleidet und auf ein Bret gelegt. Auch wird ihr ein Haarbüschel abgeschnitten, bevor sie erkaltet. Stirbt der Hausherr, so muß man dessen Tod den Bienen melden, damit sie nicht absterben. Hier und da wird der Tod des Hausherrn auch den Hausthieren, Kühen und Pferden gemeldet. Bei der Leiche halten die Nachbarn durch

die ganze Nacht Wache und beten für die Seele des Verstorbenen. Dem Todten legt man Heiligenbilder, ein Gebetbuch oder einen Rosenkranz, ein Kreuzchen und anderes, namentlich aber eine Kerze, den Kamm, mit welchem er gekämmt wurde, in den Sarg bei. Wenn die Leiche aus dem Hause hinausgetragen wird, soll man mit der Bahre an die Schwelle dreimal anstoßen oder drei Kreuze machen, damit der Segen des Verstorbenen im Hause bleibe. Die Bank, auf welcher die Leiche gelegen ist, wird mit den Stühlen umgestürzt, damit man den Verstorbenen bald vergesse.

Stirbt eine Jungfrau, so wird ihr Sarg von Junggesellen, stirbt ein Junggeselle, so wird dessen Sarg von Kranzeljungfern zu Grabe getragen. Beim Hinablassen des Sarges ins Grab wirft ein Jeder eine Handvoll Erde dreimal demselben nach, um so dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Nach dem Begräbniß wird ein Schmaus gehalten.

Das slavische Volksschauspiel.

Der religiöse Sinn des čechischen Volkes in Böhmen bekundet sich auch in der Pflege des volksthümlichen Schauspiels, welches sich in einigen Gegenden bis in die Siebziger-Jahre in voller Frische erhalten hat. Hauptsächlich ist es die durch die Städte Eisenbrod, Semil und Hochstadt begrenzte Gebirgsgegend, in welche sich die aus dem Mittelalter stammende und durch die Schauspiele der Jesuitenschulen verjüngte Volksmuse zurückgezogen hatte; Hauptsitze des Volksschauspieles waren die Ortschaften Lastibořˇ und Boskov, in jüngster Zeit auch Neudorf (Nová Ves) bei Hochstadt. Etwa in den Fünfziger-Jahren gab es wohl auch auf dem flachen Lande (kraj) ganze Ortschaften (z. B. Vitiněves bei Jičín), wo sich die Bewohner, meistens sogenannte Häusler, zu Schauspielertruppen vereinigten und während der Winterabende ihr Spiel einstudirten, um dann nach Ostern in der Umgegend ihre Kunst zu produciren. Auch in anderen Gegenden, bei Netolitz, Prachatitz, Hohenmauth, Senftenberg u. s. w., sowie dort, wo sich in früherer Zeit der Einfluß einer Jesuitenschule bemerkbar machte, blühten derartige Volksunterhaltungen lange fort und verschwanden erst allmälig mit dem Eindringen der modernen, das Volksthümliche zersetzenden Cultur.

Solche dramatische Spiele, welche man als ein Geistesproduct des böhmischen Volkes aus der vorjosephinischen Periode ansehen kann, lassen sich wie anderwärts in vier Gruppen absondern. Die erste bilden die „Weihnachtsspiele“. Sie umfassen nicht nur die evangelischen Begebenheiten der Adventszeit, sondern erstrecken sich gleich dem mittelalterlichen Schauspiel über das ganze alte Testament, indem sie im sogenannten „Paradiesspiel“ die vorchristliche Zeit von Adam und Eva angefangen in gedrängter, zumeist symbolischer Darstellung behandeln. In allen Gegenden des Landes hat sich bis

jetzt das „Dreikönigsspiel“ erhalten, welches zu einem kurzen Dialog der drei „Sterndeuter“ zusammengeschmolzen ist und von meistens der Schule entwachsenen Knaben aufgeführt wird. Wie nun diese für Groß und Klein berechnete Unterhaltung immer mehr zurückgedrängt wird, so geschieht es auch mit dem „Nikolaispiel“, welches bereits zu einem Schattenspiel herabgesunken ist. An die Spiele der alten Zeit erinnert nur noch das „Betlehem“, welches man in einigen Dorfkirchen und auch hier und da in den Bürger- und Bauernstuben findet.

Die zweite Gruppe umfaßt die „Osterspiele“, welche einerseits die Kreuzigung, anderseits die Auferstehung Christi zum Gegenstand haben. Obwohl bei diesen Spielen eine größere Anzahl von handelnden Personen erforderlich war, was einigermaßen ihr Aufkommen behindern konnte, so gehörten sie doch zu den beliebtesten Spielen, so daß sie an jedem Sonntag von Ostern angefangen bis lang in den Sommer hinein aufgeführt und von der Bevölkerung der ganzen Umgegend wie auch aus der Ferne aufgesucht wurden. An dramatischer Conception und theatralischem Aufwand stehen sie in keiner Beziehung hinter den mittelalterlichen Passionsspielen zurück; man kann sogar in ihnen die geschickte, an dem Schuldrama erprobte Hand des ursprünglichen unbekannten Zusammenstellers erkennen. Sie beginnen mit einem Chor, wozu meistens die in der Fastenzeit beliebten Kirchenlieder verwendet werden; das Anstimmen dieser Lieder wiederholt sich während des Spieles zwischen den einzelnen Bildern, aus welchen das Ganze besteht und die sich aneinander so anreihen, wie sie in der Bibel vorkommen. Dies hat zur Folge, daß der Zuhörer immer wieder in eine religiöse Stimmung versetzt wird, was sich besonders dann empfahl, wenn etwa die burlesken Späße einzelner komischer Figuren, wie die des Teufels oder des Todes, die Aufmerksamkeit von der Haupthandlung abzulenken drohten. Mit den alten Passionsspielen haben diese Spiele auch das gemein, daß sie aus einer Reihe von kleineren oder größeren Bildern bestehen und dem Zuschauer nichts überlassen, was er sich hinzudenken sollte, weil Alles vor seinen Augen dargestellt wird. Daher sind diese Spiele durchwegs sehr umfangreich, mitunter selbst langweilig, obwohl es nicht an dramatisch wirksamen Scenen, wie z. B. die Unterhandlung des Judas Ischariot mit den Hohenpriestern und dem hohen Rathe, fehlt.

Die dritte Gruppe bilden alttestamentarische Stoffe, bei welchen der biblische Inhalt zu Grunde gelegt wurde. Die Hauptfiguren waren Moses, Josef von Egypten, Samson, Tobias, Samuel, Saul und Esther.

Die vierte Gruppe, welche so wie die vorige durch die Gestalt des Kasperle beeinflußt und mehrfach durch die gänzlich volksthümliche Auffassung zersetzt wurde, umfaßt neutestamentarische oder ganz moderne Stoffe, in denen man schon den Einfluß des immer mehr aufblühenden Kunstdramas erblicken kann. Wir finden hier den heiligen Ivan,

die beliebten Gestalten des neueren Romantismus: Genovefa, Helena, die türkische Kaisertochter, den Grafen von Felsenburg, den Kaufmann von Venedig, die aus Comenius „das Labyrinth der Welt" entnommene Figur und nebst anderen die Comödie von den sieben Teufelsstricken. In beiden Gruppen ist der frühere seriöse Inhalt meistens zu einem derben, auch in sprachlicher Form verdorbenen Possenspiele herabgesunken, welches mehr die allgemeine Schaulust erregen konnte, ohne einer gesunden Erbauung zu dienen, weßhalb es denn auch bald dem vordringenden, von Dilettanten gepflegten Kunstdrama weichen mußte.

Mit der Einfachheit des Inhalts hängt auch die ganze Aufführung dieser Volksschauspiele zusammen. Als Bühnenraum galt mehrfach eine aus rohen Brettern gebaute unbedeckte Arena (tátrum-theatrum), mit einem Vorhang aus weißer Leinwand und mit ziemlich dürftigen Coulissen aus demselben Stoffe. Öfter noch wurde dazu eine zu der Zeit der Aufführung leerstehende Scheuer gewählt, in den seltensten Fällen schlug die Volksmuse ihr Lager in einer großen Schankstube auf. Es ließ sich aber niemals das Publikum durch diese Einfachheit an theatralischem Apparat und Decorationen abschrecken und verfolgte mit ungetrübter Freude die ganze Darstellung. Die handelnden Personen erschienen wohl in einem ihrer Rolle angemessenen Kleide, wozu ihre Hausgarderobe mitunter herhalten mußte; dazu eignete sich die früher in Mode bestehende lange und faltenreiche Männerkleidung wohl besser als die jetzige. Könige, Priester und dergleichen hatten immer eine eigene Kleidung, sei es aus rother, weißer oder schwarzer Leinwand, und außerdem die Insignien, Krone oder Priestermütze, durch welche sie sich von den übrigen unterschieden. Der kräftige, aber maßvolle Ausdruck stach von der derben Sprache des übrigen Volkes ab, außerdem waren sie bemüßigt, durch würdevolle Haltung sich Respect zu verschaffen. Bei Christus und anderen Heiligen wurde die Tradition beibehalten, immer aber hing die Ausstattung von den finanziellen Verhältnissen ab. Vielfach begnügte man sich mit einfachen Verzierungen aus Papier, und das Publikum war nachsichtig genug, wenn es manchmal einen Bekannten in seinem gewöhnlichen Sonntagsanzug auf den Brettern zu sehen bekam.

Eine dem mittelalterlichen Theater entnommene Persönlichkeit war der „Prolog" oder „Ausrufer"; dieser setzte zu Anfang der Vorstellung den Inhalt und den Nutzen der „Comödie" auseinander und ermahnte dabei die Zuhörer zur Aufmerksamkeit und Ruhe, bedankte sich zum Schlusse im Namen der agirenden Personen für den Besuch und lud zuletzt zu der künftigen Production ein, wobei er es niemals unterließ, an die freigebige Hand zu appelliren.

Die Zuschauer saßen entweder auf Holzbänken oder standen gruppenweise in dem abgegrenzten Raume herum. Der Zutritt galt nur gegen ein Eintrittsgeld, welches jedoch

nicht bestimmt wurde, da man dies der Opferwilligkeit eines Jeden überließ, besonders dann, wenn die Vorstellung zu einem wohlthätigen Zweck abgehalten wurde. Bei solchen Productionen, bei welchen sich die Schauspieler nach Maßgabe ihrer Betheiligung in den Erlös theilten, begnügte man sich auch mit Victualien und dergleichen. Die Spielenden bemühten sich nach ihren besten Kräften Beifall zu erringen, da ja davon auch der Erfolg der künftigen Vorstellung abhängig war, zumal wenn sich in der Nähe zwei Schauspielergesellschaften befanden. Diesem Wetteifer ist es zu verdanken, daß sowohl Lastiboř als auch Boskov dieselben Spiele, aber nach einer verschiedenen Fassung jahrelang zur Aufführung brachten und so den künftigen Generationen zwei Muster des schaffenden Volksgeistes erhalten haben.

Volkslied und Tanz der Slaven.

Volkslied ist das Lied, das aus dem Volke kommt. Zwei Elemente bilden das Lied: der Text und die Melodie, und das wahre Volkslied wäre darum jenes, wo sowohl Worte als Tonweise miteinander dem Munde des Volkssängers entquellen. Das ist auch ohne Zweifel in den weitaus meisten Fällen der Anfang, und zwar ohne Begleitung eines Musikinstrumentes, das ja der Natursänger auf seinem Wege, auf dem Felde oder sonst bei der Arbeit nicht bei der Hand hat, das er wohl gar nicht zu spielen versteht. In der Weiterbildung tritt dann aber bei dem Volksliede sehr häufig ein Vorgang ein, der ein Gegenstück zu dem im Gebiete der Kunstpoesie und des Kunstliedes bildet. Dem letzteren liegen Worte eines Dichters zu Grunde, denen der Tonsetzer in seiner Composition einen passenden Ausdruck zu geben sucht; um ansprechende Lieder berühmter Dichter bemühen sich Componisten um die Wette: beim Volkslied findet oft das Umgekehrte statt. Eine Melodie wird erfunden oder gefunden und gewinnt Boden im Volke, und nun dient sie zur Grundlage einer Menge von neu erfundenen Texten, deren Stimmung durch sie hervorgerufen und deren Wortlaut ihnen angepaßt wird. Beispiele dafür gibt es in Fülle. So haben sich zu der Melodie von „Ach není tu, není“ nicht weniger als neunzehn, zu der — übrigens sehr nahe verwandten — Weise von „Jetelka, jetelka“ siebenzehn, zu der von „Letěla husička“ ebenso viele, zu „K Pušperku je cesta zlatá“ sechszehn ꝛc. ꝛc. verschiedene Texte gefunden, wobei selbstverständlich nicht ausgemacht ist, ob „Ach není“, „Jetelka“ ꝛc. der uranfängliche Text und nicht etwa eine Variante desselben ist. Wie leicht strömen dem munteren Burschen, dem sinnigen Mädchen zu einer beliebten Sangesweise geeignete Worte zu! „Um einen Vers brauche ich nicht weit zu laufen“, sagte ein Landmädchen dem Sprachforscher Erben, als sie dieser auf eine ihm neue Strophe in einem sonst bekannten Liede aufmerksam machte.

Den gleichen Proceß, wo nämlich nicht zu den Worten die Melodie gefunden wird, sondern die Worte sich an eine vorhandene Melodie anschließen oder gar durch dieselbe geradezu veranlaßt und gleichsam hervorgerufen werden, nehmen wir noch in anderer Richtung wahr. Volkslieder ernsten Charakters führen oft auf die Melodie eines alten Kirchenliedes zurück; wir kennen auch solche, denen die Weisen der volksthümlich gewordenen Melodie eines Tonkünstlers zu Grunde liegen. Viel häufiger tritt der andere Fall ein, nämlich durch die Verschwisterung von Lied und Tanz. Der Böhme hat, oder vielmehr



Stanislaus Sucharda: „Das Wiegenlied."

hatte in seiner früheren Abgeschlossenheit nicht einen Nationaltanz, wie der Südslave sein Kolo, der Kleinpole seinen Krakowiak; ebenso unerschöpflich wie in seinen Liedern war der Böhme in der Mannigfaltigkeit seiner Tänze und Tanzweisen, und zu den letzteren kamen dann Texte eines oft auf dem Tanzboden selbst erfundenen Liedes. Die lustigen Weisen der Musik, die übersprudelnde Lebhaftigkeit und Munterkeit der Bewegung, sie waren der berauschende Quell, aus welchem die Erfindungsgabe des Burschen schöpfte, der ihn zum Stegreifdichter und seine Genossen zum schnell einfallenden Chorus machten.

In solcher Weise lebten Lied und Tanz in dem böhmischen Volke fort, fast von ihm allein gekannt und geübt, kaum von einem und dem anderen Volks- oder Literaturfreunde

beobachtet, bis um die Wende der Zwanziger-Jahre dieses Jahrhunderts Graf Kolowrat, damals Oberstburggraf in Böhmen, aus Anlaß der Gründung des böhmischen Museums eine Aufforderung erließ, allerorts zu sammeln und zu bewahren, was sich im Lande an Sitten und Gebräuchen, so auch an Gesängen und Liedern erhalten habe. Von letzteren kamen 300 Stück mit Melodien zusammen, die Johann Ritter v. Rittersberg 1825 unter dem Titel „České národní písně“ in Prag veröffentlichte; die Arbeit war eine ziemlich kritiklose, auch gebrach es dem Herausgeber an feinem musikalischem Sinn. Gleichzeitig (1822 bis 1827) druckte F. L. Čelakovský in seiner Sammlung slavischer Volksgesänge nahezu 200 böhmische Lieder mit einigen Melodien ab. Das eigentliche Verdienst, den Liederschatz des böhmischen Volkes mit richtigem Verständniß, sowohl was Text als Musik betrifft, gehoben und der Literatur bleibend einverleibt zu haben, hat sich ohne Frage Karl Jaromir Erben erworben, dessen „Písně národní v Čechách“ in drei die Texte enthaltenden Bändchen 1842 bis 1845 in Prag bei Pospíšil, dann in zweiter Auflage 1852 bis 1856 erschienen. Getrennt davon wurden 500 der von Erben gesammelten Melodien mit J. P. Martinovský's Clavierbegleitung in fünf Heften herausgegeben. Anfangs der Sechziger-Jahre begann Erben eine neue Zusammenstellung, die 1864 unter dem Titel „Prostonárodní české písně a říkadla“ in einem Bande ans Licht kam, nachdem bereits 1862 die Melodien (ohne Begleitung) erschienen waren. Die von Erben das erstemal zusammengebrachten Texte hatten sich im Laufe unermüdlichen Sammelns, Sichtens und Prüfens durch ein volles Vierteljahrhundert fast um das Vierfache vermehrt, die Zahl der Melodien war auf 811 angewachsen. Eine neue Ausgabe dieses Werkes, mit einzelnen Ergänzungen und Verbesserungen, die Erben in seinem Handexemplar angebracht hatte, erschien mit dem Bildniß des Verewigten geziert 1886 bei Alois Hynek in Prag. Deutsche Übersetzungen vieler, doch bei weitem nicht aller böhmischen Volkslieder haben geliefert: Ida v. Düringsfeld „Böhmische Rosen“ (Breslau, J. U. Kern 1851); Michael Klapp zehn Stück als „Proben“ in Prutz' „Deutsches Museum“ 1853; Alfred Waldau (recte Josef Jaroš) „Böhmische Granaten“ (Prag, Ehrlich 1858). Auch Frau Malybrok-Stieler in München hat in die Sammlung ihrer Gedichte (Prag, Otto 1887) 22 böhmische Volkslieder in mitunter gelungener Übersetzung aufgenommen. Über die Tänze des böhmischen Volkes findet sich Näheres in „Böhmische Nationaltänze“ Culturstudien von Alfred Waldau (Prag, Dominicus 1859). — —

Inhaltlich ist das Volkslied entweder episch oder lyrisch, es erzählt und schildert oder es strömt Gefühle, Stimmungen, Launen in gesungenen Worten aus.

Im epischen Volksliede lassen sich wieder religiös-kirchliche und profane Stoffe unterscheiden. „Es wanderte Maria durch die weite Welt, sie barg ein Kindlein in ihrem heiligen Leib;“ sie klopft an verschiedenen Thüren an, um ein Lager für die

Vzdálená.



Horo, horo, vysoká jsi!
Má panenko, vzdálená jsi,
Vzdálená si za horama —
Vadne láska mezi náma.

Vadne, vadne, až uvadne!
Není na světě pro mne žádné,
Není žádné potěšení
Pro mně více k nalezení!

Josef Manes: Illustration zu dem Volkslied: „Die Entfernte" (Vzdálená).

Niederkunft zu erbitten; sie kommt zu einem Schmied, der sie abweist: „Wie kann ich dir ein Lager geben? Ich habe der Gesellen eine Menge, die schmieden Tag und Nacht, lassen das Feuer nicht ausgehn;“ zuletzt findet sie einen leeren Stall ꝛc. „Der Herr ging ins Paradies, Adam fiel auf die Knie;“ es folgt die Bezeichnung des Baumes, „der mit blauer Blume blüht“ und dessen Frucht Adam und Eva nicht kosten sollen ꝛc. Das Lied soll von den böhmischen Brüdern stammen und pflegte der Braut vor dem Hochzeitsgang vorgesungen zu werden, wo es dann mit dem Gebete schloß:

Christus für dein Dulden — Schon' uns vor den Flammen,
Löse unsere Schulden, — Rett' uns Christus. Amen.

Wenn der geneigte Leser den Reim „Flammen—Amen“ nicht ganz richtig finden sollte, so sei er gleich hier auf Verstöße ähnlicher Art aufmerksam gemacht, die im böhmischen Volkslied häufig genug wiederkehren, zum Beispiel kapradí-navrátí. Sehr oft hilft sich der Naturdichter mit einem bloßen Anklang, zum Beispiel kůň-dům; oder:

kdyby si Lidunka dala jen říct,
chtěl bych ji s radostí k oltáři vést —

Auch die Regeln der Grammatik werden dem leidigen Reim zulieb geopfert, wie in dem vielverbreiteten hübschen Liede:

Na tý louce zelený (statt zelené)
pasou se tam jeleni —

wo überdies das harte ý und das weiche i als Reim zu beanständen wären. Seltener als der Reim findet sich im Volkslied die Alliteration, zum Beispiel kukalka kukala kuku.

Wie bei allen Slavenstämmen spielten in alten Zeiten ohne Zweifel auch bei den Böhmen Barden- und Heldenlieder ihre Rolle. Es hat sich davon wenig erhalten, bei der großen Beweglichkeit des Volksgeistes wurde im Wechsel der Zeiten das Neue ergriffen, das Alte vergessen. Und auch dieses Neueren ist sehr wenig. Von den Liedern geschichtlichen Charakters reicht wohl nur eines („Miletínští sousedi“) seinem Inhalt nach in das XVI. und XVII. Jahrhundert zurück, und sind es nur fünf oder sechs, die an die Drangsale des siebenjährigen Krieges anknüpfen; der Baier, besonders aber der „Brandeburk“ rauben ihnen die Hühner, ziehen ihnen das Hemd vom Leibe, die Haut über den Kopf, zünden ihnen die Häuser an; doch „Vetter Vávra, Vetter Říha, es werden bessere Zeiten kommen, die Alles ersetzen; wir werden es bald erwarten, wie die Gans die Ähre“. Wie man aus dieser Probe sieht, ist es weder der historische Charakter noch der Bardenton, den diese Anklänge aus einer Zeit allgemeiner Bedrängniß an sich tragen, es ist eine Art Galgenlaune, die aus ihnen heraustönt und sie darum dem lyrischen Gebiete zuweist.

Die epischen Volkslieder profanen Inhalts knüpfen entweder an allgemein menschliche Stimmungen und Lagen an, wie das so wehmüthig ergreifende: „Verwaist ein

Kindlein war vor seinem zweiten Jahr", das die Seelenleiden des verwaisten Kindes unter dem Walten einer gefühllosen Stiefmutter schildert, oder es liegt ihnen irgend ein Ereigniß zu Grunde, das ungewöhnliches Aufsehen gemacht hat, wie Hinrichtung einer Kindesmörderin oder der arme Václaviček, der im Wahnsinn der Liebe drei Morde begangen hat. Es finden sich darunter Stücke, deren Stoff, wie man bei gewissen Märchen nachweisen kann und die aus dem gleichen Grunde aus unbekannten Zeiten herrühren, weil sie bei den verschiedensten Völkern erscheinen. So sind das in einen Ahorn verzauberte Mädchen, der von zwei Feen entführte schöne Schäfer, die Teufelsbraut à la Lenore, schwerlich aus böhmischem Boden entsprossen. Die Geschichte von den drei Rittern, deren einer in dem Wirthstöchterlein seine als Kind geraubte Schwester wiederfindet, spielt böhmisch „nicht weit von Kolin", was das deutsche Köln sein kann, wie ja ein ähnlicher Vorwurf Gemeingut aller Völker ist, unter denen Zigeuner auftauchten und forthuschten; im Böhmischen behandeln zwei Volkslieder mit verschiedener Ausmalung denselben Stoff.

Es war bei uns eine Zeit, wo im Kunstlied das Träumerische, das Sentimentale, Wehmüthige in der Mode war und wo man auch im Volkslied nur diese Seite herauszufinden glaubte. Ein Nachklang dieser Periode ist es, wenn Jan Neruda in einem zur Zeit der böhmischen Jubiläumsausstellung 1891 erschienenen Aufsatz die Behauptung aufstellt, im böhmischen Volksliede walte das elegische Element, die Schwermuth und Sehnsucht vor, und dies auf die gedrückte Lage zurückführt, in der sich das böhmische Volk seit dem Verluste seiner politischen Selbständigkeit befunden habe. Das möchte denn doch wohl bestritten werden. Für das epische Lied bringt es die Natur des Stoffes mit sich, der in einem ernsten getragenen Ton behandelt sein will, ohne daß man dabei nach einer politischen Erklärung zu greifen braucht. Dem lyrischen Volkslied des Böhmen jedoch ist, im geraden Gegensatz zu anderen Slavenstämmen, zum Beispiel dem kleinrussischen mit seinen dumy, große Vielseitigkeit und Lebendigkeit nachzurühmen, eine Scala der Empfindungen, die vom melancholisch Traurigen an dem einen, bis zum Lustigen, ja Ausgelassenen an dem anderen Ende läuft. Wenn unter den Liebesliedern, und diese nehmen ja wie bei allen Völkern den breitesten Raum ein, die ungestillte Sehnsucht, die unerwiderte Neigung, die Trauer über verlorenes Glück eine so große Rolle spielen, so ist das wohl etwas sehr Begreifliches und überall, selbst in der Kunstpoesie Vorkommendes. Daraus erklären sich auch die vielen Lieder, die mit „Ach" anheben, auf die sich Neruda als Beweise für seine Ansicht beruft. „Ach", seufzt die Verlassene, „für dich wäre ich ins Wasser gesprungen! Schade, hundertmal schade um deine schwarzen Augen!" Der Bursche kommt nicht mehr zu ihr, der Weg ist ihm zu weit, der Weg ist ihm verwachsen mit Klee, mit Schilf, mit Dorngesträuch. Das berühmteste unter den „Ach"-Liedern ist wohl das: „Ach das ist es nicht, ist es nicht, was mich erfreuen könnt'"; die Eltern geben ihr,

was sie nicht mag, sie will den lieben Burschen, sie geben ihr den Witwer: „Der hat nur ein halbes Herz, die eine Hälfte hat die Verstorbene, die and're gäb' er mir!" So muß denn geschieden sein, die Liebenden kommen zum letztenmal zusammen: „Gib mir die Hand, gib sie mir beide; wir kriegen uns nimmermehr, nicht nach einem Jahr, nicht nach zweien, nicht bis ans Ende der Welt!" „Scheiden, scheiden, was ist das doch ein schweres Ding! Wenn sich trennen muß, wenn sich trennen muß vom Liebchen fein der Jüngeling!"

Der Bursche tröstet sich mitunter schnell. Nachdem sie „unter dem grünen Baum" von einander geschieden, geht er in den Wald, weint dort noch ein Gesetzel laut, schiebt aber dann den Hut nach der Seite — klobouk na stranu, eine beliebte Geberde — „Ich werde das Mädel vergessen und wieder lustig sein." Der Bursche (mládenec) im Volkslied ist überhaupt nicht sehr zu loben, was den Punkt der Treue und Beständigkeit betrifft; sterbend läßt er sich auf den Grabstein setzen: „Hier liegt der junge Leib, der so gern die Mägdleins hatte. Holde Jungfrauen, die ihr den Weg her kommt, betet für seine arme Seele." Wenn ihm eine den Abschied gibt — „klobouk na stranu" — hat er bald eine andere; „die Sonne scheint nicht für eine Blume;" „'s gibt ihrer ja der Mädchen g'nug wie der Körnchen am Wachholderstrauch." Ist das Unrecht auf ihrer Seite, ist sie flatterhaft, wetterwendisch, eine „Putzgredl", dann sendet er ihr einen frommen Wunsch nach: „daß allen falschen Dirnen der Blitz ins Herz schlage!", und der Trost ist für ihn leicht:

Aus dem Dorn die Rose nehm' ich nicht mit,
mit 'nem falschen Mädel bin ich schnell quitt."

oder: „Um dich, meine Theuerste, ist es leicht sich eins zu pfeifen!" Viel seltener, und das ist ja dem weiblichen Charakter entsprechend, kommt es bei dem Mädchen vor, daß es sich schnell entschlossen tröstet, zum Beispiel wenn er „in den Krieg" muß: „Ich werde dir nicht nachmarschiren", oder wenn er sie um eine andere verläßt, wie in dem muthwilligen: „Aha, aha, der Weg zu uns ist dir weit" oder: „Ach du lieber Himmel, wie ist's heuer wohlfeil, ein Schock Mannsbilder um einen halben Apfel, und das um einen wilden!"

Wie man sieht, bedeutet der Liederanfang mit dem „Ach" durchaus nicht immer Trauer und Klage, sondern zuweilen auch das gerade Gegentheil. Auf dem Tanzboden für die Burschen und Mädel, beim guten „rothen" Bier im Wirthshaus für die Männer, bei der Kirchweih für Alle, da schwinden die Sorgen, da tönen heitere Weisen und frohe Gesänge, da dreht sich am Spieß der Braten, da gibt es kein Kopfhängen, da überquillt auch das Lied von Scherz und Spaß und fröhlichem Unsinn: „Hört, Leutchen, etwas Neues: Der Arme hat den Habenichts bestohlen, hat ihm den leeren Schnappsack abgeschnitten" oder: „Der Ohnebein steigt auf den Birnbaum, holt sich dort Krebse,

Potěcha.



Tatal se chudey s chudau,
Gak spolu žiwi budau.
Pán Bůh gim powjdal,
Že wjc má, nežli dal;
Že gim dá pytel mauky!
Aby si pekli dolky.



Josef Manes: Illustration zu dem Volkslied: „Tröstung“ (Potěcha).

der Ohnearm wirft nach ihm" ꝛc. Das Mädel hat einen zerrissenen Rock, der Bursch hat eine Jacke, an der die Ärmel fehlen, aber das thut ihrem Frohsinn keinen Eintrag; wenn nur das Mädel hübsch ist und der Bursch lustig: „Ich hab' mir in Prag ein Haus gekauft, ich weiß nur nicht welches." Jenseits der Grenze dieses anständigen Muthwillens und Humors liegt das Genre von losen Burschenliedern, denen jedes Prädicat, nur nicht das der Salonfähigkeit beigelegt werden kann und von denen hier nur bemerkt werden soll, daß es reichhaltiger ist als zu wünschen wäre. Doch sind sie als Ab- und Ausartungen anzusehen und gehören wohl insgesammt der neueren und neuesten Zeit an.

Einen wohlthuenden Gegensatz zu diesen grobkörnigen, zum Theil wirklich unfläthigen Ergüssen zügelloser Laune bilden Kundgebungen von solcher Zartheit der Empfindung, daß die Kunstpoesie kaum Schöneres aufzuweisen hat. Denn das echte Volkslied ist keusch; kommen hier und da sinnliche Lust, Verirrungen darin vor, so werden sie, wie in den zahlreichen Braut- und Hochzeitliedern, nur wie halb verschämt gestreift, ohne lüstern dabei zu verweilen. Das Mädchen, dessen Liebhaber weit weg von ihr muß, fragt: „Ehrbarkeit, ach Ehrbarkeit, wo nehmen dich nur die Leute her?! Im Garten wächst du nicht, sie säen dich nicht am Feld."

Aber solche verhüllte Lascivitäten — wenn man sie so nennen will — kommen nur selten vor, herrschend ist die reine, die treue Liebe. Wie rührend ist die Geschichte von Hermann und Dorothea (Herman a Dorotička), die zuletzt in einem Grabe bestattet werden, wo sie liegen „wie Bruder und Schwester", oder das kurze Ende der Liebenden, die im Walde von einem fallenden Baume getödtet werden:

Wohl hat der Baum gethan,
Daß er beide traf so schwer —
Wird keiner um den andern
In Klagen weinen mehr!

Wie innig fühlt das Mädchen für ihren in den Krieg fortgezogenen Geliebten:

Lasse ihn so oftmal grüßen,
Als hier Gräserhalme sprießen.
Send' so oft ihm meinen Segen,
Als es Tröpflein gibt im Regen.

Was hat sie um seinetwillen schon ausgestanden, was hat sie noch auszustehen! „Aber für dich, mein Geliebter, trage ich es gern!" Sie überwindet ihre mädchenhafte Scheu, wenn er sein Roß besteigen will: „Seit ich lebe, mein Allerliebster, fürchte ich mich vor dem Pferde, für dich, mein liebes Herz, halte ich es gerne." Wie rührend sind die Wiegenlieder: „Schlaf, mein Herzchen, schlaf, um die ganze Welt gäb' ich dich nicht her, schlaf mit dem Herzjesulein, schlaf mit den Engelein!" Und die elternlosen Waisen! Der Vater ist gestorben, die Mutter folgt ihm nach, ihre Kinder wehklagen auf dem

Friedhofe: „Mutter, liebe Mutter, wem hast du uns befohlen?!“ „Wem andern, liebe Kinder, als Gott dem Herrn! Ihr beiden, die ihr größer seid, hütet einer den andern! Für das allerkleinste Knäblein wird der Herrgott selbst mir sorgen.“

In der Form sind es zwei Merkmale, die das lyrische Volkslied der Böhmen charakterisiren. Im Ausdruck liebt es das Diminutiv: „Väterchen“, „Mütterlein“, „Schwesterchen“, „Brüderlein“; dem Mädchen geht nichts über ihr „Jägerlein“ in seinem grünen „Jäckchen“, dem Geliebten nichts über sein liebes „Herzchen“ mit ihren schwarzen „Äugelein“, dem Mann nichts über sein „Weiberl mit dem schmucken Häuberl“. Diese zärtliche Verkleinerung geht selbst auf leblose Dinge über: nicht „Nachtigall — slavík“, sondern „Nachtigallchen — slavíček“; nicht „hinter unserer Scheune — stodola“, sondern „za tou naší stodoličkou“; nicht „auf unserem Holzplatz — nátoní“, sondern „na tom našem nátoníčku“; nicht „Schaufel — lopata“, sondern „lopatka“ ꝛc. ꝛc.

Das zweite Kennzeichen des Volksliedes, und dies nicht blos des lyrischen, ist die Anknüpfung des Gedankens an einen äußerlichen Vorgang oder Gegenstand, und zwar immer aus der umgebenden Natur. Mitunter ist es nicht einmal ein Anknüpfungs-, sondern ein bloßes Eingangsbild, weil sich ein innerer Zusammenhang desselben mit dem Gedanken, der folgt, nicht finden läßt, zum Beispiel:

Das Wasser fließt, es fließt auf die neue Mühle —
Wie schwer ist es zu lieben, was nicht zum lieben ist.

oder: „Was ist das für ein Würzelchen, das Farnkraut? Schon führen sie dich, mein Mädchen, nach Prag! Was ist das für ein Würzelein, der Schneeball? Schon führen sie dich, mein Liebchen, dorthin, wo du nie gewesen bist“. Sinnvoll wird häufig die Rose zum Anknüpfungsbild genommen, im guten, aber auch im bösen Sinn, ebenso der Apfel, von Sträuchern der Bachholder (Schneeball, viburnum opulus): „Ach die Rose fällt ab, mein Geliebter geht von mir.“ „Aus dem Dornstrauch sticht die Rose wie die falsche Maid, Dornenröslein sticht die Hand und die falsche Maid das Herz.“ Zum wankelmüthigen Mädchen singt der Bursche:

Es kugelt sich, es kugelt das rothe Äpfelein,
Wer wird dich wohl kriegen, mein liebes Mägdelein?

Die Braut scheidet aus dem Elternhaus, sie sagt traurig zu ihrer Mutter: „Bald wirst du mich verlieren, wie der Baum das Äpfelein“, und zu ihren Freundinnen: „Bald werdet ihr mich verlieren, wie die Ähre das Korn“. Doch der Geliebte tröstet sie:

Warum du Bachholder stehst du im Gerinne?
Weil du gar sehr die Dürre fürchtest?

Bleib mein Schneeball, fürcht' dich nicht —
Mein Mädchen überleg' es wohl ꝛc.

Das Diminutiv und das Anknüpfungsbild, so häufig sie im Volkslied wiederkehren, bilden doch nicht das Wesen desselben; ein Gedicht, das beides pflegt, ist darum noch kein

Volkslied, und anderseits gibt es Volkslieder, wo weder das Eine noch das Andere vorkommt. Das Wesen des Volksliedes liegt in der Ursprünglichkeit sowohl seiner Stimmung als des Ausdrucks, in welchem jene sich kundgibt. Neuere Dichter haben sich mitunter nicht ohne Glück in der Nachbildung solcher Weisen versucht, andere an ein Volkslied im Geiste und in der Sprache desselben angeknüpft. Das bekannteste Beispiel ist die Ausspinnung der wehmuthsvollen Klage: „Sil jsem proso na souvrati“ — von Ole Bulls seelenvollem Spiel durch die ganze musikalische Welt getragen —, das Milota Zdirad Polák in vier weiteren Strophen fortgebildet hat. Erben glaubte keinen Anstand zu nehmen, auch Poláks Dichtung in seine Sammlung aufzunehmen und dadurch als Volkslied erscheinen zu lassen. Doch mit Unrecht, denn es wird wohl, bei allen Vorzügen seiner Dichtung, Jedem das Gekünstelte von Poláks vier weiteren Strophen gegen die Naivetät der ersten auffallen. Läßt sich ein beliebteres, mehr verbreitetes, ein populäreres Lied denken als das „Kde domov můj“, das einen Kunstdichter zum Verfasser, einen Kunstmusiker zum Tonsetzer hat? Es ist in der That für die Böhmen, so weit sie unter allen Himmelsstrichen wohnen, zum „Volkslied“ in jenem Sinne geworden, wie man die Haydn'sche Kaiserhymne das österreichische „Volkslied“ zu nennen pflegt. Allein Volkslied in jenem Sinne, mit dem wir es hier zu thun haben, ist „Kde domov můj“ keineswegs, nicht blos um seines Ursprungs, sondern auch um seines poetisch-musikalischen Charakters willen. Was kann nicht Alles populär werden?! Wer erinnert sich nicht an das ziemlich alberne „At' se pinkl hází“, das in den Sechziger-Jahren auf allen Gassen gepfiffen, geträllert, gesungen, gebrüllt wurde? Ist es dadurch zum Volkslied im wahren Sinne des Wortes geworden? —

Wie anregend das slavische Volkslied in einem anderen Gebiete wirkte, beweisen die Darstellungen des Malers Josef Manes, von dem wir drei Illustrationen reproduciren; sie gehören zu den Volksliedern: Vzdálená (Die Entfernte), Potěcha (Tröstung), Kráva potěšení (die Kuh ein Trost) und lauten:

Berg, o Berg, wie hoch bist du!
Liebchen mein, wie fern bist du,
Hinter Bergen, die uns scheiden! —
Liebe welket zwischen Beiden;
Und sie welkt, bis sie verwelket!
Keinen Trost gibt auf der Welt es,
Keinen Trost gibt es zu finden,
Keiner mehr für mich zu finden!

Recht besorgt war der Arme
Um das Brot, mit der Armen.
Sagte da Gott der Herr,
Daß er hab' noch viel mehr,
Daß er gibt Mehl zum Backen,
Einen Sack für die Dalken.

Gibts doch keinen größern Trost, als
Eine Kuh im Stalle!
Morgens melken wir sie, abends
Essen Milch wir alle.



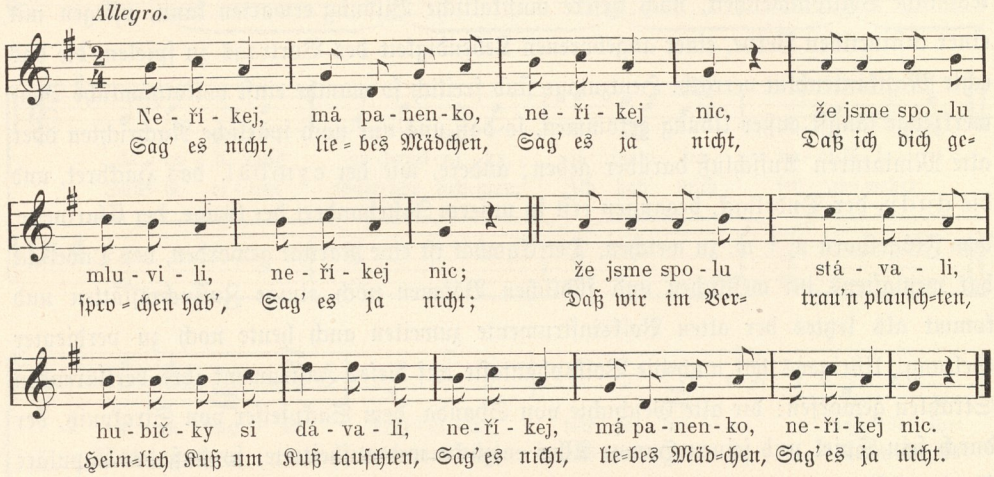
Tanz in einer Schenke.

Die naive Unbefangenheit, mit welcher das Volk seine Lieder schafft und singt, läßt es als selbstverständlich erscheinen, daß die Singweisen als großes Ganzes genommen dasselbe Gesammtbild des Nationaltemperamentes bilden wie die Texte. Charakteristisch für die gesammte böhmische Volksmusik ist zunächst der Reichthum an rythmischen Motiven, die bei all ihrer Mannigfaltigkeit — auch im Takt: die dreitheiligen Taktarten haben das Übergewicht, ohne jedoch die zweitheiligen in den Hintergrund zu drängen — und bei aller Freiheit und Abwechslung im Gliederbau der Melodien doch immer zu einem einheitlich fließenden Ganzen sich fügen. Die Einwirkung der natürlichen Rhythmik der böhmischen Sprache, in der Wortaccent und Silbendehnung sich durchaus nicht decken, vielmehr in ihrer gegenseitigen Unabhängigkeit eine unerschöpfliche Fülle rhythmischer Combinationen zulassen, macht sich hier jedenfalls geltend: sie hat den Volksgesang vor einförmiger Verflachung auf diesem Gebiete bewahrt und zu dem nationalen Gepräge der Singweisen wesentlich beigetragen. So fällt z. B. dem Musiker, selbst bei flüchtiger Durchsicht der 800 Melodien enthaltenden Sammlung Erbens, der interessante Umstand auf, daß das böhmische Lied im Grunde genommen keinen Auftakt kennt, sondern so gut wie durchwegs (die Ausnahmen sind geradezu verschwindend) mit dem schweren Takttheile anhebt: ruht ja doch der Accent des gesprochenen Wortes im Böhmischen auch stets auf dessen erster Silbe.

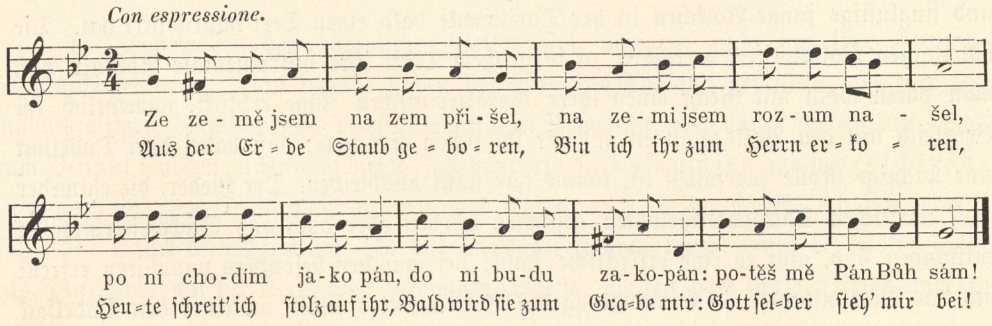
Das Dur-Geschlecht herrscht im Volksgesang der Böhmen so sehr vor, daß die Moll-Weisen nebst den gar nicht seltenen Nachklängen der mittelalterlichen Kirchentöne doch nur eine kleine Minderheit bilden. Dagegen herrscht nahezu Parität zwischen den beiden Tongeschlechtern (natürlich wenn man die unserem jetzigen Dur und Moll zwar verwandten, aber mit ihnen durchaus nicht identischen Tonleitern mitzählt) in den mährischen Volksliedern. Die Vergleichung der letzteren mit den böhmischen ist überhaupt von ganz besonderem Interesse. So mancher Gesang ist den slavischen Bewohnern beider Länder gemeinsam und weist hüben oder drüben höchstens unwesentliche Varianten auf; doch ist auf Seiten der Texte ohne Zweifel mehr des Gemeinsamen vorhanden als im Bereiche der Melodien. Zudem ist Mähren ethnographisch reich gegliedert und die conservativ festgehaltene Eigenart der einzelnen Stämme macht sich natürlich auch in ihren Volksliedern auf das entschiedenste geltend, während bei der längst zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzenen slavischen Bevölkerung Böhmens die einstigen Stammesunterschiede unvergleichlich schwächere Spuren hinterlassen haben. Daher bieten denn auch die böhmischen Singweisen nicht die bunte Mannigfaltigkeit der mährischen, aber die einzelnen sind formell besser durchgebildet, der abendländischen Kunstmusik mehr verwandt, ohne übrigens den slavischen Grundzug ihres Charakters zu verleugnen.

Ein frisch pulsirender, gar oft durch wirksame Accente, in einzelnen Fällen sogar durch Taktwechsel belebter Rhythmus, auf den jedenfalls die bei den Böhmen stets mit

großer Vorliebe gepflegte Tanzmusik einen nicht unerheblichen Einfluß geübt hat, zeichnet gerade die zahlreichste Gruppe von Volksmelodien aus. Sie entsprechen meist Texten heiteren, mitunter gutmüthig scherzenden, oft genug spöttisch anzüglichen Inhalts, in denen sich die leichtlebige sanguinisch erregbare Gemüthsart des Volkes treu abspiegelt. Als Beispiel solcher fast durchwegs dem Dur-Geschlecht angehörigen Weisen mag folgendes Liedchen dienen, das in Wort und Ton einen gleich zutreffenden harmlosen Ausdruck für das Glück heimlicher Liebe gefunden hat:



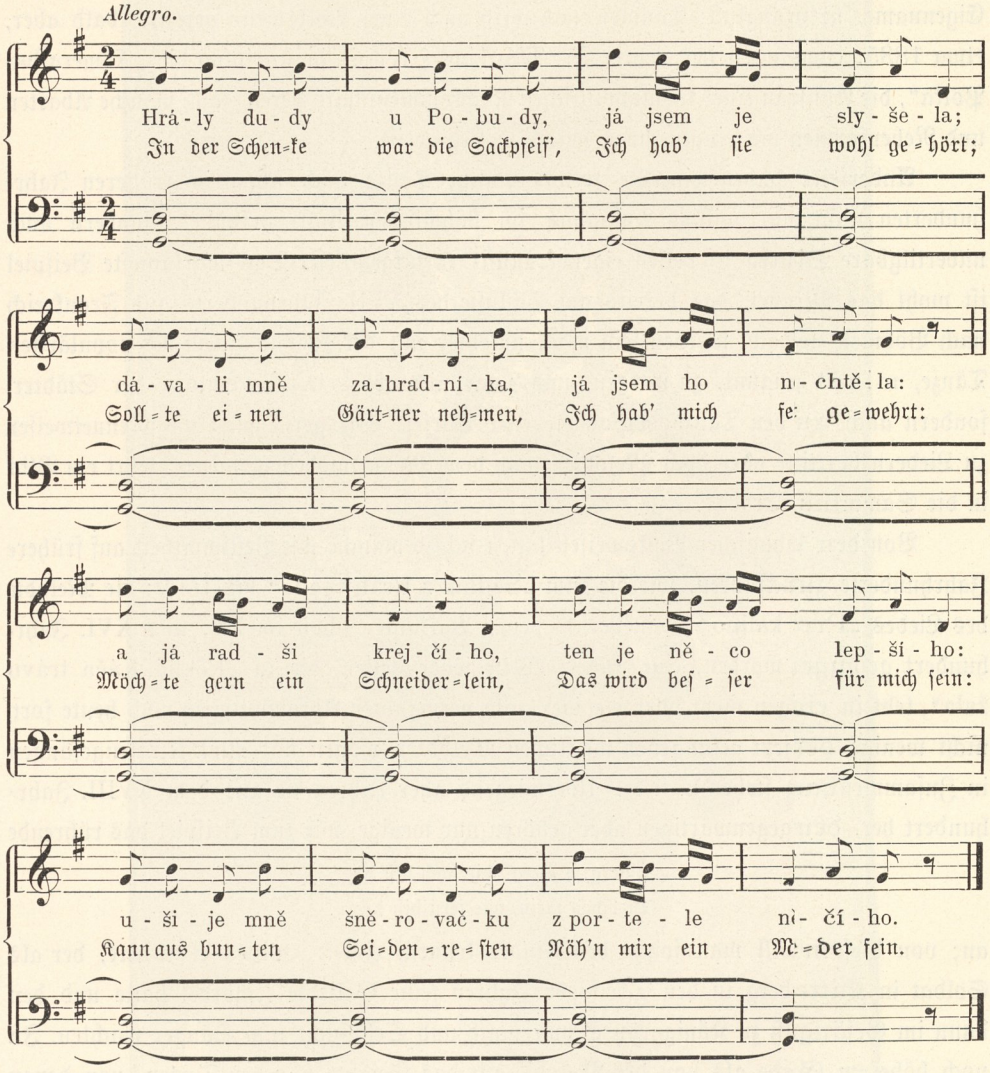
Bei Liedern, welche zartere, weichere, unter Umständen auch trübere Stimmungen auszusprechen haben und ein warmes, tiefes Gefühl athmen, das aber in seiner naiven Aufrichtigkeit stets von aller süßlichen Schwärmerei frei bleibt, kommt nicht selten die Stimmungseigenthümlichkeit des Moll-Geschlechtes zur vollen Geltung. Auch in dieser Gruppe herrschen begreiflicherweise Liebesgesänge vor, doch gehören ihr auch Balladen und reflectirende Lieder an, deren eines hier seinen Platz finden möge. Es spricht in tiefernstem, innigem Gesange mit wenigen lapidaren Worten den Kern der Lebensweisheit des schlichten Mannes aus:



Vom Volksgesange ist die instrumentale Volksmusik nicht zu trennen. Zwar singt das Volk zu Hause und auf der Heerstraße, in Feld und Wald seine einstimmigen Weisen ohne alle Begleitung, aber beim Tanz in der Schenke, beim lustigen Hochzeitszug und anderen festlichen Anlässen dürfen Spielleute nicht fehlen. Weit braucht man sie freilich nicht zu suchen. Ist ja das musikalische Talent der Böhmen keineswegs auf den Gesang beschränkt, vielmehr wird nicht minder die vorzügliche instrumentale Begabung selbst beim Landvolke allgemein gerühmt. Selbst simple Dorfmusikanten, von denen man weder technische Vollkommenheit, noch tiefere musikalische Bildung erwarten kann, pflegen mit einer instinctiven Verve, einer angeborenen Lebendigkeit des Vortrags zu spielen, die das echte Musikantenblut verräth. Heutzutage sind freilich so manche einst volksthümliche Tonwerkzeuge längst außer Übung gekommen, so daß uns nur noch spärliche Nachrichten oder alte Miniaturen Aufschluß darüber geben; andere, wie der cymbál, das Hackbret, und die dudy, der Dudelsack, begannen erst in unserm Jahrhundert der Geige, der Clarinette, dem Flügelhorn u. s. w. zu weichen. Der Cymbál ist eine Rarität geworden, der Dudelsack hat wenigstens im westlichen und südlichen Böhmen noch einige Zufluchtsstätten und kommt als letztes der alten Volksinstrumente zuweilen auch heute noch zu verdienter Geltung. Übrigens hat auch die Volksphantasie auf dieses Instrument ihre verklärenden Strahlen geworfen: die alte Geschichte von Švanda, dem Sackpfeifer von Strakonitz, der durch sein Spiel und seinen Humor Alles entzückte und aufheiterte, so daß der populäre Ausdruck für Jux (švanda) angeblich von seinem Namen entlehnt ist, und der, nach einer wie es scheint neueren Version, sogar dem Teufel und seinen Gesellen zum Tanz aufgespielt hat, gehört zu den bekanntesten und beliebtesten Volkssagen.

Begreiflicherweise konnte unter solchen Umständen die Instrumentalmusik nicht spurlos am Volksliede vorübergehen. Des Einflusses, welchen die Tanzmusik auf den Rhythmus der Lieder gehabt hat, wurde bereits gedacht. Hier handelt es sich aber direct um das Tanzlied. Nicht immer wird nach einem gleich ursprünglich vocalen Liede getanzt, gar oft, vielleicht in den weitaus meisten Fällen singt man umgekehrt, wie schon erwähnt, zu einer Melodie, die als instrumentales Tanzstück entstanden ist und zu der sich das tanz- und singlustige junge Völkchen in der Dorfschenke bald einen Text improvisirt hat. Die böhmischen Volksweisen verrathen zu so großem Theil ihre instrumentale Abkunft, daß man darin wohl mit Recht einen ihrer charakteristischen Züge erblickt, namentlich im Vergleich mit den Volksgesängen anderer slavischen Stämme; daß dabei dem Dudelsack eine wichtige Rolle zugefallen ist, konnte gar nicht ausbleiben. Der Lieder, die entweder nach wirklichen Sackpfeifermelodien gesungen werden oder doch aus Sackpfeifermotiven entstanden sind, gibt es eine erkleckliche Zahl; bei manchen besonders populären erfreut sich das Volk mitunter, in Ermanglung des Instrumentes selbst, an einer den Dudelsack

nachahmenden Brummſtimmenbegleitung. Eines dieſer Lieder — der entſprechende Tanz führt den Namen Kozák — iſt das folgende:



Die Tanzweiſen des böhmiſchen Volkes ſind übrigens nicht auf ihre Heimat beſchränkt geblieben. Nicht wenige haben den Weg ins Ausland gefunden, um hier in mannigfaltigen, doch durchaus nicht unkenntlichen Umgeſtaltungen langefortzuleben. So zum Beiſpiel wurden zu Anfang dieſes Jahrhunderts die kalamajka und der rejdovák (Redowa) in ganz Deutſchland getanzt, der letztere auch in Frankreid, wo ſich ſeiner ſelbſt das Ballet bemächtigt hat. In den Dreißiger=Jahren taucht dann die Polka auf, als Tanz wohl mit der Ecossaise zuſammenhängend, die ſeit dem vorgen Jahrhundert

auch auf dem Lande allenthalben in Übung war, jedoch als Musikstück von einer besonderen rhythmischen Physiognomie ist. Zunächst erscheint sie als maděra, auch nimra (ein Eigenname, ursprünglich: Tändler) und wird nach einer Volksweise getanzt; bald aber, etwa 1835, componirte der Lehrer Fr. Matthias Hilmar in Kopidlno die „Esmeralda-Polka", die Ahnfrau einer kosmopolitischen Nachkommenschaft, deren Zahl, manche Abarten und Nebenformen mit eingerechnet, geradezu Legion ist.

Anderseits haben einzelne fremdländische Tänze auch schon in früheren Jahrhunderten nicht nur willige Aufnahme im böhmischen Volke gefunden, sondern auch unvertilgbare Spuren in dessen eigener Musik zurückgelassen. Das markanteste Beispiel ist wohl das Menuet, das bereits am Schlusse des XVII. Jahrhunderts aus Frankreich nach Böhmen gebracht worden sein mag, um hier mit der Zeit zu einem der populärsten Tänze, minet genannt, zu werden, und zwar nicht blos in den Salons der Städter, sondern auch auf den Tanzböden abgelegener Dörfer. Wie gerne man die Menuetweisen zu Liedern benützte oder doch Melodien nach dem Menuetmodell gestaltete, lehrt ein Blick in die Sammlung Erbens. —

Von den böhmischen Volksweisen lassen sich so manche mit Bestimmtheit auf frühere Jahrhunderte zurückführen, wie die zum „Sedlák z Prahy jede" bis 1609; die Melodie des Liedes „Proč kalino" ist in verschiedenen Varianten schon im XV. und XVI. Jahrhundert gesungen worden, eine andere Weise jener Zeiten, die zu „Pěkná Káča trávu žala", lebt in einigen mehr oder weniger nahe verwandten Abkömmlingen noch heute fort, nicht wenige der jetzt gesungenen weltlichen Melodien mögen mit alten Kirchengesängen in Zusammenhang stehen u. s. w. Überwiegend aber rühren sie aus dem XVIII. Jahrhundert her, dem gegenwärtigen aber gehören nur wenige, wie zum Beispiel das rührende

„Berg, o Berg, wie hoch bist du,
Liebchen mein, wie fern bist du"

an; von diesem will man sogar den Finder kennen, einen gewissen Bechyně, der als Soldat in Kuttenberg in den Dreißiger-Jahren seine Geliebte ermordet hatte und den dann im Gefängniß zu Königgrätz Schwermuth und Sehnsucht zum Sänger machten. In noch höherem Grade als von der Melodie gilt das Gesagte von den Texten, von denen namentlich solche von Mordthaten oder sonst ungewöhnlichen Ereignissen einen älteren Ursprung haben dürften. Sonst spiegeln sich in dem böhmischen Volkslied, wie wir es heute vor uns haben, vorwaltend die Zustände des Volkes ab, unter denen es im vorigen Jahrhundert und noch bis gegen die Mitte des jetzigen lebte.

Auf der einen Seite der unerbittliche Soldatendienst, der den unvorsichtigen oder verzweifelnden Burschen, sobald er „den weißen Rock" mit den farbigen Aufschlägen anzieht, Säbel und Karabiner umschnallt, wohl für immer aus dem Kreise der Seinen,



Dudelsackpfeifer in der Volkstracht.

aus den Armen seiner Geliebten führt, die letztere ihrem Bruder zurückläßt oder seinen Kameraden gönnt. Die Klage des Volksliedes fällt häufig noch in die Zeit vor Einführung der Conscription: „In Jičín werben sie, sie pfeifen und trommeln" ꝛc., wobei der Handschlag und das Handgeld ihre Rolle spielen. Eigenthümlich ist das häufige Vorkommen der Husaren, selbst der „kleinen Husaren", was wohl auf slovakischen Ursprung hinweist, da es in Böhmen nur Kürassiere (kyrysar) und Dragoner gab.

Von der anderen Seite das ehemalige Unterthänigkeitsverhältniß. Da ist das herrschaftliche Schloß, der herrschaftliche Garten, der herrschaftliche Meierhof (panskej dvůr) mit seinem „Schaffer" (šafář) und seinen Schafersleuten. Da ist der herrschaftliche Wald und der herrschaftliche Jäger, der in seinem „grünen Kleid" — kamizolka zelená — mit seinen Hirschen und Rehen im Volkslied so oft wiederkehrt: „Grünes Jägerlein, was lauft dort querfeldein? Es lauft, es lauft ein Rehelein, ein schwarzäugig Mägdelein — schieß nach ihm!" Oder: „Warte auf mich, Liebchen mein! Einen Hirschen schieß ich dir, daß mein grünes Röckelein mög' gefallen dir." Da ist der „gnädige Herr", „kavalír",[1] der im Wagen „mit goldener Deichsel" und „silberner Spreizstange" fährt und den Rosse „mit goldenen Hufeisen" ziehen, „vorn ein Lakai, hinten ein Lakai." Da ist der Amtsschreiber, der berüchtigte „pan Franc", er trägt ein „verbrämtes Kleid", ein „bortirtes Hütchen wie irgend ein Kaiser" — „klobouček premovanej jako ňákej císař". Da ist die herrschaftliche Kanzlei („kancelář"), in welche der Bauer citirt wird; in der er seine Klagen vorbringt; in der die Brautleute erscheinen müssen um ihrer Verkündigung willen — „půjdem spolu na kancelář pro ohlášku" —. Da sind die schweren Steuern, die „Contribution", die harte, harte Robot und der böse „dráb", der Amtsdiener mit der Bank und dem Stock aus der ungebrannten Asche der Haselstaude, der widerspänstigen Unterthanen die zehn Gebote in empfindliche Erinnerung bringt.

Das sind, wie man sieht, lauter Verhältnisse, die heute nicht mehr bestehen oder sich wesentlich geändert haben, und darum ist das Volkslied des vorigen und auch noch der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vielfach ein Anachronismus, der sich in dieser Form kaum lang halten könnte. Es haben noch andere Ursachen zusammengewirkt, das böhmische Volkslied und damit auch den Volkstanz um die Stellung zu bringen, die sie in dem Geistes- und Gefühlsleben der Nation früher behauptet haben. Einestheils sind es das constitutionelle Leben, darunter eben auch die Aufhebung der Robot, und die gewaltige Entwicklung der modernen böhmischen Literatur, die den Sinn und die Ziele des Volkes nach ganz anderen Richtungen in Anspruch nehmen; anderseits entwickelt sich das Verkehrsleben von Tag zu Tag rascher, namentlich durch die Eisenbahnen,

[1] Das dem Französischen entlehnte Wort entstammt der Zeit, wo ja bekanntlich auf Edelsitzen und im Salon jene elegante Sprache vorherrschte.

welche die Landbevölkerung mehr und mehr mit der städtischen, mit deren Sitten, Bedürfnissen, Moden und Lebensweise in Berührung bringen und zur Nachahmung reizen: gleich Volkstrachten schwinden allmälig die Volkslieder. Endlich ist der Einfluß der modernen Schule nicht zu unterschätzen; wird in ihr der Gesang gepflegt, so drücken neue Weisen und ein neuer Charakter des Textes das urwüchsige alte Volkslied allmälig bei Seite. So konnte denn schon Erben, als er für seine zweite Auflage auf neue Suche ausging, in den nördlichen Gegenden des Landes wahrnehmen, daß seit dem Jahre 1848 weniger gesungen werde. Jan Neruda versichert 1891, daß er vor zehn Jahren zum letztenmal Schnitter auf dem Erntefeld habe singen hören, und der Mährer Bartoš prophezeite um dieselbe Zeit: „Mit der lebenden oder höchstens mit der kommenden Generation wird das Volkslied gänzlich schwinden."

Und ebenso ist es mit dem nationalen Tanz. Das böhmische Volk, wie jedes andere, wird am Sonntag und auf der Kirchweih stets mit Lust und Freude tanzen, aber immer seltener seine alten urwüchsigen Tänze mit ihrer momentanen Erfindung und Variirung, als vielmehr Tänze, die ihm sammt den Instrumenten und Noten aus der Stadt gebracht werden. Oh Dudelsack und Dudelsackpfeifer, im Bild seid ihr noch oft zu sehen, aber blos in einigen abgelegenen Landstrichen noch zu hören! So mancher „dudák" hat seine „dudy" unter das alte Gerümpel geworfen und sich auf noblere Blas- oder Streichinstrumente eingeübt; vielleicht wird man in nicht gar zu ferner Zeit die „dudy" nur mehr in Sammlungen zu sehen bekommen, wo man dem neugierigen Besucher beibringen wird: „Zu den Klängen dieses sonderbaren Musikinstrumentes hat das böhmische Volk durch Jahrhunderte seine Tänze und seine Lieder erfunden." Daß übrigens das Bewußtsein von der volksthümlichen Bedeutung der aussterbenden Sackpfeife auch heute noch unter den Böhmen ein sehr lebendiges ist, hat erst in jüngster Zeit das allgemeine sympathische Interesse gezeigt, welches den Sackpfeifern auf der Jubiläumsausstellung 1891 entgegengebracht wurde.

Gleichwohl möchten wir dem böhmischen Volkslied und Tanz nicht geradezu das Todtenlied singen. Ein liederreiches Volk wie das böhmische, das seit jeher einen vorzüglichen, ihm nicht etwa blos äußerlich anhaftenden, sondern tief in seinem innersten Wesen begründeten Musiksinn besessen, kann dieses Musiksinnes nie ganz verlustig werden. Wenn es sich auch nachgerade daran gewöhnt hat, für seinen Liederbedarf Berufsmusiker sorgen zu lassen, von der Eintagserscheinung des fahrenden Bänkelsängers an bis zu dem ernsten Componisten, dessen Tondichtungen es gelungen, im Herzen der Nation lebendigen Wiederhall zu finden, — völlig kann das angeborne Improvisationstalent ebensowenig verloren gehen wie die angeborne Sanges- und Tanzlust.

Von der Erfindung neuer Texte zu vorhandenen Melodien, seien es die hergebrachten alten oder die kunstmäßig neueren, ist dies von vornherein klar; aber auch von neuen Tonweisen werden wir, wenn nur Volksfreunde auf die rechte Suche gehen, von Zeit zu

Zeit Neues erfahren. Das ehemalige Volkslied in seiner urwüchsigen Anspruchslosigkeit wird es wohl, eben wegen des geänderten Zeitgeistes, kaum mehr sein, doch jenes alte Volkslied wird darum nicht auf den Aussterbe-Etat gesetzt sein. Und wenn verständniß- und liebevolle Forscher dafür gesorgt haben, den uns überlieferten Schatz an Texten und Melodien vor der Vergessenheit zu bewahren, so hat auch der enge Zusammenhang, der überhaupt zwischen Volksthum und Wiedererwachen des nationalen Geistes besteht, es mit sich gebracht, daß die Schätze der Volksmusik, weit entfernt zu einem todten ethnographischen Curiosum zu werden, vielmehr seit den Sechziger-Jahren, zunächst seit Křížkovský und Smetana eine glänzende Renaissance auf dem Boden der Kunstmusik, selbst in ihren edelsten und höchsten Formen erlebten.

Die slavischen Dialecte.

Die Sprache der Slaven in Böhmen zeigt schon in den ältesten Denkmälern dialectische Eigenthümlichkeiten, welche auch heute wiederkehren. So im Anlaute h: hoheň, hoběžně (Ps. Witt.) oder sehr oft v: voheň, voko; oder das ältere sriebro, sředa statt střiebro, středa u. s. w. Auch das chodische bul, hulica findet sich schon im XVI. Jahrhundert.

Gleich den Dialecten selbst ist auch die Übersicht, wie sich ihr Studium in Böhmen entwickelte, von einigem Interesse. Die ersten Spuren dieses Studiums findet man schon in den Schriften J. Hus', welcher mit der Umbildung der damaligen Orthographie den Prager Dialect zur Schriftsprache erhob und dabei verschiedene Abweichungen aus Südböhmen eingeführt hat. Verständnißvoller trat an das Werk J. Blahoslav (gestorben 1571), einer der berühmtesten böhmischen Brüder, in seiner Grammatik, welche im Jahre 1857 von Hradil und Jireček herausgegeben wurde. Er hat ein reiches Material aus verschiedenen Gegenden Böhmens und Mährens gesammelt, und zwar als Beispiele trivialen Sprechens. Nachdem er die „Bauern- und Werkstattsprache" im Allgemeinen der Schriftsprache gegenübergestellt, führt er mit einer Menge von Beispielen speciell die Mundarten von Prag, Leitomischl, Nimburg, Bunzlau, Humpolec, Pilsen, Klattau, Taus, Neuhaus u. s. f. an. So hat uns Blahoslav die Hauptpunkte der bis an unsere Zeiten sich mehr oder minder erhaltenen Dialecte angedeutet.

Diesem Beispiel folgten auch seine Nachfolger, als V. Benedicti von Nudožer, J. P. Drachouský, J. Konstanc, V. Rosa u. A.; sie haben in ihren Grammatiken und Orthographien ein interessantes Material niedergelegt.

Größere Verdienste erwarben sich in dieser Hinsicht J. Dobrovský und P. J. Šafařík. Mit dem ihnen eigenthümlichen Scharfsinn erblickten beide in den Dialecten eine unerschöpfliche Quelle für das Sprachstudium und mit vollem Recht behandelten sie

die Volkssprache als Supplement zu allen Schriftdenkmälern. Deswegen hat auch J. Jungmann in sein berühmtes Wörterbuch Alles eingeschaltet, was er selbst oder seine Mitarbeiter auf den Fluren der Volkssprache gepflückt hatten. Gleichzeitig schritt man an das Sammeln von Volksliedern, Märchen u. s. f., wobei sich die größten Verdienste Fr. L. Čelakovský, K. Jar. Erben und Božena Němcová erwarben. In ihren Sammlungen ist ein reicher dialectischer Schatz verborgen, obzwar sie viel



Alois Vojtěch Šembera.

gebessert und corrigirt haben, was ihnen nicht schön und fein genug klang. Neben diesen Koryphäen der böhmischen Literatur treten auch minder wichtige Schriftsteller hervor, wie z. B. J. Kadavý, Fr. C. Kampelík u. A. m., welche entweder die Schriftsprache mit der Mundart in einen engeren Zusammenhang bringen oder sie streng von dem Einfluß des Dialectes bewahren wollten.

Doch erst Šembera begann ein systematisches Studium der böhmisch-mährisch-slovakischen Volksdialecte und kann deswegen als Gründer der eigentlichen Dialectologie der čechisch-slovakischen Mundarten betrachtet werden. Alois Vojtěch Šembera (geboren den 21. März 1807, gestorben den 23. März 1882), ein warmer Patriot wie schon sein Vater,

widmete sein ganzes Dichten und Trachten dem Vaterland. Kollár, Jungmann, Šafařík und Palacký waren sein Muster und nach ihrem Vorgang wendete er sich gänzlich der čechischen Sprache, Literatur und Geschichte zu. Im Jahre 1829 erschienen die ersten Versuche Šembera's im Musejník, und von dieser Zeit an gehörte er zu der damals noch kleinen čechischen Schriftstellerschaar. In Prag absolvirte er Jus und ging nach Brünn, wo er begeistert ans Werk trat, an das Studium des gemeinen Volkes, also auch seiner Sprache. Všímání moravčiny (1831) im Čechoslav bildet den ersten Anlauf zu seinen späteren dialectischen Studien. Zehn Jahre wirkte er mit Wort und Schrift in Brünn an der Würdigung und Erhebung seiner Muttersprache, als ihm ein neues Gebiet zur Wirksamkeit in Olmütz eröffnet wurde: er wurde nämlich am 5. December 1839 als Professor der böhmischen Sprache und Literatur an der ständischen Akademie ernannt. Sein lange schon gehegter Wunsch wurde erfüllt, er konnte sich von dieser Zeit an ganz und ausschließlich seinen geliebten Studien, der Philologie und Ethnographie widmen. Auf einer Ferienreise (1841) in Böhmen, Mähren, Schlesien und Niederösterreich widmete er seine Aufmerksamkeit außer der Topographie auch dem Studium der Volkssprache; neben der ethnographischen studirte er auch die dialectische Grenze und kehrte mit reicher Ausbeute heim. Im nächsten Jahre (1842) erschien im Musejník der Aufsatz Jazyk moravský v pruském Slezsku als erster Versuch, die čechische Volkssprache zum Gegenstand eines ernsten Studiums zu erheben. In gleicher Richtung bewegt sich auch O Slovanech v Dolních Rakousích (1844) und die gleich darauf erschienene Historie a topografické popsání Vys. Mýta, wo er den ostčechischen Dialect kurz skizzirt. Im Jahre 1847 kehrte Šembera nach Brünn zurück, im Jahre 1849 wurde er in die Commission für Übersetzung der Gesetze in die böhmische Sprache nach Wien berufen und bald darauf zum Lector der böhmischen Sprache und Literatur an der Universität zu Wien ernannt. Hier gab er seine Dějiny řeči a literatury československé heraus; da er in denselben einige Fragen ganz nach eigenen Ansichten behandelte und zuletzt auch einige Sprachdenkmäler als Falsifikate bezeichnete, zogen manche seinen Patriotismus in Zweifel. Mit seinen Sprachstudien ist die Mapa země moravské eng verbunden als Vorläuferin seiner Základové dialektologie československé (1864), welche mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien herausgegeben wurde. Die Kritik hat an letztgenanntem Werke manches ausgesetzt, doch läßt sich sein großer Werth nicht in Abrede stellen, da der Verfasser zum erstenmale alle slavischen Sprachen mit Zugrundelegung einer Erzählung gegenüberstellte und ein neues bisher unbekanntes Bild der čechisch-slovakischen Dialecte construirte, so daß es als Substrat zur wissenschaftlichen Dialectologie dienen konnte. In der čechischen Dialectologie wird das Werk für immer eine wichtige Stelle behaupten und Šembera als der erste wirkliche Dialectolog in Böhmen gelten.

Ehe noch Šembera seine Grundzüge veröffentlichte, erschien ein neuer Mitarbeiter auf demselben Gebiete in Böhmen — Josef Jireček. Wie Šembera in Hohenmauth geboren und am Gymnasium in Leitomischl ausgebildet, notirte er mit Beihilfe Anderer die Eigenthümlichkeiten dieses Gebietes, welche er sodann in einer Abhandlung bearbeitete. So entstand Podřečí východních Čech im Musejník (1863). Er theilte den Stoff in Lautlehre, Formlehre und Wörterbuch. Die Abgrenzung ist nur annähernd, so wie auch das Material nur das Auffallendste umfaßt. Eine historische Beschreibung der Entwicklung der Schriftsprache bildet das Vorwort. Durch diese Arbeit wurde Josef Kouble zum Sammeln der Eigenthümlichkeiten der nordböhmischen Mundart angeregt. Podřečí severních Čech (Musejník 1864) wurde von ihm sorgfältig nach Jirečeks Muster bearbeitet und enthält werthvolles Material für čechische Dialectologie. Im Jahre 1868 erschien O podřečí doudlebském von V. Kotsmích, zu welchem das Material im Gebiete der ehemaligen Doudlebi gesammelt wurde; Kotsmích führt uns in ein Sprachgebiet, wo bis in unsere Zeit eine feine und reine Aussprache zu finden ist. J. Lego, B. Krabice u. A. m., hauptsächlich aber Fr. Kott in seinem Slovník českoněmecký haben eine Menge von Wörtern und Phrasen verschiedener Mundarten gesammelt.

In der neuesten Zeit versuchte J. Hruška in O hláskosloví chodském (1891) die chodische Mundart zu bearbeiten. Sehr wichtiges Sprachmaterial findet man auch in Český lid, dem neuen, der böhmischen Folkloristik gewidmeten Organ. Eine partielle wissenschaftliche Bearbeitung dieses verschiedenartigen Materials der čechisch-slovakischen Dialecte findet man in Aufsätzen von V. J. Dušek.

Man unterscheidet gegenwärtig den mittelböhmischen, westböhmischen, südböhmischen, ostböhmischen und den nordböhmischen Dialect. Jeder der genannten Dialecte bildet wieder eigentlich eine Gruppe von Unterdialecten, die von dem Gemeinschaftlichen mehr und minder Abweichungen aufweisen und sich wellenartig verbreiten.

Der mittelböhmische Dialect liegt der čechischen Schriftsprache zu Grunde und war einst auf die eigentliche Mitte von Böhmen beschränkt. Im Laufe der Zeit verdrängte er die angrenzenden Dialecte und gewann einen immer größeren Raum, denn der Einfluß der Hauptstadt und der Verkehr mit ihr waren von großem Gewicht. Nur dadurch kann man sich erklären, wieso die mittelböhmische Mundart mit kleinen Abweichungen den größten Theil von Böhmen occupirt, so daß man die Grenze ungefähr folgendermaßen ziehen kann: von Weißwasser über Jungbunzlau, Křinec, Neubydžov, Přelouč, Deutschbrod und längst der böhmischen Grenze — die mährische Nachbarschaft bei Seite lassend — gegen Neuhaus, dann westlich Moldauthein, wo die Moldau eine Grenze zwischen diesem und dem südwestlichen Dialect bildet. Von da läuft sie in einem großen Bogen nordwestlich

gegen Všerau. Von dieſer Stadt an bis Weißwaſſer grenzt der mittelböhmiſche Dialect an die deutſche Bevölkerung.

Die Hauptmerkmale dieſes Dialectes ſind eine ſingende Ausſprache und Dehnung der Endſilben. Im Anlaute wird vor o immer ein v vorgeſchoben voko, vohrada, vobratnej, nur von Hudlitz gegen Zbirov hört man hier und da vor u (o, a) ein h: hudice; dagegen wird das anlautende j abgeſtreift inej, indy, itro. Langes é wird in í (ý) verengt mlíko, dobrý máslo, dobrýho chleba u. ſ. w. Das í (ý) geht in ej über: nožejk, dobrej, mlejn, nur in Declinationsendungen bleibt immer í: božího, kostí. — u, ou wird bei dem Zeitwort nie umgelautet, in der Declination aber kommt immer i: dej to voráči, s kaší, de s ní domu. — o wird mit u verwechſelt: tulik, sůva, hůra oder mit ou: mozoul, poloumrtev, meloun u. ſ. w. — í wird oft am Ende des Wortes abgeworfen: paňmáma, chtěj, volaj, hier und da auch psaň, kázaň, aber auch in der Mitte peňze, poňženě prosim, pšeňce u. a.

In dem Conſonantismus iſt der Wechſel einiger Conſonanten untereinander charakteriſtiſch, z. B. ſagt man Kadlík und umgekehrt svarba; — r ſtatt ř findet man in parez, dvirka, starec, horečka, porád; — k ſtatt ch: paktýř, paktovat, křupe, nátka; — n ſtatt ň: paňáca, paňák; — ď ſtatt d: vocujď až pocujď, vodněkujď; — c ſtatt s: plzencký pívo, panckej les, vect, krácť (nur bei d-Stämmen), pulc; — b ſtatt v: brstva, pabauk u. a.

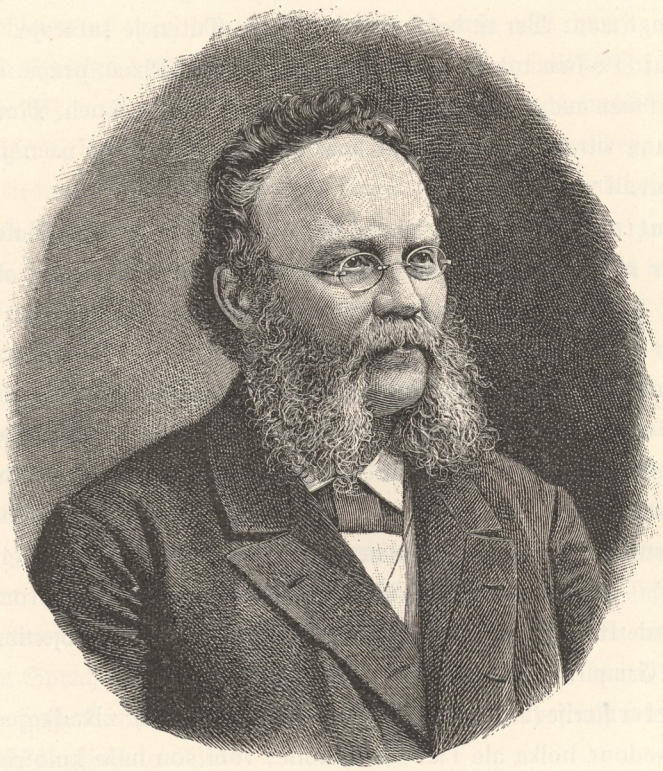
Schönere Ausſprache ſucht man durch die Abwerfung gewiſſer Laute zu erreichen, z. B. ſpricht man vjezda ſtatt hvězda, štros, struh, řidla (Schiefer) ſtatt pštros, pstruh, skřidla; bláznostvi (v), směsná se (t), koce (čc), na-tim (d), mha ſtatt mlha; lišťák ſtatt lišák, mazlavej (ſtatt mazavý) sejr u. ſ. f.

Die Declination hat manches Eigenthümliche: klucí, zednicí, Genitiv klukuch, zednikuch ſind dem Beiwort analog. — In der Umgebung von Prag ſagt man moc ptákach. Dieſes ch findet man bei allen Hauptwörtern, welche im Genitiv der Mehrzahl einen Selbſtlaut haben: koních, duších, kostích, polích, ſeltener hört man auch rybách, immer rukouch, nohouch, prsouch und ſo auch schodouch. Ebenſo allgemein iſt ma im ſiebenten Falle: hadama, chlapama, nožema, nožma, slovama, polma u. a.; ům ſpricht man immer kurz aus: volum, telatum, hier und da durch om erſetzt: Vašek šel k sousedom.

Fragt man Jemand, wo er war, ſo bekommt man zur Antwort: u kovářů, u kovářovejch, u kovářovic. Das Eigenthum oder die Familienverwandtſchaft bezeichnet man mit einem Adjectivum poſſeſſivum: kovářovo dům, kovářovo zahrádka, kovářovo krávy; šafářovo holka oder mydlářovic chlív u. a. Das Adjectivum bleibt dabei undeclinirt. Bei Zbiroh hört man kovářojc, was auch in Süd- und Oſtböhmen gebraucht wird.

Für die Umgebung von Prag ist bezeichnend zahojéno, vodpuštino, vodvezéno, für die westliche Gegend die Declination správce, správcete ꝛc., für die südliche v našom mlejně, za humnom, pod mlejnom. Es gibt auch besondere Wörter.

Der westliche Dialect ist von allen böhmischen Mundarten der alterthümlichste, zumal in seinem chodischen Zweige. Er verbreitet sich im südwestlichen Viertel von Böhmen, und zwar in der westlichen Hälfte des Pilsener Kreises, von da läuft die Grenze



Josef Jireček.

gegen Písek und Moldau, nord- und südwestlich bildet die Grenze die deutsche Bevölkerung, welche fast bis nach Pilsen vorgedrungen ist. Eine böhmische Insel, die mit diesem Dialect eng verwandt ist, findet man um Mies.

Die Bevölkerung dieses Gebietes trägt bis jetzt ihre alte nationale Tracht und zeichnet sich durch „alte gute Sitte" aus. Die Tracht ist auch ein sehr wichtiges Merkmal für die Abgrenzung des Dialectes, denn wo man die alte Kleidung ablegt, da stirbt auch rascher die Mundart ab. Und wo man verschiedene Nationaltracht findet, da findet man fast immer auch eine andere Mundart. So unterscheidet man Unterdialecte im Pilsener,

Píseker, Budweiser und Tauser Kreise, zu welchem man noch eine besondere Mundart der Choden zurechnen kann.

Der Pilsener Unterdialect bildet einen Übergang vom mittelböhmischen zum westlichen Dialect. Die Art des Sprechens ist im Ganzen mehr dem Tauser als dem Prager Gebrauche ähnlich. Im Speciellen wird ou als u gesprochen: náš Váša si kupil klobuk; — statt i hört man e: já tě (dir) nedám; a, o, u im Anlaut spricht man oft mit einem h aus: Hanka, hodělat, huzda. Diese Erscheinung kommt auch auf der Insel von Mies vor. Fragt man: Wer ist das? erwiedert man: Tuten je šafářojc. Am Kreuzwege fordert man auf: Poďme tutady do Plzni, do práci statt Plzně, práce. Wie im Mittelböhmischen hört man auch hier Genitiv pluralis zednikuch, voráčuch. Man kauft putrch, seltener hört man vítrch, bratrch. Auch habe ich da gehört: vony na něj žaluvali; naší pa (pak) kupuvali voves.

Der Klattauer Kreis bildet einen Übergang zum Píseker Unterdialect. Hier spricht man langsamer und der Accent ruht in der Regel auf der ersten Silbe, also neigt sich in dieser Hinsicht die Sprache mehr zum mittelböhmischen Dialect. Man spricht plouh, kroužidlo statt pluh, kružidlo; zoul, voboul, hrnouli se; — famelije, do semenáře, aby tě seslal dar Ducha svateho statt familie, semináře, ti u. a.; — něhda, ved statt někdy, viď u. a. Kurz spricht man aus při dobrem zdraví, v tomto novem roce, aber lang při dobrým, po novým; eben so rák, ráci, mrák, na kráji, vod mrázu ꝛc.; — abyste se s nim potěšili jako my s tim vašim, neni (Tauser nyní, mittelböhmisch nejni). Bei den Consonanten will ich nur anmerken: chčestí, chčasnej, anděl strávce statt štěstí, strážce; — hdo, nehdo statt kdo, někdo; — prosecí statt procesí. Z Buďojc k Elhojcum jede Rouluj pacholek. Mla štije heißt mlha padá. Adjectivum possessivum endet auf ojc; Comp. hezkejši, suchejši, kráčejc; mlaší u. s. f.

Im Píseker Kreise (von Horažďovitz an) ist charakteristisch: z Radkojce k Horčicom; Katouce; sousedouc holka ale Talbekovo koně; voni sou naše kmotrouce (Pathen); čertuj kluk; bolí ho škrtán (Rachen); nehdo náký, nekomu u. s. f.

Diesen Unterdialecten reiht sich auch die Sprache der böhmischen Bevölkerung in der Umgebung von Mies an. Das Material stammt aus den Dörfern Branov, Wattau, Sviná, Solislau, Sitno, Vlkyš, Ober- und Unter-Sekeřan, Piňovan, Otročín und Milikau. Die Färbung der Aussprache und die Betonung erinnert an die Choden. Ich führe summarisch folgende Beispiele an: Von neůmi[1] nemecky; v nášom gruntě (Feld); ičko to přece nění; vony ta pasů (oni tam pasou); lidé to vemů; že s ni promluvi, dyleje to trva; při soudach aber má sud; vony četnů; našeho jeho bratr je chytrejši; přes stotku (Hundert); tepřiva, nakupit, choudne (chudne). Fragt man Jemand,

[1] ů spricht man zwischen u und o so, daß der eine oder der andere Vocal mehr oder weniger hörbar ist.

wie er heißt, so antwortet er: Já se píšu Jozef Pilousek; das erklärt sich leicht, wenn man weiß, daß jeder Bauer einen Namen nach dem Bauernhofe und einen anderen nach seinen Eltern führt. Das Maß des Reichthums bestimmt man mit dybych vode všeho měl (nicht mňel). Nach der Arbeit gehen die Nachbarn hutu (in Taus hejtu, in Písek na táčky) und plaudern da, jak ten svět běži.

Man sagt Beranojc dívčka je tychtig (recht) pekná holka aber Stará Petrová a Staňková humřely. Statt německy, nyčko hört man auch emecky, ečkon. Das harte y habe ich im Worte mỹ (wir) bemerkt, seltener sprach man auch dỹcký (immer), dỹbỹ tỹ šlỹ (děti). Im Sprechen hört man fortwährend nỏ, no jỏ, to holt je. In Otročín erzählte mir ein Weib: Mỹ sme v Sulislavech se hučili číst, ale pák hučitel humřeł a ták ty druhy nehumí. Dřívej był hevangelium taky českej a emeckej, ale nyní (není) huž ták. Marie nennt man Mórija, Morijé; Anna ruft man Ankó und beschimpft Hanala. Die einsilbigen Wörter, überhaupt wenn sie allein sind, spricht man gern gedehnt aus, so: tám, kám, déšt, dnés. Hier verschwindet mit der böhmischen Tracht auch die Sprache; die älteste Generation ist böhmisch, die mittlere gemischt, die jüngste — bis auf fünf Dörfer — deutsch.

Von dem Tauser Kreise kann man behaupten, daß je näher zur Grenze desto besser sich die bäuerliche Tracht erhält und mit ihr die besondere Sprache, die aber in der letzten Zeit sich mischt und ändert. Die böhmische Bevölkerung bildet hier einen Keil zwischen den nordwestlichen und südwestlichen Deutschböhmen. Der Dialect breitet sich wellenartig nach Osten fast bis zur Angel aus und nimmt nach und nach die ostwärts gebrauchte Aussprache an. Die Aussprache des eigenen Dialectes unterscheidet sich sehr bedeutend von den Nachbarn durch eine angenehme Färbung des Tons; man merkt eine schnelle Bewegung im Sprechen dadurch hervorgebracht, daß die letzte Silbe im Satze gewöhnlich gedehnt, die vorgehende kurze Silbe fast bis zum Verschwinden verkürzt wird, z. B.: Mămŏ, zažiňte krăvŭ! Co budete dĕlăt?

Einem Fremden ist besonders auffallend das Voranstellen eines h im Anlaute, und zwar nicht nur vor dem Selbstlaute a, u, sondern auch vor n und r, so: hale, Hana, hulica, hnízko, hníže, hrys. Im Mittelböhmischen assimilirt man k vor d in g, hier in h: něhdo, něhda, hdy, něhdyž, oder es wird das k einfach weggelassen do, dy, dež; do tu stojí; dyž nechál, hajť nechál. Ein hartes l und y merkt man noch bei den ältesten Bewohnern, die jüngere Generation vernachlässigt es. Auch das Klattauer chčestí, chčasnej findet man hier und dazu noch vichýř. Paßt man gut auf, so hört man zankni, zankynát, ven, kan statt zamkni, vem, kam, aber auch tám, ta ist nicht ungewöhnlich. Das Volk liebt nicht immer die weichen Consonanten pot, pote (pojď), parez, rezat, hezkejší, bystrejší (analogisch zur ersten Stufe) und dagegen potaď, dosiď, posiď (dosud).

Nicht weniger interessant sind die häufigen Änderungen der Vocale. So wechselt man gern a, o mit e, welches entweder sehr fein mit einem Nachklange von a lautet dám, bát se, máso oder ganz klar als e sich kundgibt: vzel, teky, dejí. Ein y klingt in manchen Wörtern hart und ist dann einem dunklen e ähnlich: mý, kobýla, býl. Diese Aussprache habe ich schon bei Hudlitz und anderswo wahrgenommen.

Der Umlaut des Stammvocals kommt nur in langen Silben vor: votřís se, omíl se, příl, co se to dílo und andere. Ein e überhaupt im Zeitwort wechselt mit i (í) ab: slyšil, držíla, vědíli — do neděli, do Stráži (dieses schon bei Pilsen) u. a.; i wird eingeschaltet hřibet, hřibitov (oder břitov), oder läßt man es aus peňze, seňce, pšeňce. Früher sprach man fast immer ú statt ou aus, aber jetzt findet man eine große Verwirrung, welche die in der Schule gebildete Generation noch vermehrt: kúsek, dlúhej, přidú k nam, za stodolú, und wieder ou statt u: ohnoul, seknoul und sonst. Dasselbe merkt man schon in Vranova bei Pilsen, etwas davon auch in Pilsen. Einsilbige Wörter wie tám, spál, pád, dnés, sowie auch die Participien activi, nechál, kopál werden gedehnt. Aus der Declination könnte man hervorheben dubom, dětom (auch dětum), licom, věcom, was man schon auch östlicher hört, dann kolenoma, prsoma u. s. w.

Die Hauptmerkmale des Tauser Dialectes kann man auch in seinem Zweige — dem Chodover Unterdialect finden. Dazu kommen aber noch andere, so daß die Choden eben so in der Sprache, wie auch — wenigstens theilweise — in Tracht, Sitte und Körperbau sich dem Beobachter verschieden zeigen. Sie sind nämlich ein Rest der alten Grenzwache an dem Landesthor von Taus. Die Nachkommenschaft der alten Choden findet man noch in Klenč und etlichen Dörfern bis zu Neugedein (dies ausgenommen), und zwar zu Melhut, Putzerried, Kličov, Mrákov, Tilmitschau, Drasenau, Aujezd, Hochwartel, Chodenschloß, Meigelshof, Possigkau. Sie hatten ihr eigenes Schloß in Taus, ihre Privilegien und ihre Fahne, auf der als Wappenzeichen ein Hundskopf war; von diesem Zeichen wurden sie Psohlavci, das heißt Hundsköpfe benannt. Heutzutage rechnet man zu ihnen noch Lučenc, Petrovitz, Havlovitz, Pařezov, Babylon, Hochofen, Kubicen, Nevolitz, Smolov, Spáňov und Paženitz und nennt sie Buláci, das ist die bul-Sprechenden. Wie ihre Tracht, so erlitt auch ihr Dialect mit der Zeit manche Einbuße. Vieles hat die Schule, der tägliche Contact mit Taus und den Nachbarörtern, sowie auch die Armuth, welche sie aus dem Hause in die Fremde treibt, verwischt.

Die Choden lieben bis jetzt a, u, wo in andern Dialecten e, ou gefunden wird, so: hulica, hudělál, škuřica, vychládnú, šel hledát huby, lafnút (schlagen), kúsek košili; auch u statt o ist geläufig, so: rostú — zarustlý, škuřica, Rušperk (Ronsberg), brambury kvitnú, půval, půnebí. Man kann aber keine allgemeine Regel daraus bilden. Eigenthümlich ist das Verhältniß zwischen e und i. Für die Fälle, wo man e statt i oder

i ſtatt e oder richtig i, e ausſpricht, läßt ſich keine feſte Regel aufſtellen. Die Ausſprache ſteht in der Mitte zwiſchen i und e: i in necháli smi (jsme) mit einem Nachklang von e und lehla mit einem Nachklang von i. Dasſelbe gilt von ě, ſo: dobřĭ, napřĭd, nestarĭj se, do košilĭ, haž umřĭ — břĕcho, přĕšli sem, zabije mĭ u. a. Ein y iſt ſehr leicht zu unterſcheiden, wenn es geſprochen wird, weil man bei ihm ein dunkles e zu hören ſcheint: mỹ tu ležíli, dỹl, papírová mỹť, bỹl (oder bul) u. a.

Die Dehnung der Endſilbe iſt ſehr regelmäßig, Ausnahmen ſind ſelten: vědĕt — vědĕl, pršĕt — pršĕlo, slyšĕt — slyšĕl, nur bei der Negation nevidĕt, neslyšet habe ich ein kurzes e gehört. Folgende Beiſpiele ſollen dies klarer machen: teprvá, kopál — kopála, vychládne, necháli, plíl, koně jíli nahorú, to bysi dostála, napád, napádlo, spláv — spláva, láf ji do hlavỹ, vybrát, vádne u. a.

Das Volk ſchiebt gern einen Conſonant im Anlaut vor, ſelbſt wenn das Wort mit einem Mitlaut anfängt: huzený máso huměl jest, haž do večera, sedi hnizko, je spárno, je vdole, von je vodnés, já mu ho dám na svrch, Dorka stlačila vůz u. ſ. f. Aber auch umgekehrt läßt man einen Conſonant aus, zum Beiſpiel: ičko, ich, ím, struh, dyž, šecko, dyť, — oder in der Mitte: Potřekov (Postřekov), Rušperk (Ronsberg), květina se kátí (klátí), Kýčov (Klíčov), von te poí (poví), to je jeno (jedno), lajce, střejce (lavice, střevice); oder am Ende: ka pa deté? (kam pak), po-jĭst (pojď), in anderen Phraſen: jest, sík, spád (sekl, spadl) u. ſ. f.

An dieſe Erſcheinung reihen ſich die Veränderungen der Conſonanten. So wird ch ſtatt š, s geſprochen, zum Beiſpiel: chčesti strachlivý voči, doch času (dost), was man oſtwärts bis zur Moldau finden kann. Am Ende des Wortes wird oft m in n umgewandelt, wenn es nicht überhaupt abfällt, ſo: s tin sĕm jil, tan ta voda. Statt rybník ſagt man rymník und umgekehrt písebnéj, upříbnéj, mrtohlavéj (vrtohlavý); děrek, tera, ſtatt dědek, teda und umgekehrt drcadlo ſtatt zrcadlo. In vověsil se (ob-věsil) hört man v ſtatt b, in bedle b ſtatt v. Man findet hier auch s kobjiličkou, pjivo pjit, zpjivá, trapjiš, kurotvje, húžvje u. a., wo das b, p, v weich ausgeſprochen wird. Babikojc divčka bula v nášom houvárečku nad Jehlíkouc studni, hale lychtářuc Hančička hyn nĕšla; Václavikec chalupa, bednářec divčka — dagegen wird die Bäuerin Babiková, Jehlíková genannt; außerdem habe ich auch to bul starýho kostelníkovo syn gehört. Im Comparativ ſagt man špatnejší, suchejší, dobrejší.

Die Bewohner in der Umgebung der Wittingauer Teiche nennt man Blaťáci, das heißt Sumpf- oder Teichbewohner. Sie unterſchieden ſich noch bis vor kurzem von ihren Nachbarn durch die Tracht, ſonſt aber auch durch Körperbau und Sprache. Letztere breitet ſich bis zu der deutſchen Inſel Neubyſtřitz, ſüdweſtlich bis zur Moldau und ſüdlich theils bis nach Unteröſterreich aus, theils grenzt ſie an die deutſche Bevölkerung

in Südböhmen. Die eigentlichen Blaťáci findet man aber nur in etlichen Dörfern zwischen Soběslav und Lomnitz.

Das bezeichnendste Merkmal dieses Dialectes ist die weiche Aussprache der Lippenlaute, welche man in anderen Gegenden gar nicht oder nur ausnahmweise hört. Am meisten ist diese Weichung dann kenntlich, wenn nach dem Mittellaute b, p, v, m ein weiches i folgt, z. B.: holub̓i p̓ili z m̓isky vodu; sedlák m̓i dal v̓ino u. a. Hier unterscheidet man auch klar das harte (y) und weiche i und spricht ganz deutlich: V̓iděl sem holuby und holub̓i sedí na poli. Die Aussprache des y ist dann sehr oft der in Taus üblichen ähnlich, das heißt es klingt wie ein dunkles e: do ruký, přes louký. Wo man sonst ein langes í findet, hört man hier ie, z. B.: viem, poviem, viera, was man vjém, povjém vjéra aussprechen muß. Die Gruppe ovi ist nicht beliebt und wird in oj gekürzt, z. B.: Náš Beneš šel z Budějc k strejčkoj; motojdlo.

Einen besonderen Zweig dieses südöstlichen Dialectes bildet der sogenannte Doudlebische Unterdialect, der sich südöstlich von Budweis ausbreitet. Man unterscheidet klar i und y nach Lippenlauten: on me b̓il, já som byl b̓it, vyp̓il, obraz v̓isí na zdi ꝛc.; dasselbe findet man auch bei a: zap̓al, holoub̓ata, říb̓ata ꝛc.; ý (í) klingt wie ej: sejtí, bzejna, přejvoz statt sítí, bezina, přívoz. — Man hört auch: přišil v outarej, Šimonuj chlapec sed si na lejc; hano čuperná dívčka. Charakteristisch ist r̥: tr̥nože, kr̥k, welches leicht vocalisirt wird. Die Endconsonanten lauten ganz hell: zub, krev, proud, píď, so daß manche hier ein ъ oder ь zu hören vermuthen. Dagegen v nach k, t und vor t lautet f: kfočna, tfář, f Táboře. In umllej, umllec, blloch wird r zu l assimilirt (umrlej, brloh). Andere Veränderungen: poržít statt požřít; němčina, něhně statt jemčina, jehně; stloup, lekstat, procestí statt sloup, lehtat, processí; mlíč, mlíza statt míč, míza; jertel statt jetel; laskej ořech statt vlaskej; krotfa statt kuroptev. Dazu auch Cé tohle? té chlap = Co je tohle? to je chlap! Die Weichung findet man auch oft: prožba, myšli, neblažni, hňát, dvořeček (auch um Klattau) u. a. Die Zischlaute, wenn sie nacheinander folgen, werden folgendermaßen geändert: kojce, proj za nás, přej sebe, was man schon bei Klattau hört; ebenso rejši, mlejši statt radši, mlazší ꝛc. — kocholka, kocholouš statt chocholka, chocholouš, krufofka statt kruchovka; — hobor, fáb, břed, říba, pamb̓ička statt hovor, páv, vřed, hříva, pánvička u. a. In ovi hört man immer ein j statt v: jalojice, naštojice, píhajice u. a.; moldýř statt hmoždíř. In chum, kupko, poutrubí, oumara wird l elidirt: chlum, klupko, poltrubí, almara; vor o hört man fast nie ein v: on má na okñi obraz.

Beim Hauptworte soll man nicht außer Acht lassen rakom, klukom statt rakům u. s. w., sonst declinirt man wie im Mittelböhmischen; — břímje, břímjete,

hnízdě, hnízděte mit falscher Analogie nach kuře. In Genitiv pluralis ein langer Vocal: u vrát, vergleiche auch ze všech strán, stál u hláv u. a. Die i-Stämme declinirt man wie daň. Beim Beiworte nur dobří, druzí lidi gegen dobrý děti, was von dem Mittelböhmischen verschieden ist.

Den östlichen Dialect grenzt eine Hauptlinie von Jaroměř nach Chotěboř ab. Sein östlichster Theil sind die sogenannten Horáci, ihre Nachbarn die Čecháci, welche bis Tyniště sich verbreiten. Den nördlichen Zipfel besitzen die Podhoráci und den Übergang westwärts bilden die Doláci. Die Čecháci sprechen hart aus: devečka bežela do mesta pro tydle (vidle) a tyvo (pivo), die Horáci weich: pěknej oděu.

Diesen Dialect charakterisiren die Veränderungen, welche die Gegenwart von einem i in der Silbe verursacht. Ein í wird in ej gedehnt: šla dlouhou ulicej, s prácej, aber jí s menší žicej; im Anlaut nimmt es keinen Mitlaut an: inej, itro, iskra, — im Auslaut wird es oft abgeworfen: umněj, kácej, volaj, wie im Mittelböhmischen. Geht ihm ein v voran, so wird dieses ausgelassen und das i geht in j über, so: mužoj, tatinkoj, lajc, pojdaj. Geht ihm ein j voran, so wird mit ihm das i in einen Laut verschmolzen, so: krajc, zajc, vajčko. Im Mittelwort wird auch ein i manchmal ausgelassen und nur ein weicher Selbstlaut deutet seine frühere Gegenwart an: Aňčka, kaňčka u. a. Ein langes é wird sehr häufig in ein í (ý) verengt, wie schon oben angeführt worden ist, so: chlíb, líto, sídmej zamítati, týle. Das ě wird nach Lippenlauten hart, so: peknej, behat, mesto, do Časlave. Statt ou hört man auch ej in plejtva, chlejstnout, pejchnout (pouchle) und anderen.

In vielen Wörtern findet man b statt m, p, v, so: písebně, charba, bablna; v klingt im Anlaut oft einem f ähnlich: fběhnu, fhostit oder einem u in der Mitte oder am Ende des Wortes: hláuka, kreu, poliuka, lou, im Anlaut nur nach Vorwörtern, welche auf einen Selbstlaut enden, do-usi u. a. Weil dieses eine seltsame Erscheinung ist, so lacht man gewöhnlich die Ostböhmen mit ihrem kreu, kauka ꝛc. aus, ebenso wie die Choden mit ihrem bul, die Blaťáci mit ihrem von mi vypil pivo.

Seltener findet man in einigen Dörfern d, t statt b, p, was der Aussprache einen harten Klang verleiht, zum Beispiel: dežet, říde, deh, tekny, natyjem se, stechat statt běžet, hříbě, běh, pěkný, napijeme se, spěchat u. s. f. Wo Doppel-n vorkommen sollte, da geht das erste in ein d über: padna, Adna, prkednej statt panna, Anna, prkennej, was auch in Nordböhmen vorkommt. In anderen Wörtern wird wieder das t durch ein k verdrängt, zum Beispiel: klusty maso, klouct.

Die Einschaltung von Lauten ist auch sehr häufig, so wird z. B. d vor oder nach r, l gesetzt: zdřetel, pozdřete, perdlička; škudlina, tudle; r in: šmatrat, probřísło u. a. Dagegen läßt das Volk gerne manche Laute aus: in anlautender

Gruppe oder in der Mitte, z. B.: loh (hloh) řich (hřích), pořeb (pohřeb), du (jdu), dyž (když). Die Benützung der Familiennamen weicht von den anderen Dialecten etwas ab. Man sagt also: V tomto domně vostávaj Tumovi; — je u Tumů, Tumovejch; — šel k Tumom, Tumovejm, s Kovaříkovejma. Spricht man von den Kindern, so nennt man sie to je syn Beranskejch oder nur to je Beranskejch, byly tam děvčata Hladikovejch. Kann man etwas nicht überspringen, so muß man es vobejdout. Auch verschiedene Zusammenziehungen von zwei Wörtern sind nicht selten, so: báno, bárci (ba ano, arci), cák (co pak), kdák (kdo pak), navjekjamen (na věky amen).

Die Grenze des nordböhmischen Dialectes reicht von Pasek nördlich bis zur schlesischen Grenze und läuft dann südwestlich über Ober- und Unter-Hammern, Bratříkov, Huntířov und Nabsel längs des deutschen Gebietes, in Nabsel wendet sie sich nach Süden neben Vranové, Besedic, Koberov, Dluhý und dann östlich gegen Starkenbach und Valtéřic und von da nordwestlich und wird durch das deutsche Gebiet bis zu Pasek gebildet. Von Nabsel bis Semil stößt der nördliche Dialect an den oberjizer'schen Unterdialect, welcher einen Übergang zu dem mittelböhmischen bildet. Aber auch in diesem Gebiet findet man feinere Unterschiede, mit Rücksicht auf welche man folgende Eintheilung des ersteren aufstellen kann: der nördliche Unterdialect von Jablonec nach Hochstadt; der mittlere von Hammern bis Držkov; der südliche von Držkov nach Eisenbrod (mit weiteren Abweichungen in Rádčic, Jílové, Brod); der westliche nordwestlich von Eisenbrod und der östliche von dem Flusse Kamenic bis nach Starkenbach und Hohenelbe (mit weiteren Abweichungen in Boskov und in der Umgebung von Semil und Starkenbach).

In diesem Dialect spricht man ganz deutlich byl, bílý, den (überhaupt in Hochstadt) aus; in Vojtěšic bekommt man auf die Frage „wo warst du?" zur Antwort: Já buł Volešnici (ve Volešnici); in anderen Örtern hört man beł, beło (mit einem dunklen e) ähnlich wie im Hanakischen, z. B.: Kdebe beło Tonče v musice, třebach tam šeł (Wenn Tonče bei der Musik wäre, so würde ich hingehen). Auch in selnice, selný, podsení hört man e statt i; in kaňčka, Aňčka, sklence läßt man das i aus, in solej ulicej, vžicej findet man ein ej statt i wie im Ostböhmischen; dazu noch speciell der Nominativ und Vocativ pluralis muscej beli v stavení (die Männer waren im Hause) oder muscej kłobouky statt mužské, ebenso velcej, druzej, mnozej u. a.; endlich in v Němcejch. Eine Ausnahme findet man nur in Šeł hořeni sení statt seněj. Auch das é läuft oft in ein í wie in anderen Dialecten über; hier will ich nur andernorts selten Vorkommendes, wie čila (včela), círa (dcera), dvíře (dvéře), díšt (déšt), zít (zet), Slísko (Slezsko) anführen.

Vor l und r hört man sehr oft ein e: pelný, melha, smert, pervý, verták. Im Anlaut findet man h oder v vorgeschoben: harest, harestant, hoficír oder vocet, voreł. Im Stamme wird ein o in ů gedehnt: mdlůba, vlůni, půle (Feld), kůsa (Sense), růsa, vkrůčni, nůh (der Füße), seltener im Anlaut vůklika (Umweg). In fremden Wörtern hört man ou statt o: kalhouty, baroun, citroun, patroun, kanoun, wie im Mittelböhmischen mełoun, citroun, mozouł.

Mit dem unterjizerschen Dialect hat der nordböhmische die Formen viďał, slyšał, držał, křičał, navijał u. a. gemein, in allen anderen ist ein Umlaut.

Ein sehr buntes Bild bieten auch die Abweichungen von der mittelböhmischen Aussprache im Consonantismus, von denen ich nur das Charakterisirende hervorheben will: b und v wird verwechselt in tavák, Bambeřiče, záboditi (wetten) ꝛc.; ebenso b mit m in upřibnej, tebnost, tebnej, seltner mit v: upřivnej. — š mit č in čpalek, čpaček, čpunt, was ich auch bei den Choden bemerkt habe; ch mit k in soukotiny, zakubeliti, was auch bei Beraun vorkommt; l mit r in kilisar, Lajchumberk (Reichenberg) und umgekehrt flaner, verbłoud, mrholiti u. a.; r mit n in kožernej, dřevernej u. s. f. Andere Fälle der Consonantenverwechslung sind: Limburk (Nymburk), smětev (větev), písmička (písnička), desentýr (deserter), pajmatka (paňmatka), fejčar (felčár), crcadło (zrcadlo), casnej (časný) u. s. w.

Nicht weniger auffallend findet man die Einschaltung von Consonanten, z. B.: — h: hdnes, hluster; — d: di-berdła, uzdřím, kondejšiti, kozdelec; — ch: vochstře, bychstře, Mařchce; — j: vejspod, vejž (věž), bojžskej, rejkment; — n: onkres (okres); — l: parulka (paruka). Dagegen läßt man wieder hier und da einen Consonanten aus, z. B.: vyčívati (čn), mršnej, złášní (št), bambory (br), rados, vesełos, dos (st), poštář (pol-) Skenářice (Skle-) wie bei Mies.

Zu diesen Eigenthümlichkeiten des besprochenen Dialectes kommt noch Folgendes: 1. Häufige Metathesis: netamornej (nemotornej), penvej (pevněj), truť (rtuť), čevr (červ), palvač (pavlač) střípiti (třpýtiti), picas (cíp) u. s. f. 2. Adjectivum possessivum auf ě: dcera Schováně, Šilháně, Kopále statt Schovánkova, Šilhánková, Kopálková. Dies findet man nur noch in den östlichen Dialecten in Mähren und der Slovakei. Dieselbe Endung findet man bei den weiblichen Eigennamen, wenn die Tochter damit bezeichnet wird, z. B.: Pavlíně, Anežče, Mařče, Anče, das ist Pavlína, Anežka u. s. w. Es ist gewiß durch die Kraft der Analogie mit děvče auch Anče und darnach Schováně entstanden. 3. In Hammern und Hochstadt findet man noch ł, aber nach und nach weicht es dem mittleren l. 4. Im Infinitiv ist ť, wie in dem westlichen Theile des östlichen Dialectes oder ti in vollem Gebrauche, ebenso kommt jsu statt jsem wie in Mähren vor, z. B.: Já nejsu rozbručenej.

Volksleben der Deutschen in West-, Nord- und Ostböhmen.

In den Werken älterer Geschichtsschreiber wird das Land Böhmen mit Rücksicht auf seine Lage inmitten des Welttheils und auf sein äußeres geographisches Bild, das merkbar der Form eines Herzens ähnelt, das „Herz Europa's" genannt. Und nicht nur der Lage und Form, auch seiner ganzen geschichtlichen und culturgeschichtlichen Entwicklung und Bedeutung nach verdient Böhmen bis zu einem gewissen Maße dieses auszeichnende Gleichniß. Denn, wie das Blut von allen äußeren Theilen des Lebenskörpers im Mittelpunkt, im Herzen, zusammenströmt und wieder hinauskreist, wie vom Herzen mächtige Antriebe ausgehen für den ganzen Körper, so fluteten auch in Böhmen seit altersher Volkstheile mancher Art aus Europa zusammen, mischten sich oder strömten wieder hinaus, und viele für Europa's Geschichte wichtigste Vorgänge hatten mit einer gewissen historischen Regelmäßigkeit in Böhmen ihren Ausgangspunkt, auch den Hauptschauplatz, um zumeist ebendort wieder auch ihren letzten Abschluß zu finden. — Daß ein geographisch, geologisch, geschichtlich u. s. w. so interessantes Land auch betreffs seiner Bewohner ein erhöhtes Interesse bietet, ist leicht abzusehen. In der That weist insbesondere Deutschböhmen eine verhältnißmäßig große Mannigfaltigkeit und besonderen Reichthum in der Entwicklung der Bevölkerung auf. Wie die reichgegliederte Küste Griechenlands dem Griechenvolk einst den natürlichen Anlaß zu einer reichgestaltigen, fruchtbaren Culturentwicklung gegeben hat, so ist der weite und meist auch ziemlich breite Ring, mit dem die deutschen Landeseinwohner von den Randgebirgen und Grenzen Böhmens her fast das ganze Land umschließen, auch die erste und nächste Ursache der bemerkenswerthen Erscheinung, daß sich das Cultur- und Nationalleben der Deutschen Böhmens so ungewöhnlich mannigfaltig und hervorragend ausgestalten konnte.

Fast alle diese Gebirge boten von Natur aus gewisse selbständige Grundlagen zu individueller Entwicklung, ebenso die in ihrer Lage und Gestaltung, in Klima und Bodenbeschaffenheit so mannigfach verschiedenen und meist sehr fruchtbaren Hauptflußgebiete; endlich auch die verschiedenen Mischungen und regen Berührungen mit den deutschen Grenz- und Stammesnachbarn, aus deren fränkischen, bajuvarischen und sächsischen Grundstämmen die Mehrzahl der Bewohner entsprossen ist, beziehungsweise sich im Laufe der Zeit ergänzt und erneut hat. Daß unter solchen Umständen ein so festgeschlossener, vollkommen einheitlicher Charakter der gesammten deutschen Landesbewohner Böhmens sich nicht in gleicher Art wie in anderen Gebieten herausbilden konnte, ist erklärlich, und so finden sich denn in Deutschböhmen Volksarten und Charaktereigenheiten, die, ohne der Einheit des Gesammtvolksthums wesentlich Eintrag zu thun, dem Volksleben einen besonderen Reiz der Mannigfaltigkeit und auch einen Grad besonderer

selbständiger Entwicklung verleihen, wie ihn kaum andere Volkstheile und Gebiete in diesem Maße besitzen.

In seiner Gesammtheit trägt der Volkscharakter der Deutschen Böhmens im Wesen alle Hauptzüge des Germanenthums in sich, das sich im Norden des Landes mehr nach der etwas strengeren norddeutschen, im Süden nach der weicheren Art des deutschen Donaugebietes entwickelt hat. Mehr hochgewachsene als gedrungene Männer, kernhaft, sehnig, dabei in der Regel behend und geschickt, mit ausdrucksvollen, in den Gebirgstheilen oft sehr markigen Gesichtern, blauen oder grauen, seltener dunklen Augen, mit blonden oder lichtbraunen — dazwischen auch öfter flachsfahlen und goldblonden — Haaren, sowie mittelgroße, wohlgebaute, mehr edel-schlanke als rundlich-beleibte Frauen — darunter viele von auffallender Wohlgestalt und selbst Schönheit der Gesichts- und Körperbildung — stellen den Hauptstamm des Volkes dar. Offene Herzlichkeit, wie sie überhaupt die südlichen Deutschen und vor Allem jene Österreichs auszeichnet, dazu aus alter Überlieferung gefestete Treue, Rechtlichkeit, echte Frömmigkeit, die selbst in den Wald- und Gebirgsgebieten selten mehr zur Bigotterie wird, tiefwurzelnde Liebe für Kaiser und Vaterland, sehr reger Familien- und Heimatsinn, doch dabei auch deutsche Wanderlust, die viele Tausende jährlich in die weite Welt treibt, um das Leben kennen zu lernen und sich fortschrittsfroh daran zu bilden, ernste Strebsamkeit nach geistigem und wirthschaftlichem Erwerb, Arbeitsfreude und Arbeitstüchtigkeit, Lebensklugheit und schaffende Umsicht, insbesondere große Zähigkeit und Ausdauer, männlicher Freimuth im Denken und Thun, Hochsinn und Gefühlskraft und hierauf sich stützende zielfeste persönliche Tapferkeit, treuherzige Gastlichkeit, die seltener als in anderen, besonders südlichen Gebieten in Leichtsinn und Verschwendung übergeht, Anstelligkeit, Pflichteifer und Verläßlichkeit, die besonders im Beamtenthum, wie anerkannt, so rühmlich hervortreten, endlich, was gewisse Gebiete betrifft, eine zum Theil erstaunliche Anschmiegungsfähigkeit der Bevölkerung an selbst sehr ungünstige Natur-, Orts- und Zeitverhältnisse und eine förmlich heldenhafte ausdauernde Genügsamkeit, besonders der Bewohner der Gebirgskämme, sowie der weniger fruchtbaren rauheren Hochebenen, zeichnen das deutsche Volksthum in Böhmen weithin charakteristisch aus.

Um das Eigenartige der Hauptvolkstheile im Einzelnen darzulegen, müssen wir nach den verschiedenen Hauptgebieten und Stämmen vorgehen. Die Natur, welche am ersten und meisten zu dieser Sonderentwicklung beigetragen hat, sei auch hier die berufene Führerin. Sie verweist uns auf die Eintheilung nach den Hauptgebirgen, Strömen und Flüssen, nach welchen sich zumeist die Volksansiedlung und Entwicklung richtete. Vom Böhmerwaldgebiete absehend, das an anderer Stelle zur Darstellung gelangt, beginnen wir unsere Überschau im Westen und Nordwesten des Landes mit dem ziemlich langhin

sich streckenden Flußgebiete der Eger, dem eigentlichen Egerlande; an dieses schließt sich, der natürlichen Gliederung nach, das Mittel-Egergebiet, der Saazer Hopfengau mit dem Hauptstock des Erzgebirges an. Der Endlauf der Eger führt uns ins deutsche Elbegebiet, in die Elbe-Landschaft (im Volksmunde an der Mittel-Eger das „Niederland" genannt), in den Leitmeritzer, Leipa- und Tetschner Gau. Den Grenzgebirgsausläufern nachgehend und von der Wasserscheide uns nach Nordost und Osten wendend, gelangen wir über die Rumburger und Warnsdorfer Grenzausbuchtung an Zwickau und Grottau vorüber in das Friedländer Gebiet und den Jeschken-Iser-Gau mit Reichenberg als herrschendem Mittelpunkt. Ost- und südostwärts weiterschreitend, gelangen wir zum Riesengebirge mit dem dichtbevölkerten, reichcultivirten Ober-Elbe-Gau und südwärts vorrückend zur Braunauer Grenzbucht, dem sogenannten „Braunauer Ländchen" bis zum Adlergebirge, wo sich der geschlossene deutsche Grenzring auflöst und in den einzelnen verstreuten Sprachbuchten und Sprachinseln von Grulich-Senftenberg, Landskron und in der von Mähren herübergreifenden Iglauer Einbuchtung endet, jedoch durch die zum Theil noch mit Deutschen bevölkerten Gebiete von Neuhaus, Bystritz und Wittingau die Verbindung mit dem deutschen Südböhmen und dem Böhmerwalde nothdürftig noch aufrechterhält.

Es ist eine in der Natur begründete Erscheinung, daß sich der Volkscharakter in den Gebirgsgegenden, hier und da auch in einzelnen, mehr für sich abgeschlossenen Flachlandgebieten eigenartiger, selbständiger entwickelt als in den dem Verkehr nach allen Seiten offenen und von regen Wechselbeziehungen mit den Nachbarn mehr beeinflußten Landstrichen. Solcher Gaue gab es in Deutschböhmen bis in die letzten drei Jahrzehnte noch manche, die seither infolge des stetig sich ausbreitenden Eisenbahn-, Handels- und Industrieverkehrs aus ihrer Abgeschlossenheit herauszutreten veranlaßt wurden.

Vor Allem ist hier das Egerland, Mittel-Egergebiet und Erzgebirge ins Auge zu fassen. Im Egerlande (Ober-Egergebiete) trugen ebensosehr die an sich ziemlich abgeschlossene geographische Lage als die ganze geschichtliche Entwicklung und Stellung dieses Gebietes mit seiner einstmals selbständigen freien Reichsstadt Eger zur Ausbildung der stark hervortretenden Eigenart dieses Landes- und Volkstheiles bei, der mit Rücksicht auf seine vor anderen hervorragende politische und culturgeschichtliche Vergangenheit bis in die neue Zeit an einem stark ausgeprägten heimatlichen Sonderbewußtsein festhielt. Der Egerländer Bauer und zum Theil auch der Bürger gehört bis heute, obschon seit Jahrzehnten die Dampfbahnen auch das Egergebiet durchkreuzen und der sich stetig mehrende Besuch der weltberühmten Badeorte Nordwestböhmens, sowie der damit verbundene große Fremdenverkehr unablässig zur Culturausgleichung und Uniformirung auch dieses Gaues beigetragen haben, noch immer zu den eigenartigen Volksgestalten.



Trachten und Volkstypen aus dem Erzgebirge (Reischdorfer Fuhrmann, Bergleute ꝛc.).

Der echte Egerländer vom alten guten Schlag ist eine tüchtige, kernfeste Bauernnatur, ebenso arbeitsstark als lebensfroh, meist rauh und derb nach außenhin, doch gut und gediegen im Innersten. Insbesondere der richtige Bauer des Egergebietes ist eine Art Volksedelmann, dessen Geschlecht, oft jahrhundertelang auf einem und demselben Hofe sitzend, mitunter sehr stattliche Stammbäume aufweisen könnte.

Der Menschenschlag im Erzgebirge ist durchschnittlich mittelgroß, hager, sehnig und gelenkig, der Typus ein ausgeprägt deutscher. Die Mädchen und Frauen leiden in neuerer Zeit durch die zunehmende Hausindustrie an ihrer körperlichen Frische. Der Bewohner des Erzgebirges hat mit dem Egerländer unter anderem gemeinschaftlich: die etwas derbe biedere Art des Umgangs, den Freimuth, die Schaffens- und Lebensfreude, die manchmal auch zu sorglos wird, die tief wurzelnde Anhänglichkeit an seine nächste Heimat.

Der Egerländer ist durch seinen kernhaften, geschichtlich begründeten Heimatsstolz, der Erzgebirger durch die oft der härtesten Noth und Entbehrung trotzende zähe und rührende Liebe zu seinen auf den Höhen im Winter so unwirthlichen Heimatsbergen berühmt geworden. Im übrigen thut sich der Bewohner der Erzgebirgszüge durch seine besondere Geschmeidigkeit, Findigkeit und Geschicklichkeit hervor, die sich den ungünstigen Orts- und Wirthschaftsverhältnissen anzubequemen weiß. „Klare Köpfe, feste Hände, Elasticität der Glieder, leichter Sinn, Neigung zur Kunstfertigkeit, daran erkennt man die Erzgebirger", urtheilte der Volksschriftsteller Dr. Ferdinand Stamm, ein Kind des Erzgebirges wie Stifter des Böhmerwaldes. Im Wesen ist einem großen Theile der Erzgebirgsbewohner, insbesondere nächst den alten berühmten Erzbergwerk-Stätten und den neuerschlossenen Kohlenbergwerken, der Bergmannscharakter bis heute verblieben, der Fleiß und Ausdauer, Genügsamkeit, Ehrlichkeit, Frömmigkeit und Aberglauben in sich schließt. Bei einem anderen Theile tritt ein bemerkenswerther Kunstsinn hervor, der sich im Kunstgewerbe wie in Musik und Bildnerei bethätigt und in manchem sehr Beachtenswerthes leistet. Ist der Landbewohner an der Ober- und Mittel-Eger vor Allem ein tüchtiger Bauer, so entwickelte sich der Erzgebirger, freilich auch unter der Nöthigung der Verhältnisse, zu einem wahren Tausendkünstler. Er gräbt noch immer ein wenig nach Erzen, baut Korn, Flachs, Hafer, so weit es eben hoch oben geht, treibt Waldarbeit, Handel und Verkehr aller Art, mitunter auch ein wenig Pascherei, schmiedet Löffel, Messer und Gewehre (Weipert), betreibt Drahtmühlen und Blechhämmer, klöppelt zarte und grobe Spitzen, dreht Schnüre, fertigt Gorl und Handschuhe, drechselt und schnitzt die weitbekannten Holzspielwaaren, malt Bildchen, reist als Wandermusikant (Preßnitzer Harfenisten) durch alle Welttheile u. s. w. Diese vielseitige Beschäftigung hat auch den Charakter des Volkes in manchem beeinflußt, seine Grundanlagen bis jetzt jedoch nicht verwischt, und es ist von Interesse zu bemerken, daß selbst die am meisten im Verkehr mit anderen Gebieten stehenden Bewohner ihre heimatliche Eigenart sich erhalten haben. Als besonders charakteristische Volksfiguren galten von jeher (besonders bis zur Eröffnung der ersten Eisenbahnen in Nordwestböhmen, die dann den Frachtenverkehr an sich zogen) die Reischdorfer Fuhrleute, die Preßnitzer Harfenisten (Wandermusikanten), die Sebastiansberger (Paßberger) Schweine- und Gänsetreiber, welche den Überfluß Böhmens nach Sachsen verwertheten, die Bergknappen (Joachimsthal), das Gorl-Mädchen (Gorl-Maad), der Rußbütten- und Wagenschmiermann u. a. m. Vor Allem ist der Reischdorfer Fuhrmann, der früher fast ausschließlich den Fracht- und Handelsverkehr zwischen dem Mittel-Egergebiete und dem Erzgebirge und von Böhmen nach Sachsen in Getreide, Gurken, Obst u. s. w. vermittelte und weithin ob seiner Ursprünglichkeit berühmt war, eine typische Haupt- und Kerngestalt des Erzgebirge-Volksschlages, wenn er auch heute nicht mehr die frühere Bedeutung hat und meist nur noch



Volkstypen aus der Turnauer und Elbegegend.

den Obst- und Gurkenhandel und den Verkehr vom Unterlande nach dem Gebirge und nach Sachsen besorgt. Die Reischdorfer Fuhrleute waren wegen ihrer rauhen Biederkeit, ihres schlagfertigen scharfen Witzes, welcher der Bevölkerung Nordwestböhmens mehr minder ziemlich allgemein eigen ist, und wegen ihrer kernigen Grobheit allgemein bekannt, in der Regel auch beliebt und im fetten Saazer Flachland, der Kornkammer Böhmens, meist gern gesehene Gäste. Geradezu weltbekannt sind die erzgebirgischen Wandermusikanten aus Preßnitz und Umgebung, die in kleinen Gruppen von zwei bis zehn Personen meist mit Harfen und Geigen musicirend und singend ganz Europa durchziehen und auf mitunter jahrelangen Reisen nach Asien (Indien), Afrika (Egypten), und selbst bis nach Australien streifen. Auch hier war die Noth die erste Lehrerin. Als im Jahre 1812 ein großer Brand das Erzgebirgestädtchen

Preßnitz in Asche legte, unternahm die Preßnitzer Lehrerstochter Enzmann als erste Harfenistin mit mehreren anderen die erste Musikreise, und die harte Noth des Lebens trieb sodann immer neue Gesellschaften dazu, diesem Beispiel zu folgen, um sich durch Musik und Gesang, wofür das sonst frohsinnige Völkchen viel Neigung und Anlage hat, in der weiten Welt fortzubringen und dann mit dem verdienten Gelde wieder in das geliebte Gebirge zurückzueilen. Künstlerisch sehr hochstehende Männer haben für den Ruf und die Tüchtigkeit der erzgebirgischen Wandermusikanten bereits wiederholt literarisches Zeugniß gegeben. So Anastasius Grün in seinem Gedicht „Das Musikantendorf" (Es blinkt ein Dörflein in Böheims Land, d'rin, was da lebendig, ein Musikant) und Richard Wagner, der im „Lande der Harfenspieler und Straßensänger", wie er Deutschböhmen in seiner Novelle: „Pilgerfahrt zu Beethoven" nennt, von solchen wandernden Musikanten auf der Landstraße das Beethoven'sche Septuor spielen hörte und entzückt war „über die Reinheit und das tiefe Gefühl, wie selten von den meisterhaftesten Virtuosen".

Vom Erzgebirge weiter landeinwärts uns wendend, gelangen wir, das Duppauer Gebirge, das die Abdachung ins Flachland vermittelt, zur Rechten lassend, in die weiten fruchtbaren Egerebenen, ins mittlere Egergebiet oder Saazer Land. Im Norden und Westen von dem schützenden Gebirge umwallt, nach Süden und Osten offen, entwickelt es, durchströmt von dem hier schon stattlichen Egerfluß, dem Aubach, Goldbach und Assig-bach, eine hervorragende Fruchtbarkeit und beherbergt einen Volksschlag, der bereits wieder in manchem ziemlich merkbar vom Egerländer und Erzgebirger sich unterscheidet. Im Durchschnitt etwas kleiner, jedoch gedrungener im Körperbau, ist der Bewohner des Mittel-Egergebietes, sowie er auch weniger sehnig und kantig erscheint und meist etwas rundere Formen aufweist, auch um einiges milder und weicher in seinem ganzen Wesen als sein nördlicherer Nachbar des Gebirges und der Hochflächen. Die wärmere Luft, das weichere Wasser, der milde Boden bedingen auch einen dem entsprechenden Menschenschlag. Wer jemals von der Höhe des Kupferhübels, der eine berühmte, auch von Deutschland aus gern besuchte Aussichtswarte ins Saazer Land und bis zur Elbe bietet, an einem klaren Sommertage hinabschaut auf diesen reichen herrlichen weiten Gau, der wird den ganzen Charakter der Landschaft und ihrer Bevölkerung wohl rasch verstehen. Es liegt etwas innerlichst Anmuthendes, reizvoll Abwechslungsreiches, Mildfruchtbares und Herzliches in diesem schönen Landschaftsbild und Volksthum. Schon die Mundart ist eine viel weichere, rundere, feinere, anmuthende, herzlichere als jene in den oberen Gebieten. Eigenthümlich ist den Bewohnern des Saazer Landes die helle singende Sprechweise, die ziemlich weit und selbst bis ins Gebirge hineinreicht. Dieser weiche singende Ton und Stimmklang ist wohl vor Allem dem weichen Wasser und milden Bier zuzuschreiben, obschon er auch in den Charakteranlagen innerlich begründet ist;



Volkstypen und Trachten aus dem Planer Gebiet.

denn es ist eine leicht zu findende Thatsache, daß die mehr Wein und Most oder andere schärfere Getränke verbrauchenden Volksschläge in der Regel schärfere, weniger wohlklingende Stimmen besitzen. Daß dieses Gebiet auch hervorragende Sänger hervorbringt, beweisen die Beispiele der Opernsänger Gustav Walter, Eugen Gura, Richard Schüttky u. a. m. Der Charakter des Saazer Landschlages ist etwas weniger ausgeprägt als jener der Oberländer. Der Hopfen- und Weizenbauer, Acker- und Gewerbebürger an der Mittel-Eger ist im Durchschnitt etwas weniger sehnig als jener, sehr arbeitstüchtig, hellen Sinnes und Gemüthes, darum auch zu Frohsinn, Festfreude, Witz und Scherz, auch zu meistens gemüthvoller Spottlust und Neckerei geneigt. Die Fruchtbarkeit des Bodens belohnt

und stärkt die rege Strebsamkeit, fördert aber auch anderseits schon das Behagliche, Behäbige. Hier blühen Schaffens- und Lebensfreude harmonischer als in den meisten anderen Gebieten, gedeihen Frei- und Frohmuth, Herzlichkeit und Gastlichkeit, und dem thätigen, umsichtigen, fortschrittlichen und darum auch in der Regel verhältnißmäßig wohlhabenden Korn-, Weizen-, Hopfen- und Rübenbauer des Saazer Landes, insbesondere des Aubachthals, des Podersamer und Kaadener Bezirkes, merkt man es bald ab, daß er einer der tüchtigsten, gebildetsten und vorgeschrittensten Grundwirthe des Reiches ist, wenn er es auch in der Regel nicht mit dem selbstbewußten Eigengefühl zu erkennen gibt wie Bewohner mancher Nachbar-Gaue.

Einen anderen Übergang in ein nächstes Hauptgebiet der Volksart Deutschböhmens vermittelt, indem wir den theils an den Saazer Gau, theils an das Erzgebirge sich anschließenden, gleichfalls hochentwickelten Brüxer Bezirk durchschreiten, der Biela-Gau, der dem deutschen Elbegebiete vorgelagert ist.

Egerabwärts unterhalb Saaz in der Postelberger Landschaft, fast bis gegen die čechische Sprachgrenze hin, macht sich noch kein besonderer Unterschied geltend. Etwas selbständiger tritt der Dialect der Brüxer, Komotauer, Görkauer und Duxer Bezirke auf. Der helle singende Vortrag, die weichere Wortbildung und kurze Aussprache lassen etwas nach, das „r" wird schärfer betont. Die Leute an der Mittel-Eger sagen: diese Nachbarn „schnarren". Zwischen Brüx und Teplitz liegt die Dialectscheide. Eine ausgesprochene Eigenart erreichen Volksart und Volkssprache jedoch erst wieder im tieferen Elbegebiete, im Aussig-Leitmeritzer Gau und noch mehr in dem sogenannten „Niederlande".

Der Volkscharakter des Bewohners an der Elbe läßt sich (und dies gilt auch zum Theil vom Leipa-Gau) in der Hauptsache jenem der Bewohner des Saazer Landes (Mittel-Eger) angliedern. Die reiche, schöne, meistentheils ebenfalls sehr fruchtbare Natur, die auch den Elbe-Gau, besonders aber das Leitmeritzer Gebiet auszeichnet, der mit seinen Obstwäldern, Weinbergen, Gemüse- und Getreidefeldern in der That den ihm oft beigelegten Namen eines kleinen Elbe-Paradieses rechtfertigt, haben auch den deutschen Elbelandbewohner, hauptsächlich jenen der Thalniederungen hinsichtlich der Charakterentwicklung dahin beeinflußt, daß er der milderen Art in Sprache und Sitte sich zuneigte, welche durch Herzensgüte, Gastlichkeit, Thatfreudigkeit, Beweglichkeit, Rechtlichkeit, Arbeitsgeschicklichkeit, Betriebseifer und Bildungsfähigkeit hervortritt. Der wechselvolle lebhafte Verkehr auf und längs der Elbe, den die vielbefahrene Wasser- und die Schienen-Straße der Elbethalbahn vermitteln, trug seit längerem zur steten Erweiterung des Volksgesichtskreises im Allgemeinen, wie zur Erhöhung und Belebung der Volksbetriebsamkeit bei. Zu den besonders charakteristischen Volksfiguren gehörten die Schiffsbauern. Noch in den Siebziger-Jahren dieses Jahrhunderts hatte mancher Bauer an der Elbe von

Aussig-Leitmeritz bis Tetschen eine oder mehrere Zillen und Frachtkähne, auf welchen er eigenes und auch von Nachbarn und Anderen zusammengekauftes Getreide je nach den Verhältnissen aus- und einführte, bis es ihm infolge des mächtigen Aufschwungs der modernen Massenverkehrsmittel ähnlich erging wie den Reischdorfer Getreidefuhrleuten zu Lande im Erzgebirge. Aus dieser Zeit hat sich auch noch die charakteristische Volksdichtung: „Der Tetschner Schiffmon" (im Tetschner Dialect) erhalten, das mit den Worten beginnt:

Os ich vu drinten rufd'macht bi,
Begehnt mer Nazens Jörche,
Ar frözte mich: Wu gittr hie?
Ich sözte: Ais Deberche.

Ich weiß a Scheffl a zahne Karn,
Praismaß ich dort ze kriech'n,
's is nei grod 's Beste, 's is a ka Schmarn,
Ward's nende (nirgends) besser liech'n.

Nun sind seit Zunahme der Elbeschiffahrt im größeren Stil immer zahlreicher die berufsmäßigen Elbeschiffleute hervorgetreten, die auf zahlreichen Dampfern, Schleppern, Zillen, Kähnen u. s. w. jährlich Riesenlasten von Getreide, Kohlen (aus dem mächtigen nordwestlichen Kohlenbecken), Holz, Bausteinen, Ziegeln, Obst, Gemüse u. s. w. zwischen Böhmen und Deutschland bis ans Meer hin befördern und den Deutschböhmen zu vielen anderen Eigenschaften auch noch den Ruf tüchtiger Wasserfahrer verschaffen. Auch unter den Obstgärtnern, -Hütern, -Händlern und Winzern trifft man allerlei typische Gestalten im Elbegebiete von Leitmeritz bis Tetschen an.

Weiter nach Ost und Nordost vorrückend, gelangen wir zum Leipaer Gau „in die Leipe und Schlucke" (Leipa und Schluckenau); er bildet zugleich die Verbindung und eine Art Übergangscharakter zum Isergebirge und Riesengebirge, vom Elbe-Niederlande zu den Grenzbezirken und zur Hohen-Elbe mit dem Elbe-Quellgebiet. Dieses in den südlicheren und südöstlicheren Theilen noch ziemlich fruchtbare und naturschöne Gebiet gliedert sich in der Volksart dem Nieder-Elbe-Gau derart an, daß die südlicheren Bewohner dieser Landschaft im Wesen zu dem Charakter des Elbe-Gau-Volksschlages hinüberneigen, während die Mittel-, die Nord- und Ostbezirke, die allmälig rauher und weniger fruchtbar werden, den Typus der Grenzer, sowie auch manche ortseigene Sonderarten aufweisen. Im Rumburg-Warnsdorfer Landstrich nähern sich die Männer dem Gebirgsschlag; sie sind nicht mehr so beweglich, jedoch fester und stärker, die Mädchen rundgesichtig, frischer und kräftiger als im mittleren Flachland. Die natürliche Gliederung dieses Gesammtgebietes, das zahlreiche einzelne Berge, selbständige Kegel und Kuppen besitzt, begünstigt, ja bedingt eine gewisse größere Individualität in den Erscheinungen des Volkswesens. Hier hat sich auch seit langem ein verhältnißmäßig reiches Städteleben (meist auf industrieller Grundlage) entwickelt. Von Dauba und Hirschberg an bis hinauf zur Nordgrenze nach Rumburg und Schluckenau finden wir Stadt um Stadt (Böhmisch-Leipa, Haida, Zwickau, Sandau, Bensen, Böhmisch-Kamnitz, Kreibitz, Georgenthal, Schönlinde, Warnsdorf u. s. w.),

deren jede fast auch ihre Besonderheiten in der Erwerbs- und Volksthätigkeit hat und auch meist eine gewisse Individualität in Sprache und Volksweise besitzt. Im Allgemeinen ist festzustellen, daß, je höher und unfruchtbarer die Bodenlage wird, die gewerbliche und industrielle Betriebsamkeit, Lebenskraft, Fähigkeit und Findigkeit der Bewohner des deutschen Grenzgürtels Böhmens auch hier steigt, weil sie sich zu steigern genöthigt ist.

Eine bestimmte Individualität zeigt, wenn wir nach Osten fortschreiten, der Landstrich und Volksschlag, der die Stadt Reichenberg zum Hauptplatz hat, der Jeschken-Isergau mit dem Friedländer Gebiete und in ausgeprägter Weise das nach Südosten sich ausgliedernde und die Landesgrenze nach Preußisch-Schlesien bildende Riesengebirge mit der Braunauer Ausbuchtung und dem Adlergebirge. So wie dieses ganze Gebiet größtentheils von Sachsen und von Schlesien aus besiedelt worden ist und vermöge dieser Beziehungen und auch seiner natürlichen Lage nach (Abdachung nach Nordwesten) viel auf den Verkehr mit dem reichsdeutschen Grenzgebiete (Schlesien) angewiesen ist, so zeigt es sich auch in Dialect und Charakter hauptsächlich von dieser Seite her beeinflußt. Der Menschenschlag des Isergebietes ist mittelschlank und noch immer ziemlich kräftig, der des Riesengebirges wiederum bei Mittelgröße etwas mehr sehnig, starknochiger und hager. Die städtische Bevölkerung, besonders der zahlreichen Industriestätten des Reichenberger, Hohenelber und Trautenauer Bezirks, wie überhaupt Nordböhmens, hat in den letzten Jahrzehnten körperlich schon merkbar durch die Fabriksarbeit gelitten und dadurch eine größere Zahl schwächlicher, bleicher und verkrüppelter Leute erhalten. Dagegen sind die Kinder im Riesengebirge noch recht frisch und hübsch, sehr geweckt und nicht scheu. Unternehmungsgeist, Arbeitsamkeit, stramme Thatkraft, kernhaftes Durchgreifen und Ausdauer in Mühe und Kampf, Wirthschaftseifer, Sparsinn, ein gewisser gesunder Humor, Gefälligkeit im Umgang, besondere Eignung zu technischer und geistiger Ausbildung charakterisiren die Bevölkerung des Reichenberger Gaues, der es vermöge dieser seiner Vorzüge auch zu einer sehr vorgeschrittenen Stellung auf dem Industrie-, Schul-, Schrift- und Kunstgewerbe-Gebiete in Österreich gebracht hat. Der Riesengebirgsbewohner ist, in gewissem Sinne seinem Gebirge entsprechend, mehr ernst, still, thatkräftig, genügsam, bescheiden, naturgemäß dem Alten mehr anhänglich, ohne sich jedoch dem bessern Neuen andauernd zu verschließen. Die Härte der oft sehr rauhen und kargen Gebirgsnatur mit ihren schneereichen Wintern und überschwemmungsberüchtigten Sommern macht ihn noch zäher, ausdauernder, leiblich kühner, anderseits auch schlichter und in den ärmern Theilen selbst etwas gedrückt. Die zeit- und ortsweise ziemlich weithin sich erstreckende Abgeschlossenheit der zum Theil vereinzelt und verstreut im Gebirge liegenden Wohnstätten (Bauden) bedingt noch eine gewisse Sitteneinfalt, natürliche Gastfreundschaft, Dienstfertigkeit und Frohsinn, der sich hier jedoch zumeist in stiller Art für sich auslebt und nur selten

zum weitklingenden Liede und übermüthigen Jauchzer erhebt, wie wir dies in Süd-, West- und Nordwestböhmen finden.

An besonderen eigenartigen Volksgestalten hat das Riesengebirge, seitdem die Großindustrie und der stets wachsende Fremdenverkehr der Touristen und Sommerfrischenbesucher sich so sehr ausbreiten, daß sie die Vorherrschaft gewinnen und die ältere ländliche Gebirgswirthschaft immer mehr zurückdrängen, verhältnißmäßig sehr wenig mehr aufzuweisen. Von den bereits ganz modernisirten Fremden- und Bergführern absehend, wollen wir vor Allem der Gebirgsläufer, Hocken- und Faßträger gedenken, die von den Thälern, Hängen und Nieder-Bauden aus Wasser, Milch, Brot, Mehl u. s. w. auf eigenartigen Kraxen (Hocken) und in sogenannten Kälbersäcken in die Gasthof-Bauden, auf den Gipfel der Schneekoppe u. s. w. emportragen.

Trachten. Wie nach Volks- und Mundart, so unterschieden sich die Hauptgebiete Deutschböhmens sonst auch durch gewisse Besonderheiten der Bewohner, sich zu kleiden und ihre Wohnstätten anzulegen. Die Volkstrachten waren bis um die Mitte dieses Jahrhunderts noch ziemlich mannigfaltig und zum Theil auch selbständig. Zu den am meisten ausgebildeten und auch am längsten (bis in die Neuzeit) bewahrten ländlichen Trachten gehört vor Allem die Egerländer Volkstracht. Die ältere Tracht des Egerlandvolkes ähnelte einigermaßen jener der Altenburger Bauern in Deutschland. Der Männeranzug bestand aus weiten bockledernen Pumphosen, die unter den Knieen geschlossen wurden, einem braunen oder schwarzen Tuchrock (ohne Kragen) mit dichtgereihten hellen Metallknöpfen, derben Lederschuhen und Wadenstrümpfen, dem rothen Brustlatz mit Silberstickerei, ausgenähten, oft silbergestickten Hosenträgern, einem runden Filzhut mit schwarzem (bei ledigen Burschen rothem) Bande, das in Maschen endete, die man „Holzstoß" nannte. Unter dem Hute trugen besonders ältere Männer vom Handwerk noch grünsammtene Pelzmützen, mit Fischotterfell ausgeschlagen, oder statt des Hutes auch hohe Schoppmützen von drei bis vier Iltisfellen. Zur älteren weiblichen Tracht gehörten: ein schwarzer oder brauner Zeugrock, eine blaue Schürze, ein Schnürmieder mit Messing- oder Silberspangen, ein steifer Brustlatz mit Spitzen und Goldborten, ein enges kurzes Wamms und ein weißdamastenes straffes Kopftuch mit zwei links und rechts weitabstehenden Spitzen und dem sogenannten „Nebanitzer Knoten". Ältere Weiber trugen schwarze kugelrunde Pelzmützen.

Erwähnung verdient auch die etwas abweichende Ascher Frauentracht: vierschäftiger Leibrock, wattirter Unterrock und Pantoffeln und eine besondere Art der Kopfbedeckung, die Schlapphaube. In der Mitte des Ascher Bezirkes tragen die Frauen das breitgelegte, im nördlichen Theile das in schmalen Streifen zusammengefaltete Kopftuch. Die Männer dieses Gebietes bedienten sich im Winter einer eigens geformten Mütze,

des sogenannten „Sammtbartels“. In neuester Zeit verschwinden diese Trachten vollends. Bemerkenswerth ist die Vorliebe des Ascher Landvolkes für dunkle Farben.

Im Planer und Tachauer Gebiete hat sich bis in die neue Zeit noch die volksthümliche Frauentracht: enganschließende Sammt- oder Zeugjacke, das sogenannte „Häubl-“ (Hauben-) Tüchl und der reiche Sonntagsschmuck von Granaten- und Korallenschnüren mit den gehenkelten Kaiser-Ducaten als Hals- und Brustzierde in den letzten Resten erhalten. Dieses Ducatengehänge an Granatschnüren kam noch in den Sechziger-Jahren in den meisten Gebieten Deutschböhmens vor.

Eine volle Charaktergestalt, auch der Tracht nach, bildete seit langem der Obererzgebirger, vor Allem der Reischdörfer Fuhrmann. Zog er mit seinem schweren, mit einer großen Plache überdachten Rüstwagen mit den zwei, drei, oft auch vier hochständigen Rossen ins Saazer Land hinab, um Getreide einzuladen, so schritt oder fuhr er meist in kurzem dunklen Tuchkoller, darüber ein weites blaues Staubhemd, und in Lederhosen und hohen Aufzugstiefeln einher. Auch durften die lange, oft besonders ausgestattete Fuhrmannspeitsche, der weite mächtige Leder- (als Geld-) Gurt und der dampfende Ulmer Pfeifenkopf zum Ganzen nicht fehlen. Die meist langen kräftigen Gestalten mit den rauhen wetterfesten Filz-Cylinderhüten (darunter die schwarze Zipfelmütze) machten einen besonderen Eindruck. Die Sonntagstracht bestand aus dem fast bis auf die Füße reichenden braunen oder blauen Leibrock, mit Silberknöpfen und langen Schößen versehen. Die Frauen trugen weiße enganliegende Hauben, später auch die berühmten Goldhauben und Joppen mit Puffenärmeln, welche Tracht auch in den meisten Flachlandgebieten Deutschböhmens üblich war. In den offenen Landgebieten im Saazer Gau und im Elbe-Niederlande, wie auch in den nördlichen und nordöstlichen Industriebezirken Böhmens ist diese ältere einheimische Volkstracht bereits vollständig verschwunden und hat der nüchternen allgemein-städtischen Modekleidung den Platz geräumt. Selbst in den verschiedenen Museen der einzelnen Gaue finden sich nur wenige vereinzelte Überreste vor und nur die alten Familientruhen bergen da und dort noch die letzten Überbleibsel alter heimischer Volkstrachten. Auch im Riesengebirge finden sich nur noch schwache Erinnerungen an die einstige eigengebildete Tracht. Die älteren Gebirgsbewohner liebten einen festen meist dunkelblauen Tuchrock mittlerer Länge (der als Sonntagsrock oft ganze Geschlechter überdauerte), eine Weste aus gleichem Stoff und schwarze oder gelbe (rohlederne) Lederhosen; die Frauen einen grauen (seltener bunten) Wollrock, ein kurzes Tuchmieder mit steifem flachen Latz (eine Art Busenschild) und ein Leinenhalstuch und Brusttuch. Charakteristisch war die ältere Haartracht. Die Zöpfe wurden auf dem Scheitel derart aufgewunden, daß sie eine Krone oder das sogenannte „Nest“ bildeten. Die Mädchen gingen dabei meist barhaupt (so lange es nur die Witterung zuließ), die Frauen mit einer Haube aus weißem oder geblümtem Leinenstoff

gekennzeichnet. Als Überkleid für den Oberkörper diente oft noch eine kurze Zeugjacke von dunkler Farbe. Die Vorliebe für dunkle Stoffe ist auch hier zu erwähnen. Sie entspricht den Naturverhältnissen und dem ernsteren Sinn der Bevölkerung. Die Neuzeit, besonders die jüngsten zwei Jahrzehnte mit dem immer größer sich entfaltenden so raschen Massenverkehr und der so rastlos arbeitenden, dabei für den kurzen Gebrauch auch meist so billigen Mode-Industrie, die ja in Nordböhmen selbst so viele Hauptstätten besitzt, hat die alten heimischen Volkstrachten nun schon nahezu ganz verdrängt und nicht



Dorfanlage von Brunnersdorf bei Kaaden.

in Allem zum Vortheil der Landbevölkerung, die mit dem Aufgeben ihrer Eigentrachten immerhin einen nicht zu unterschätzenden Theil ihrer zu gediegener Tüchtigkeit beitragenden Charakterselbständigkeit eingebüßt hat.

Wohnstätten. Daß die Deutschen Böhmens, wo immer im Lande sie ihr Heim hatten, auch verständnißvolle, umsichtige, tüchtige Bauleute waren, beweisen ihre Wohnstätten in den verschiedenartigsten Gebieten, und zwar: die stolzen Bauwerke alter Klöster, Dome, Kirchen, Ordensballeien, Schlösser und Burgen, aber auch die so zahlreichen und ansehnlichen Städte, Marktflecken, die stattlichen Dorfschaften und Einzelhöfe früherer und neuerer Bauperioden bis zu den modernsten häufig geradezu großartigen Schulpalästen,

Museen, Theatern, Curstadtpaläſten und Rieſenfabriken! Der ſtark hervortretende Charakterzug der zähen, eiſernen Thatkraft und grundfeſten Gediegenheit, der dieſes Volksthum auszeichnet, kommt auch in ſeinen Wohnſtätten ebenſo zum Ausdruck wie ſeine echtdeutſche Gemüthsanlage in der Ortswahl und inneren Wohnungseinrichtung. Der elaſtiſche, ſo reg- und ſtrebſame Volksſtamm Deutſchböhmens fand ſich in allen ſo verſchieden gearteten Gauen des weitgedehnten Randgürtels zurecht und wußte ſich und ſein Wohnhaus allen Natur-, Orts- und den oft ſo wechſelnden Zeitverhältniſſen anzupaſſen; er ſiedelte ſich nicht nur in den fruchtbarſten fetten Flußthälern, ſondern auch auf den kargen unwirthlichen Hochflächen und den rauhen unfruchtbaren Gebirgskämmen an. „Nicht auf den griechiſchen Gebirgen“ — ſchrieb der verſtorbene erzgebirgiſche Volksſchriftſteller Dr. Ferdinand Stamm — „nicht in der Nähe des Olymps, nicht auf den Apenninen, Pyrenäen und Karpathen, ſelbſt nicht auf den Alpen, den höchſten Gebirgen Europa's, iſt die Anſiedlung der Völker (zum wirklichen gemeinſamen Culturbetrieb) am höchſten hinaufgedrungen, ſondern auf dem Kamme des Erzgebirges!“ Auf einer Höhe von über 3.000 Fuß (1.172 Meter Seehöhe) befindet ſich eine ganze Stadt, das betriebſame Gottesgab mit mehreren kleineren Ortſchaften auf dem hohen Erzgebirgkamm nächſt dem „Sonnenwirbel“ (Keilberg). Dieſer Volksſchlag ſcheut keine Höhe, er beherrſcht ſie; er fürchtet keine Tiefe der Erde und dringt in den Erz- und Kohlenſchachten auch 1.000 Meter und immer tiefer noch in das Erdinnere ein. Bei der Ortswahl und äußeren Anlage tritt die Stammesart deutlich hervor. Noch heute zeigen zahlreiche Dörfer den altgermaniſchen Charakter des Längen- und Gruppendorfes. Dies iſt beſonders in den Vorgeländen der Randgebirge und in den Gebirgsthälern der Fall.

In den Landſtrichen gegen das Innere des Landes zu, wo vor Zeiten die Slaven ſiedelten, iſt die Anlage der Ortſchaften eine mehr geſchloſſene. Die Gehöfte, beſonders in den Hügelgebieten und an den Waldhängen, ſind häufig ganz ſelbſtändig angelegt und ohne urſprünglich planmäßige Verbindung miteinander, juſt wie es der Deutſche von altersher nach Tacitus Berichten liebte, nach welchen der Germane dort ſeinen Sitz aufſchlug, wo ihm eben das Gefild, die Quelle, der Waldhain gefiel. Als bemerkenswerth iſt die häufige Anlage von Längendörfern hervorzuheben, wie ſie beſonders ausgeprägt in den Vorgeländen des Erzgebirges, in dieſem ſelbſt, im nordböhmiſchen Grenzgebiete bei Warnsdorf-Rumburg, ſowie im Aupa- und Elbethal (Trautenau und Marſchendorf [I. bis IV. Theil] bis Dunkelthal und Hohenelbe-Spindelmühle-Petersdorf) im Rieſengebirge, ferner im Jeſchken-Iſergau (Reichenberg-Maffersdorf u. ſ. f.) vorkommen. Dieſe Längendörfer, wie das einem Bachlaufe folgende Brunnersdorf, ferner Zuflucht, Wernsdorf (Bezirk Kaaden) bilden eine mitunter einen Kilometer lange einzige loſe offene Gaſſe von Einzelgehöften und Kleinhäuſern und erreichen, wie z. B. das über 3.200 Einwohner

zählende Reischdorf (im Erzgebirge) und Marschendorf im Riesengebirge die Bevölkerungszahl so mancher Kleinstadt. Warnsdorf zum Beispiel, die nun mit ihren 18.476 Einwohnern bereits die elfte Stelle unter den Städten Böhmens einnehmende Industriestadt, ist erst in den letzten Jahrzehnten aus einer Anzahl solcher Dorfschaften entstanden.

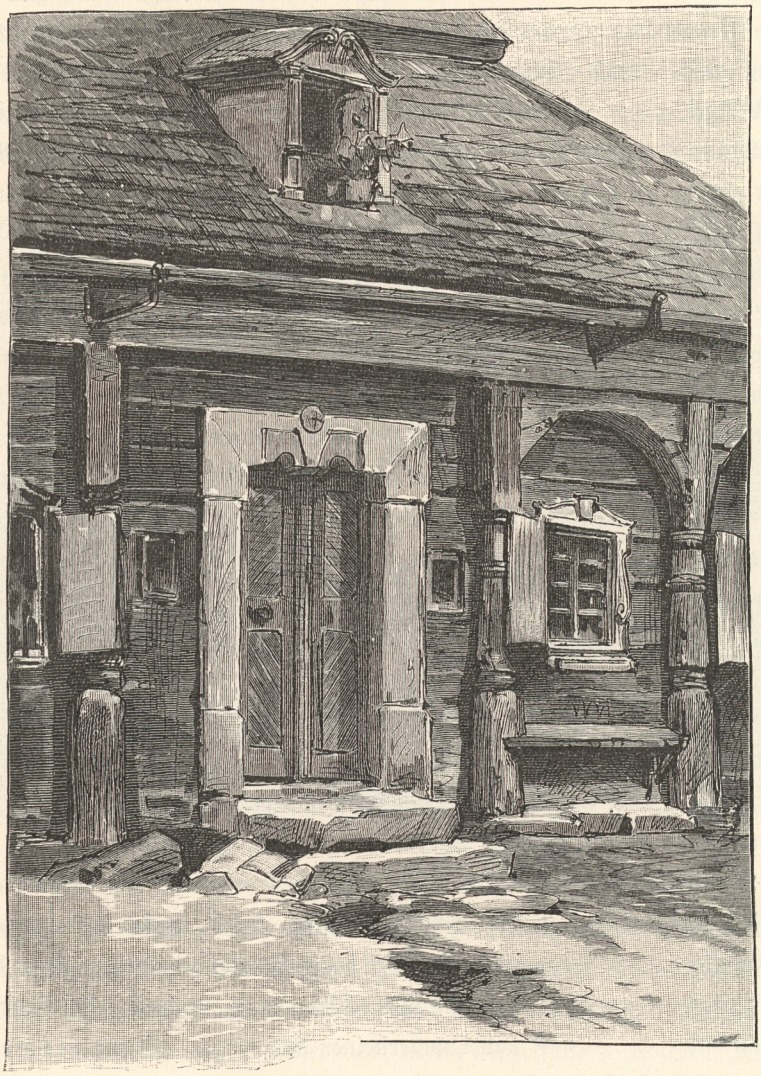
Die Anlage der Städte in Deutschböhmen fußt zumeist auf dem sogenannten Ringsysteme. Wo es die Bodengestaltung nur einigermaßen zuließ, finden sich stattliche Ringplätze (wie in Eger, Falkenau, Kaaden, Saaz, Preßnitz, Komotau, Brüx [drei Ringe], Görkau, Dux, Bilin, Leitmeritz, Aussig, Leipa, Tetschen, Rumburg, Reichenberg, Trautenau, Arnau, Budweis), die trotz ihrer Benennung von recht- oder viereckiger Form sind, mit hochgiebligen schmucken, oft auch architektonisch hervorragenden Bürgerhäusern und den charakteristischen „Vorlauben"-Gängen, die stellenweise den größten Theil der Ringplätze umsäumen und dem Stadtbilde, wie zum Beispiel besonders in Arnau, ein ganz individuelles Gepräge geben. Im Flachland herrscht seit einem Jahrhundert bereits fast allgemein der Steinbau nahezu ausschließlich vor, der sowohl im Stil der ansehnlicheren Bürger- und Geschlechtshäuser, wie in den Junkerschen und Schirndingerschen, den Typen reicherer Patrizierhäuser, dem Altrathhause und der interessanten sogenannten Stöckelgruppe in Eger eine ausgeprägt deutsche Eigenart bekundet und sich in manchem Baudenkmal, wie in der gothischen Domkirche zu Eger, dem Rathhaus und Spitzthurm in Kaaden, den Stadtkirchen in Saaz, Komotau, Brüx, Hohenelbe, dem einstigen Altrathhaus in Brüx (deutsche Frührenaissance), dem Kelchhaus in Leitmeritz, dem Rathhaus in Reichenberg und vielen anderen zu bemerkenswerthen architektonisch oder durch besondere Eigenart hervorragenden Leistungen emporgeschwungen hat. Zumeist ganz moderne, vorherrschend großstädtische Anlagen und Formen weisen die berühmten Curstädte Deutschböhmens: Karlsbad, Teplitz, Marienbad, Franzensbad und Johannisbad (Riesengebirge) auf, die infolge ihrer vielen internationalen Gäste und Verkehrsbeziehungen über den eigentlichen volks- und landesüblichen Architekturcharakter ihrer Umgebung in den letzten Jahrzehnten jäh hinausgewachsen sind.

Was die Wohnstätten der Masse des Volkes, der Landbevölkerung Deutschböhmens betrifft, so folgt die Hof- und Hausanlage in der Regel dem in Deutschland und Mitteleuropa überhaupt am weitesten verbreiteten fränkischen Typus, wie er sich am Rhein, in Mittel- und Süddeutschland, in Schlesien, in Steiermark und bis nach Siebenbürgen hin vorfindet. Im Flachlande und in den Flußthälern, wo die Ebene sich weitet und die Fruchtfülle ebenso ins Breitere und Reichere drängt als der behaglichere Sinn der Bewohner, herrscht die fränkische Anlage mit ihrem Gevierthof und der selbständigen Ausgliederung in Haupthaus und Nebengebäuden (Ställen, Speichern, Schupfen, Scheunen u. s. w.) fast ausschließlich vor. In den Gebirgsgegenden und in den ärmeren

Hochgebieten nöthigten die Orts- und Wirthschaftsverhältnisse die Siedler zur Form des altdeutschen Sachsenhauses, zum Einbau, der unter einem etwas breiteren und längeren Dache Alles: Wohnstuben, Fruchtkammern, Stall u. s. w. in sich schließt, wie dies theilweise im Erzgebirge und Duppauer Gebirge und besonders im Riesengebirge vorkommt. In den höher gelegenen Landstrichen, insbesondere in den genannten Waldgebirgen, ist auch der Holzbau noch häufig genug zu finden. Die Seitenwände der Steinhäuser, besonders jene an der Wetterseite, sind mit Schindelwandungen verkleidet, wodurch manche Gebirgsansiedlung, wie zum Beispiel Graßlitz, Neudeck, Preßnitz, Schmiedeberg, Joachimsthal, Gottesgab, Sonnenberg, Katharinaberg, Niklasberg (Erzgebirge) und die Ansiedlungen in den Riesengebirgsthälern der Aupa und Elbe u. s. w. ein eigenartiges Aussehen erhalten. — Der übrigens so warmhaltende, billigere und — vor Allem im Gebirge für menschliche Wohnungen so gesunde Block- und Fachwerkbau weicht in neuerer Zeit auch im höheren Gebirge immer mehr dem Stein- und Ziegelbau und fast nur noch einzelne, für sich mehr gesonderte Gebiete wie die Ascher, Rumburger und Braunauer Grenzbuchten und einzelne Erz- und Riesengebirgshochflächen bewahren noch die ehr- und denkwürdigen, patriarchalisch-charakteristischen Überreste der alten volksthümlichen Holzbaukunst Deutschböhmens in den Charaktertypen der alten landbürgerlichen Holzhäuser mit Vorlauben in Hohenelbe, Freiheit, Reichenberg, in den traulichen Weber-Blockhäuschen bei Georgswalde und Rumburg, sowie in den beachtenswerthen Denkmalen der alten evangelischen Holzkirche (Fachwerkbau) in Neuberg (Bezirk Asch), und der architektonisch und geschichtlich hervorragenden hölzernen Friedhofskirche in Braunau, dem aller Wahrscheinlichkeit nach ältesten noch erhaltenen Holzbauwerk solcher Art (reiner „Ständerbau" germanischen Ursprungs) in Österreich und Deutschland. Die Vorhallen und auch der Hauptbau (mit hohem Pultdach) sind in regelmäßigem Ständerbau aufgeführt, dessen wesentliche Kennzeichen für den Fachwerkbau im gesammten Riesengebirge als typisch gelten müssen.

Unter den Bauernhäusern lassen sich für alle Gebiete Deutschböhmens im Wesentlichen drei bis vier von einander mehr oder minder verschiedene Bauarten feststellen, die jedoch, fast sämmtlich noch aus älterer Zeit stammend, nun wie die alten charakteristischen Volkstrachten ebenfalls nach und nach der Neumode weichen müssen, ohne daß immer etwas Richtigeres und dem Volkscharakter Entsprechendes an ihre Stelle käme. In vorderer Reihe wie die Bürgerhäuser stehen auch die Bauerngehöfte des gesammten Egergebietes unter den Volksbauten Deutschböhmens. Das Altegerländer Bauernhaus, wie es zur Zeit noch in den Dörfern um Eger, besonders in Schlada nächst Eger und Franzensbad wohlerhalten anzutreffen ist, besitzt einen in Block- und Schrotbau, manchen Orts auch in Stein, ausgeführten Unterstock und einen in schmuckem Fachwerk- und

Riegelwandbau hergestellten Oberstock, dessen Balken- und Holzwerk roth oder dunkelbraun gefärbt von dem weißen Wanduntergrunde sehr gefällig absticht; ein mitunter ziemlich verziertes mittelsteiles Giebeldach mit einem Kreuz- oder Heiligenbilde im Giebelfeld



Typus eines Hauseinganges in Rumburg.

schließt das sich stattlich, malerisch und wohnlich darstellende Haus ab. Kleine Fenster, mit Blumenstöcken bestellt, und niedrige Thüren sind ihm eigen, öfter auch kleine Vorgärtchen und einzeln stehende stattliche Obstbäume. Die innere Einrichtung der Hauptstube besteht aus dem großen Familientisch in einer Ecke zwischen zwei Fenstern, wo auch das mit dem

„Geweihten" besteckte Kreuz und ein oder das andere Bild hängt; aus einfachen festen Bänken und Stühlen, den großen buntbemalten Truhen, welche die Wäsche und Leinwandschätze bergen und auch als harte aber gesunde Divans dienen, endlich dort, wo kein Raum für eine besondere Schlafkammer vorhanden ist, die in früherer Zeit meist zweispännigen Ehebetten. Der gewöhnlich ziemlich große freistehende Kachelofen mit dem Topfbret oder Glasschrank voll blanken Zinn-, Kupfer oder Thon- und Porzellangeschirrs gibt der ganzen schlichtgediegenen Stubeneinrichtung den rechten Abschluß und besonders im Winter eine gemüthvolle Traulichkeit. An das Wohnhaus schließt sich in der Regel im Recht- oder Viereck der geräumige Hof mit den Futterkammern, Ställen, Scheunen u. s. w. an. An der Mittel-Eger, im Saazer Flachland, finden sich ebenfalls noch manche Reste des alten Bauernhausstils dieser Gegend, so in Weitentrebetisch, Moor, Liebotitz (Aubachthal). Die im Riegelwandbau ausgeführten Oberstöcke weisen meist einfachere Balkenverbindungen auf als im oberen Egerland; dafür umgeben häufiger theils offene, theils holzvergitterte Oberstocklauben die innere Längenseite nach dem Hofe zu. Die Hofanlage ist im Wesen die fränkische. Der ergiebige Getreidebau erfordert große geräumige Scheunen mit hohen Tennen. Die Kleinbauern- (Halb- und Viertel-Huber-) und Handwerkerhäuser, wie deren noch in Willomitz, Radonitz, Weinern, Winteritz, in Otschehau (Goldbachthal) und an den Erzgebirgsgeländen bestehen, haben die Eigenart, daß sie straßen- und hofwärts einen Riegelwand-Oberstock (Halbstock) besitzen, jedoch auf der Rückseite das Dach bis auf den Unterstock niederfallen lassen. Eine Besonderheit waren die im Aubachgebiete einzeln noch vorkommenden Doppelhäuser, vollständig gleiche, miteinander durch den Haupteingang verbundene Hochgiebelhäuser mit zierlichem Fachwerk und hohen Pultdächern, wie ein solches sehr charakteristisches in dem ehemaligen Leeger-Hause und dem Franz'schen Hause in Willomitz bestand. In dem einen waltete und regierte der Sohn, im andern das im „Auszug" sitzende Eltern- oder Großelternpaar.

Im Elbe-Niederlande hat sich wenig Typisches erhalten. Im Leipa-Gau ist der Unterstock der Bauernhäuser vorherrschend aus Stein. Die an Basalt und schönem Sandstein so reiche Gegend um Leipa drängt förmlich dazu, Quadersteinbauten auszuführen, und so finden sich denn in manchen Dörfern Ställe, Scheunen, Haustheile, selbst Gartenmauern aus stattlichen weißen Würfel- und Quadersteinen ausgeführt und darüber oft genug ein sehr einfaches Strohdach, daneben ein Holzblockhaus. Auch ganze Ställe und Schupfen in Stein gehauen, wie in Neuschloß und in der „Karbe", kommen hier vor. Die Öfen in den meist ziemlich großen Bauernstuben haben überdachte Platten und gleichen selbst ganzen Häuschen. Zwischen Tisch und Ofen, wo sonst das Spinnrad stand, schnurrt jetzt die moderne Nähmaschine; nur in einem Dorfe bei Rumburg fanden sich in einem Einbau-Bauernhause (Sachsenstil) beide — noch friedlich nebeneinander! Die im Unterlande

beliebten Oberstock-Lauben kommen auch hier noch vor. Eine besonders malerische Rundbogen-Veranda befindet sich an dem Gauler'schen Bauernhause bei Neuschloß. Als selteneres Vorkommniß ländlicher Architektur ist das ebenfalls in Neuschloß zur Zeit noch bestehende dreistöckige Bauernhaus hervorzuheben, das aus Unterstock, Oberstock und einem Dachstock besteht. Ganz eigenartig stellen sich die Volkswohnstätten zur Zeit im Warnsdorf-Rumburger Gebiete dar. Hier stoßen patriarchalisch Altes, schlicht Ländliches und modernst Städtisch-Industrielles oft frappirend aufeinander und bilden ein seltsam anmuthendes Übergangs-Bunterlei. So steht zum Beispiel am Mandau-Ufer (Warnsdorf)



Der Ringplatz von Komotau.

manches einstige Bauernhaus, das, unten im Block-, oben im Fachwerkbau errichtet, sich mit einem modernst-gefälligen Schieferdache, zierlich verschieferten Giebeln, Blitzableitern, alterthümlich-kleinen Fenstern und ... modernsten großstädtischen Spiegelscheiben darstellt! Auch finden sich Strohdächer mit Schiefersaum, leichte Eindeckungen mit Theerpappe, alterthümliche mosige Holzdachwerke und neueste elegante Schieferdächer hart nebeneinander. Alt und Neu, Altbauerndorf und modernste Industriestätte greifen hier fast allenthalben ineinander! Ein uraltes kleines mosiges Dorfblockhaus steht neben dem hohen stattlichen steinernen Fabrikspalast, dort eine prächtige großstädtische Villa, hier das Pochen, Schnarren und Klatschen eines letzten einsamen Handwebstuhls in niederer Hütte, dort das Surren, Brausen der Großfabrik, der Pfiff der Locomotiven- und Dampfkesselpfeifen und dazwischen

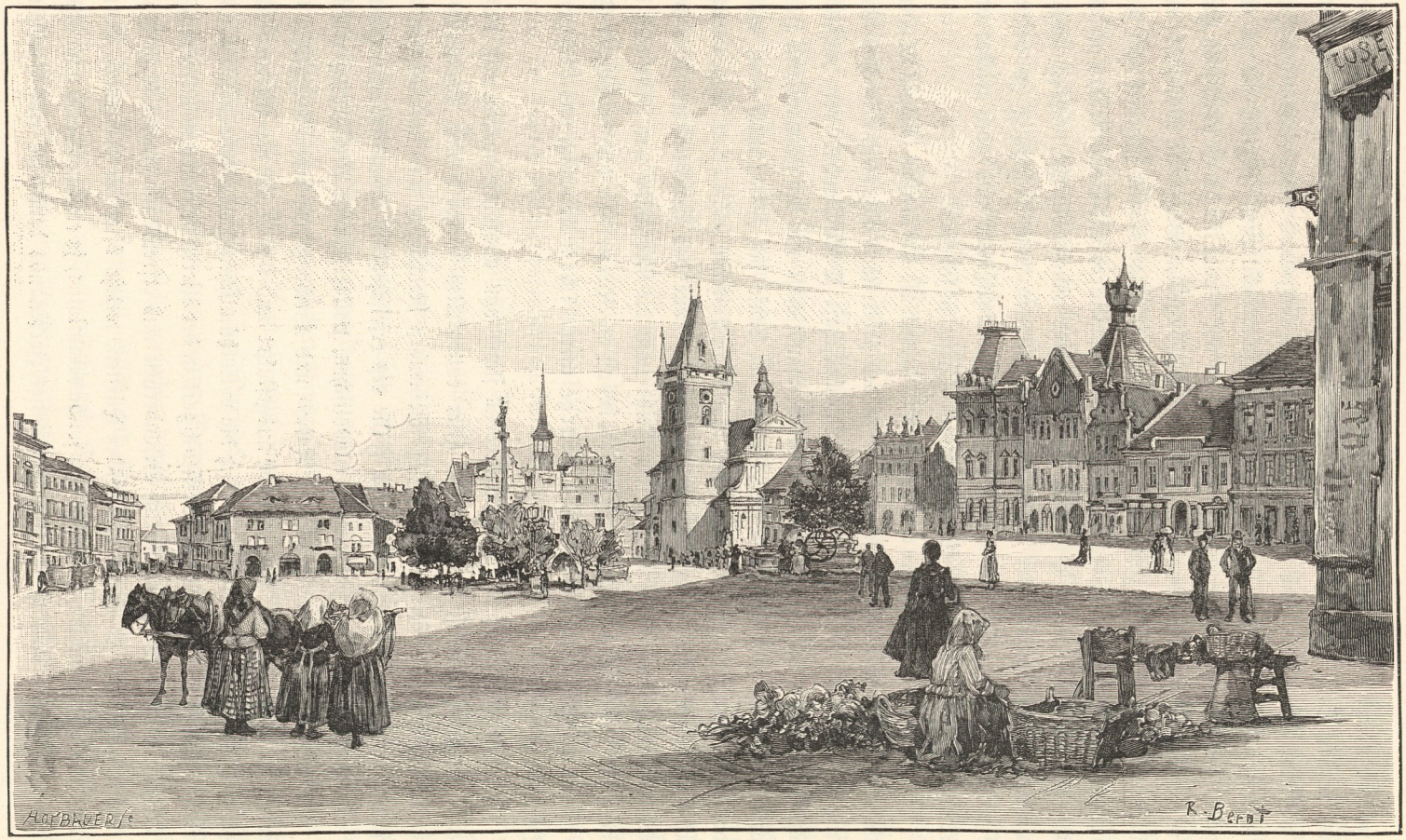
der schlicht-bescheidene Taktschlag ländlicher Drescher! Das sind die lebensvollen starken Gegensätze der bewegten Übergangszeit dieser Gegenden! Näher nach Rumburg zu, der geschätzten Stätte der Leinenhandweberei, werden die Blockhäuschen mit den darin rastlos pochenden und klatschenden Handwebstühlen immer häufiger. Der Sinn für Sauberkeit und Nettigkeit auch betreffs des Äußeren der Wohnstätten und die Neigung und Begabung zum Malerischen wächst, je mehr man nach Norden und Nordosten fortschreitet. Bethätigt der Deutsche in West- und Nordwestböhmen mehr Vorliebe und Talent für Gesang, Musik, Volksdichtung u. s. w. und bringt hervorragende Sänger- und Musiker hervor, so ist der Nord- und Ost-Deutsche Böhmens mit entschiedener Anlage dem Malerischen zugethan und stellte bereits manchen tüchtigen Maler und Bildner in die Reihen der Künstlerschaft. Das hervorstechende bildnerische und malerische Talent zeigt sich nicht blos in der äußeren farbigen Ausschmückung der Wohnstätten, sondern auch in dem bemerkenswerthen Kunstsinn, der in den Heiligenbildern, Statuen, Grabsteinen u. s. w. insbesondere in Warnsdorf zu Tage kommt. Weiter östlich, im Riesengebirge, nimmt dieser Sinn für das Malerische noch zu. Die sonst einfachen Holzblockhäuschen und Bauden in den Thälern der Ober-Elbe und Aupa sind häufig durch zwei bis vier Farben ungemein gefällig und zierlich-malerisch herausgeputzt, ja ein Kleinhaus zwischen Hohenelbe und Harta ist sogar mit volksthümlicher schlichter Handmalerei an der Außenseite geschmückt. Erwähnt sei auch die Sitte der Hausprüche. An einzelnen Häusern zwischen Hohenelbe und Spindelmühle finden sich auf Tafeln an der Vorderwand unter anderen folgende Hausprüche: „Wenn Haß und Neid brennten wie das Feuer, So wären die Kohlen nicht halb so theuer"; „Das ist das Beste auf der Welt, daß Tod und Teufel nimmt kein Geld, sonst müßt manch' armer Geselle für den Reichen in die Hölle"; „Furchtbar rächen sich Lügen auf Erden, wenn sie zur schrecklichen Wahrheit werden." Die Wohnstättenanlage, die bei Georgsthal und Kreibitz gegen das innere Land zu sich wieder mehr den Gruppen- und Haufendörfern und vom Blockbau dem Fachwerk- und Steinbau zuwendet, geht in den Riesengebirgsgebieten abermals zu den Längendörfern und Einschichtbauden über, die sich kilometerweit in den Thalungen hinziehen oder in losen Siedelungen über die Berghänge und an den Waldgeländen weithin verstreut liegen. Der einfache Blockbau der Grenzgebiete Nord- und Ostböhmens erstreckt seine Herrschaft auch bis in den Jeschken-Isergau, wo der einfache Unterstock mit ziemlich steiler, tief herabreichender Dachung in älterer Zeit maßgebend war. In den reicheren Städten, in Trautenau, in Hohenelbe und Reichenberg erhob sich dieser Blockbau, zum Theil in Vermischung mit dem Riegelwandbau, bis zu mehrstöckigen, in schönen Verhältnissen ausgeführten malerischen Giebelhäusern mit zierlichen Holzsäulen-Lauben, wie deren heute noch in einzelnen interessanten Überbleibseln in den genannten Städten erhalten und bewohnt sind. Dem Typus des meist stattlichen Bauernhauses und Hofes fränkischer Anlage

im fruchtreichen Westböhmen steht in Ostböhmen, besonders im Riesengebirge, die durchschnittlich weit einfachere und kleinere bäuerliche Wohnstätte des Landwirthes als Einbau (nach altsächsischer Art) gegenüber. Im Riesengebirge, wo der Landmann mit schwierigeren Natur-, Boden- und Raumverhältnissen zu rechnen hat und mehr Viehzüchter, Hirte, Waldbauer und Hausindustrieller sein muß als Fruchtbauer, zeigt auch der Hausbau seine dem entsprechenden Besonderheiten. An grasreichen Abhängen der Berge, nächst Quellen und Bächen, wo eine kleine Heerde Nahrung und Trank fand, errichtete das alte Hirtengeschlecht des Riesengebirges am liebsten seine einfachen Wohnstätten, die in Bauart und Größe im ganzen Riesengebirge einander gleich sind und den Namen „Bauden", und zwar Winter- und Sommerbauden führen, welche letztere, etwas leichter und einfacher, nur im Sommer bewohnt werden und als die Sennhütten des nordostböhmischen Hochgebirges zu betrachten sind.

Die Unterlage bildet häufig eine Steinaufmauerung, auf welcher sich das Holzhaus in der Regel im Blockstil als Einbau erhebt, das heißt Wohnstuben, Stall, Milchgrube, Schupfen u. s. w. unter demselben Dach vereinigt. Der Hausboden, meist von außen durch eine Holzstiege zugänglich, dient zugleich als Heu- und Futterscheune und als Schlafraum für Kinder und Gesinde. In neuerer Zeit wird der Stall an der Ober-Elbe öfter auch rückwärts, jedoch stets als ein mit dem Wohnhaus eng verbundener Quer- oder Hinterbau ausgeführt. Holz- und Bretterverkleidungen schützen die inneren Räume gewöhnlich innen und außen vor der Strenge der Gebirgs- und Hochgebirgswetter. Im Allgemeinen charakterisirt diese Bauden eine augenfällige Einfachheit und Nüchternheit (dabei jedoch auch Sauberkeit und Gefälligkeit) in Stil und Ausstattung, wie dies der ganzen Natur und dem in manchem ernsteren Wesen der Bewohner entspricht. Der ganze äußere Luxus des Baues besteht hier und da in einer kleinen Gallerie (Halblaube) an der Vorderseite einer auf dem Abhang stehenden Baude. Die Sommerbauden liegen weithin zerstreut, die Winterbauden zum Theil wenigstens einigermaßen dorfmäßig zusammengegliedert; sie verrathen in manchen Fällen in ihren gemeinsamen Ortsbenennungen noch deutlich die Art ihrer Entstehung und den Namen der ersten Ansiedler, wie zum Beispiel Krausebauden, Rennerbauden und andere mehr. Die innere Ausstattung und Einrichtung ist ebenfalls durchschnittlich schlicht und kernfest. Ein weißer Ahorntisch in der Fensterecke, darüber Kreuz und Heiligenbild, einfache Holzbänke und Stühle an den Wänden, Bettstelle, Topfbret, Geschirrkasten, die üblichen Geräthschaften zum Butter- und Käsebereiten, der Kachelofen mit eisernen oder kupfernen Siedekesseln, Alles durchschnittlich rein und ordentlich gehalten, bilden den gewohnten Hausrath. In neuerer Zeit ist durch die rasche Zunahme und Ausbreitung mannigfacher Hausgewerks- und Industriethätigkeit, sowie durch den regen Fremdenverkehr manches Neue und Städtische in die Riesengebirgsbauden gedrungen.

Die Thalungen und Gehänge an der Ober-Elbe und Aupa werden immer dichter besiedelt, der moderne Steinbau und Villenstil dringt vor und an Stelle der bäuerlichen Holzbauden treten moderne Wohnstätten, die den neuen Industriebetrieben und Lebensverhältnissen dienen und auch hier dem Ganzen den Charakter des Überganges verleihen. Erwähnt sei noch, daß die Triebkraft der vorbeirauschenden Wässer mitunter durch sinnreiche und geschickte Vorrichtungen dazu benützt wird, Schleifsteine, Treibräder und ab und zu auch Kinderwiegen in Bewegung zu erhalten.

Die Wahrnehmungen aus der Gesammtübersicht über die Volkswohnstätten und deren neuere Entwicklung drängen den Beobachter schließlich zu einigen kurzen Schlußbemerkungen. Die Erfahrung lehrt, daß die verschiedenen Volksgebiete in den deutschen Hauptgauen Böhmens seit jeher ihre, der Naturumgebung und dem Charakter des Landes und Volkes entsprungenen und zweckmäßig angepaßten Baustile besaßen, die ihnen nun die Neuzeit größtentheils schon genommen hat. Die Wohnstätten des Bürgers und Bauers in Deutschböhmen haben sich in demselben Maße bereits modern vernüchtert, der früheren Charaktereigenthümlichkeit und oft so poetischen, gesunden Eigenart entäußert, da gerade in Deutschböhmen — von der Reichshauptstadt abgesehen — der Fortschritt des neuen Verkehrs- und Industrielebens in Österreich am raschesten und größten vor sich ging. Die neuen Bürgerhäuser in den Mittelstädten sind heute durchschnittlich größer, heller, luftiger, darum auch theilweise gesünder, in manchem auch bequemer, doch sind sie auch der Menge nach viel nüchterner, schablonenhafter, fabriksmäßiger geworden und entbehren des Reizes und Vorzuges der bestimmten Eigenart früherer Zeit. Übrigens zeigen sich auch bereits wieder manche Ansätze zum Besseren. Das deutsche Bauernhaus in Böhmen dagegen befindet sich derzeit in einem wenig befriedigenden Übergangsstil. Man hat den alterprobten, für einen Gau und Volksschlag seit langem passenden charakteristischen Baustil verlassen und vermochte bis jetzt nicht das entsprechend Richtige an dessen Stelle zu setzen, sondern überträgt geistes- und handwerksbequem einen gewissen flach-nüchternen niederstädtischen Durchschnittsstil gewöhnlichster Art auch auf die Bauerndörfer. Diese nicht zu billigende Bauweise ist besonders in den wegen ihrer größeren Fruchtbarkeit wohlhabenderen Flachlandgebieten an der Eger und Elbe, zum Theil auch in den nordöstlichen Industriebezirken herrschend geworden. In manchen kleinen Dorfschaften des Saazer Landes und ziemlich weit eger auf- und abwärts, auch auf dem Hopfenboden längs des Goldbachs, an der Nieder-Elbe u. s. f. stehen heute ganz städtische Bauernhäuser mit breiten Straßenfronten und allem städtischen äußerlichen Putz. Der Einsichtsvolle kann sie weder ländlich-passend und bäuerlich-praktisch noch charakteristisch nennen. Die oberen Wohnräume stehen meist leer oder die Zimmer werden zur Noth als Getreidespeicher benützt, da es unten an Raum und zweckmäßiger Eintheilung des Gehöftes fehlt. Hier ist eine entschiedene Anregung zur Wendung dringend geboten.



Der Ringplatz von Leitmeritz.

Bauernhaus und Hof dürfen nicht gedankenlos verstädtert werden. Sie verlangen jederzeit ihren eigenen Stil. Er wird sich, der Neuzeit angemessen, wenn durch entsprechend dafür vorgebildete Baumeister auch auf dem Lande darauf hingewirkt wird, einfach den Hauptbedürfnissen des Betriebes und den Orts- wie Zeitverhältnissen folgend, bis zu einem gewissen Grade auch unschwer finden lassen. Sind nur einmal für die verschiedenen Hauptgebiete: Getreideland der Ebene, Hopfenland und Obstgebiet, Berg- und Waldland, einige wohldurchdachte, möglichst zweckmäßige, allgemein gefällige Muster gegeben und würde einigermaßen planvoll das Interesse hierfür bei Baumeistern und Baubestellern gefördert, so könnte bald Wesentliches geschehen, um die jetzige unbefriedigende, vielfach schädliche gedankenlose Bauführung der bäuerlichen Wohnstätten noch rechtzeitig zu beseitigen und wieder bessere, der neuen Zeit würdige, zweckmäßigere und auch wieder volkscharakteristischere Wohnstätten für Bauer und Bürger zu schaffen!

Volkssitten und Bräuche. Böhmen ist reicher als die meisten übrigen Länder an Volkssitten, Bräuchen und Liedern; denn zu den zahlreichen allgemein-deutschen Volksübungen, die hier infolge der nahen Nachbarschaft Deutschlands, der vielfältigen Wechselbeziehungen und der engen Stammesverwandtschaft mit den germanischen Hauptstämmen Eingang und Pflege fanden, kamen im Laufe der Zeiten auch noch manche landes- und stammeseigene des deutschen Volkes in Böhmen selbst. Der ungewöhnliche Reichthum des Stoffes bringt es mit sich, daß hier nur das Wesentlichere übersichtlich erwähnt werden kann. Es sind nun der Reihe nach die Gebräuche und Feste aus dem Familienverhältniß, sodann das Volksleben im Naturjahr und endlich die Feste und Sitten mit geschichtlichem und culturgeschichtlichem Ursprung und Untergrund in Betracht zu ziehen.

Im Mittelpunkt des Familienfestlebens stand von altersher naturgemäß das so wichtige Familienereigniß der Hochzeit. Hier entwickelten Gemüth und Phantasie des regsamen Volkes einen fast unerschöpflich scheinenden Reichthum an sinnbildlichen und ausschmückenden Gebräuchen, die ganze Fülle des erfrischenden, gesundkräftigen Humors und eine große Begabung zur poetisch-symbolischen, volksreligiösen Verklärung, wie dies nur noch bei den zwei Hauptfesten des Natur- und Kirchenjahrs, dem Weihnachts- und Osterfest, zu beobachten ist. Am reichsten ausgestaltet und bis in die Neuzeit verhältnißmäßig auch am besten erhalten haben sich die volksthümlichen Hochzeitsbräuche im oberen Egerland. Eine Egerländer Bauernhochzeit in der älteren vollkommenen Form zählte seit langem weithin als sehenswerthe Besonderheit und erfreute sich eines solchen Rufes, daß auf Wunsch und zu Ehren regierender Fürsten, welche öfter die berühmten Curorte Deutschböhmens aufsuchten, zuweilen eine solche veranstaltet, ja einstmals auch vom Egerer Stadtmagistrat aus Anlaß der Krönung Kaiser Ferdinands demselben eine Egerländer

Hochzeit in Prag vorgeführt wurde und besondere kaiserliche Anerkennung errang. Die Einleitung zur Hochzeit geschieht im Egerlande wie auch in den meisten übrigen Gebieten Deutschböhmens nach der „Anrede", „Aariding" (Werbung) mit den Vorbesprechungen, dem sogenannten „Leihkauf," wobei meist ein als Vertragsvermittler wie als Lustigmacher gleich geschickter Beihelfer („Procurator") eine Hauptrolle spielt und die Parteien der Braut und des Bräutigams über Mitgift u. s. w. einigt. Es dauert manchmal acht bis zehn Stunden, bis Alles „in Richtigkeit" gebracht ist. Hierauf erfolgen die in der Regel ziemlich langen und kunstvoll gefaßten, oft auch gereimten, Anreden des „Procurator". Ist der „Leihkauf" gerathen, so beschließt ein fröhliches Mahl bei Musik und Tanz den Verlobungstag. Im Tachauer, Daubaer und Saazer Gebiete nennt man diese Feier „das Versprechniß", in Ostböhmen „die Zusohging". Hierauf ist es die Hauptsorge der Brautmutter, die „Firting" (Ausstattung) für den möglichst stattlichen „Kommawogn" (Saazerland), „Plunna- (Plunder-) Wog'n" (Oberegerland), „Brautfuder" (Elbeniederland), „'s Gerille" (Dauba) fertig zu bringen, wobei die „Tuatn"-Frauen (Pathinnen) fleißig mithelfen und die sogenannten „Tuatn"-Polster (Federkissen) fürs Brautbett beisteuern.

Am Hochzeitstag selbst, meist am Dienstag, denn die richtige Hochzeit muß am „Irda" (Dienstag) sein, wird die Braut vom Brautführer oder Bräutigam aus der Kammer geführt. Hierbei mußte er früher stets als „Haftelgeld" fünf bis zehn Thaler erlegen (das altdeutsche Brautkaufgeld!). Der Hauptschmuck der Braut besteht im Egerland im sogenannten „Glockenbändel" (ein Lederstreifen mit Messingsternen, an denen kleine Metallschildchen frei herabhängen) und der „Brautkrone" (in der Planer Gegend und im Riesengebirge auch „Nest" genannt), die aus Kunstblumen und Goldflitter gefertigt wurde. In neuerer Zeit hat besonders im Flachlande (Mittel-Eger und -Elbe) der städtische Brautkranz den alten volksthümlichen Brautkopfschmuck schon größtentheils verdrängt. Nachdem die Eltern das Brautpaar gesegnet, setzt sich der Hochzeitszug zur Kirche in Bewegung. Voran schreiten unter Pistolenschüssen die Musikanten (Dudelsackpfeifer im Egerlande), denen der Bräutigam folgt. Er trug sonst, und zwar zu jeder Jahreszeit „Fükksahandschka" (Fuchspelzhandschuhe), eine Otterfellmütze und den Rosmarinstrauß. Ihm schließen sich seine männlichen Sippen mit rothen Seidenbändern an Hüten und Stöcken (Tepl, Plan, Tachau) an. Hierauf kommen: der Procurator, der Brautführer, die Braut (die dabei im Schuh ein Silberstück, in der Tasche ein Stück Brot trägt), die Kranzeljungfern, Geschwister und weitere Verwandte. Braut und Bräutigam dürfen sich auf dem Wege zur Kirche nicht umsehen, damit sie die Ehetreue halten. Regnerisches Wetter beim Traugang bedeutet Glück und Reichthum, Wind, der die Äste bewegt, Unfrieden in der Ehe und — Schläge! Schon beim Verlassen der Kirche beginnt manchmal das Aufhalten des Brautzuges durch über den Weg gespannte Schnüre, Stricke,

Strohbänder u. s. w., das sogenannte „Fürziehen“ (Egergebiet), „Schnurhalten“ (Aussig), „Verschnüren“ (Hohenelbe), und der junge Ehemann muß den Weg durch Auswerfen kleiner Münzen frei machen. Bei dem Gehöfte des Bräutigams wird die junge Ehefrau von einer weiblichen Verwandten desselben vor der geschlossenen Hausthür mit einem Willkommentrunk empfangen. Die Braut leert das Glas und wirft es derart hinter sich, daß es zerschellt, um solcher Art mit ihrer Vergangenheit als Mädchen abzuschließen. (Überrest der alten Trankopfer.) Fällt das Glas nicht in Scherben, so muß es der Nächststehende rasch zertreten, damit sie Glück habe. Im Hause selbst muß die junge Bäuerin zuerst einen Laib Kornbrot anschneiden (Fruchtehrung). Dieser Anschnitt („Oberrampftel“ im Egerland, „Aufschnittl“ im Saazergau und Erzgebirge) wird von den jungen Eheleuten als ein Glückspfand aufbewahrt. Sodann führt man die Jungbäuerin dreimal um den Tisch und um das Haus und setzt sie zu Ende an den neuen Herd, damit sie heimisch werde und Besitz nehme vom neuen Eigenthum. Bei diesem Rundgang muß sie über kreuzweise gelegte Rechen, Sicheln u. s. w. steigen (Arbeitsehrung und -Segnung). Der Ehrentanz auf der Dreschtenne beschloß in früherer Zeit diesen ersten Theil der Hochzeitsfeier.

Zum Wichtigsten gehört natürlich auch das Hochzeitsmahl. Hierbei hat der „Procurator“ (Egergebiet), „Altvater“ oder „Dariswart“ (Niederelbe—Aussig—Leitmeritz u. s. w.) „Plampatsch“, „Plumpatsch“ (Plan, Tachau), „Huckstbietner“ (Reichenberg), „Plaudermann“, „Plampatsch“ (Hohenelbe, Trautenau, Riesengebirge) erst seine größte Rolle zu spielen. Er ist der Ceremonien- und Tafelmeister, Hochzeitsmarschall und hat dabei auch alle möglichen Späße und Schnurrpfeifereien, als feierliche Ansprachen an den Kachelofen, die Speisezettel- und Ehepredigt und dergleichen mehr zu besorgen oder anzustiften, kurz die Seele der Hochzeitsunterhaltung zu sein. Eine Art Ergänzung findet er im Elbe- und Eger-Niederlande an der sogenannten „Salzmäste“, einer Art Brauthofmeisterin, welche ihn in der Leitung und Überwachung des Hochzeitsfestes unterstützt. Unumgänglich für jedes volksthümliche Hochzeitsmahl (besonders im Egerlande) sind die Reissuppe und der Hirsebrei, letzterer mit Honig reichlich versüßt und überdies mit Zuckerstängelchen, Lebkuchen und dergleichen zierlich aufgeputzt. Daher gilt heute noch das Volkssprichwort an der Oberеger von einem „Überalldabei“: „Dear is wöi da Hirschbrei af alln Höichzatlan!“ Ein guter Theil der Schüssel wird den „aufgeibenden“ ärmeren Kindern und „Armleuten“ ausgetheilt. Zum Hochzeitsmahl bringen die Geladenen meist schon einige Zeit vorher ihre Gaben an Geflügel u. s. w. An manchen Orten (Reichenberg, Ostböhmen) geschieht das Brautbeschenken auch erst gegen Schluß des Mahles selbst. Die Hochzeitstafel wurde besonders in früheren Zeiten sehr reichlich ausgerüstet. Der Egerer Magistrat mußte in den Jahren 1360 und 1614 eigene „Leihkauf-, Hochzeits- und Kindstaufverordnungen“



Gothische Holzkirche (Friedhofskirche) in Braunau.

gegen das Unmaß erlassen. Es wurden nur mehr drei Tische für je zwölf Gäste und acht Eimer Schrotbier gestattet.

Bei dem Hochzeitsmahl muß es allerlei Kurzweil geben und die Festlust in frohem Übermuth sich auslassen. Allgemein üblich ist seit langem das „Brautstehlen", Entführen und Wiederauslösen, das Rauben eines Schuhes vom Fuße der Braut (wems glückt, der erhält ein Pfand- und Löserecht), das Zuckerschießen und anderes mehr. An dem Überfluß der Hochzeitstafel nehmen auch die Daheimgebliebenen theil durch das „Bescheidgeben"

(B'schaai, Ober-Egerland), durch die „Hochzattsbrockn" (Saazerland), das „Mitgebringe" (Elbe-Niederland, Aussig), das „Hickeln-Schicken" mit Hochzeitsbissen (Reichenberg, Isergebiet).

Nach dem Hochzeitsmahl beschließt der Tanz, den meist der Brautführer mit der Braut eröffnet, den ersten Hochzeitstag. Zu den beliebtesten Tänzen gehörte hierbei im Ober-Egerlande der „Trischlag", der abwechselnd im Zweiviertel- und Dreiviertelтact getanzt wurde; im Saazer Flachlande, an der Mitteleger, im Duppauer und Erzgebirge tanzte man den „Schleifer" (Walzer) und „Hopser" (Galopp, auch Ausdruck für „Tanz" überhaupt), im Reichenberger Gau den „Hoppich" (Walzer) bei solchen Gelegenheiten am liebsten. Im Riesengebirge war der Ehrentanz, den der Angesehenste der Gesellschaft über Aufforderung des Plumpatschs mit der Braut einst zu tanzen pflegte, ein „Buschkarante" genannter Menuettanz. Im übrigen wurde ebenfalls das Walzen, „Deutschtanzen" bevorzugt. Zuweilen schon am Vortag, in der Regel aber am ersten oder zweiten Hochzeitstag wird die Brautausstattung in das neue Eheheim geschafft. In Alt-Reichenberg geschah dieses dort sogenannte „Brautbetten" meist schon vor der Hochzeit, indem die Freundinnen der Braut in der abendlichen Dämmerung in geschlossenem Zuge Geschirr, Wäsche und die blüthweißen Brautbetten ins Bräutigamhaus übertrugen und dabei, sollte die Ehe glücklich werden, ja nichts zur Erde fallen lassen durften. Ein ähnlicher Brauch herrschte auch in der Stadt Plan (Egerlandgebiet).

Zu einer richtigen Bauernhochzeit im Eger- und Elbegebiete gehörte stets der Kammerwagen (Plunnawogn) oder das „Brautfuder" (Niederelbe). Seine Hauptstücke bestanden seit langem in dem mehr minder bunt ausgestatteten Bettgeräth, der geschmückten Wiege, dem Backkübel und Spinnrocken, an dem gewöhnlich eine „Tuatn"-Frau oder Kranzeljungfer während der Fahrt spann, dazu die großen mit Blumen u. s. w. buntbemalten festen und oft kunstvoll beschlagenen Wäschetruhen und Schränke (auch ein Korb mit Seife und Schuhwerk durfte nicht fehlen) und zu oberst als Wichtigstes: die zahlreichen strotzenden, festlich mit Schleifen und Seidenbändern geschmückten Brautbetten, der Stolz jeder echten Bäuerin! Die Spitze und Krone bildet in der Regel das sogenannte „Tuatkissen" oder „Zöllerl", mit Amuletten behängt und mit Bändern geschmückt. Die Tauf- und Firmpathinnen der Braut „die Tuatn" sitzen obenauf und werfen Backwerk und Kleingeld aus. Ein stattliches Ochsengespann, bei reicheren Hochzeiten stets ein Viergespann, mit Klingrollen und Bändern reich geschmückt, zieht im Ober-Egerlande den Plunderwagen unter Musikklängen und Jauchzen der Burschen ins neue Haus. Im unteren Eger- und Elbegebiete sind schöngeschirrte stattliche Rosse vorgespannt und der Brautführer oder die „Salzmäste" rühren während der Fahrt fröhlich das große Butterfaß. Auch dem Kammerwagen wird durch Bänder- und

Seilziehen der Weg gern verlegt, und zuweilen bringt der Kammerwagenführer selbst trotz des kräftigen Viergespanns den Wagen nicht mehr weiter, bis er ein entsprechendes Geldgeschenk erhält. Bei reicheren Bauernhochzeiten fährt dem ersten meist noch ein zweiter kleinerer Wagen nach, der mit dem Bindergeschirr, dem Acker- und Wirthschaftsgeräthe beladen ist; auch folgen die Kühe, Kalbinnen und Schafe nach, die der Braut als Mitgift zugetheilt wurden. In der Tachauer Gegend führte man dem Kammerwagen einst eine schwarze Henne nach, damit die Ehetreue bewahrt werde. Zu erwähnen ist noch die in allen Gebieten früher allgemein vorkommende Sitte des „Brauthaubens"; hier in der ersten Mitternacht, anderorts wie in und um Dauba auch erst am zweiten Tag, dem sogenannten „Weibertanztag", wird der Jungfrau das „Nest" oder „Hochzeitskränzl" von den Freundinnen abgenommen und die Frauenhaube feierlich aufgesetzt. Als Besonderheit ist noch zu verzeichnen, daß in Altreichenberg die Jung-Frau in der ersten Hochzeitsnacht oft noch in väterlicher Obhut im Elternhause verblieb, worauf am nächsten Morgen noch ein Kirchengang und sodann im Bräutigamshause das Bruderschafttrinken der neuen Verwandtschaft und Freundschaft stattfand, worauf das junge Paar nunmehr seinen Ehestand antrat.

Auch Geburt und Tod wurden von altersher in ganz Deutschböhmen durch verschiedene Gebräuche für das Volksleben besonders bedeutsam gemacht. Am allgemeinsten und längsten hat sich, wie leicht erklärlich, der Kindstaufschmaus in allen Gebieten erhalten. Kommen die Pathen (in manchen Bezirken wird, besonders in neuer Zeit, nur ein einziger gewählt) mit dem Neugetauften glücklich heim, so wird der ohnehin nöthige Imbiß gewöhnlich zu einem Kindstaufmahl erweitert und erhöht, von dem auch die benachbarte Jugend gern ihren Theil haben will, denn sie pflegt „auf den Stopfer" zu kommen (Asch, Eger, Kaaden, Podersam u. s. w.) und „aufzugeiben" (Aubachthal), „uff de Geiba" zu gehen (Elbe-Niederland-Leitmeritz u. s. f.) und erhält in der Regel „Buttersemmeln", Honigschnitten, Bretzeln, Kuchen u. s. w. In den Elbegegenden, um Aussig, zum Theil auch an der Unter- und Mitteleger, besteht das volksthümliche Gevatteressen, das oft erst in den letzten Tagen der Wochenbettzeit stattfindet, in einer kräftigen Biersuppe. In neuer Zeit ist — vor Allem im Saazer Lande und Aubachthal — nach städtischer Allerweltsmode der Festkaffee mit Kuchen und Backwerk als Taufimbiß allgemein üblich geworden. Auch die Landbevölkerung hat sich leider schon größtentheils ihrer kräftigen, gesunden und billigen Hausmannskost entwöhnt und nach städtischer Art neuen raffinirteren, meist fremden Speisen und Getränken zugewendet, die in der Regel mehr Reiz- als Nährmittel sind und zur Nervosität, Verschwächlichung und all den bekannten modernen Lebenserscheinungen führen. Kleine Pathengeschenke, „Pathenbriefe" mit größeren Silbermünzen (Theresienthalern u. s. w.) oder Ducaten waren weithin üblich. Die Wöchnerin selbst erhielt durch

8 bis 14 Tage von Verwandten und Nachbarn abwechselnd die Wochenbettsuppe. In Alt-Reichenberg war es Brauch, daß die Mutter nach dem ersten „Kirchengang" ihren Säugling zu den Pathen „Tatschen" trug (nach dem Tragtuch „Tatschen" so genannt) und damit den ersten Besuch mit dem jungen Leben machte.

Auch beim Sterben hält man treu an dem alten Brauch. Ist ein theures Menschenleben im Verlöschen, so wird die geweihte Sterbekerze entzündet und still gebetet. Nach dem Eintritt des Todes öffnet man das Fenster, damit die Seele in den Himmel fliegen könne. Die Wanduhr wird zum Stehen gebracht, der Spiegel verhängt. Die Freude ist im Hause gestorben, die Zeit hat für die Überlebenden einstweilen stille zu stehen, bis der Todte bestattet ist. Die alte Sitte der Todtenbretter, die in den österreichischen Alpen vorkommt, wird auch in Deutschböhmen (Böhmerwald) bis in die neuere Zeit geübt. So lange die Leiche im Hause ist, wird in der Regel die Todtenwache gehalten. Der Verstorbene muß ein Gebetbuch (bei Protestanten in Nordböhmen die Bibel) und eine Scheere mit in den Sarg bekommen (die letzten Spuren der alterthümlichen Todtengaben). Wird der Sarg aus der Stube getragen, so müssen die Träger, die im Egergebiete Rosmarinzweige erhalten, dreimal absetzen, bevor sie über die Schwelle treten. Hinter ihnen werden die Stühle gestürzt und auf den Bauernhöfen die Hausthiere im Stall vom Lager aufgetrieben, auch die Bienenstöcke gerüttelt, damit Alles theilnehme und merke, wenn der Hausvater zum letzten Mal Haus und Hof verläßt. Nach der Beerdigung folgt im Trauerhause oder im Gasthofe des Kirchendorfes der „Leichentrunk" (auch „Leichenbrot" in den Elbegegenden). Es wird das „Leid vertrunken", wobei es jedoch meist still und ernst hergeht und dem Todten die „gute Nachrede" gehalten wird.

Nächst den Familienfesten sind die Hauptfeste des Natur- und des sich diesem meist anschmiegenden Kirchenjahres besonders hervorhebenswerth, wobei althergebracht drei Hauptgruppen in Betracht kommen: das Weihnachts-, das Frühlings- (Oster-, Pfingst-, Mai- und Johanni-) Fest- und der Kirmeß-Festkreis. Auf dem altgermanischen Julfeste fußend, das zur Feier der Wintersonnenwende begangen wurde, hat sich das bedeutsame sinnige Weihnachtsfest unter dem sittigenden Einfluß des Christenthums, das die uralten Volksbräuche verständnißvoll in christliche Formen umzugestalten wußte, auch in Deutschböhmen als ein Hauptfest des ganzen Natur- und Kirchenjahrs bis heute erhalten. Es bildet besonders im Bauern- und Kleinbürgerthum bis in die neue Zeit zugleich auch den Beginn des neuen Wirthschaftsjahrs. Zu Weihnachten pflegte der Bauer seit langem in den meisten Gebieten die Vorbereitungen für das neue Arbeits- und Fruchtjahr zu treffen, Viehstand und Geräthe zu mustern, auszuwechseln u. s. w. Zu Weihnachten war auch in der Regel die „Ziehzeit" des Gesindes. Am zweiten Weihnachtstag hatten die Dienstleute das neue Arbeits- und Lohnjahr anzutreten, wurden mit

den Handwerksmeistern, Schmieden, Wagnern, Riemern u. s. w. die Raitungen, die Jahresrechnungen abgehalten. Der eigentliche kalendarische Neujahrstag spielte im Volksleben sonst nur eine untergeordnete Rolle. Der Wichtigkeit des Weihnachts-, als ersten Jahresfestes entsprechend, sind auch die Volksbräuche desselben ungemein zahlreich und derart entwickelt, daß sie sich über einen ganzen Kreis von Festen, vorbereitenden und abschließenden Weihetagen und Loosnächten erstrecken. Die starke Volksnatur liebt es seit altersher überhaupt, ihre Feste nicht auf einen einzigen Tag zu beschränken, und wie



Egerländer Bauernhof im Dorfe Schlada bei Eger.

eine rechte Volkshochzeit einst drei bis sieben Tage dauern mußte, so hatten auch die Jahreshauptfeste stets ihre besonderen Vortage und Nachfestlichkeiten.

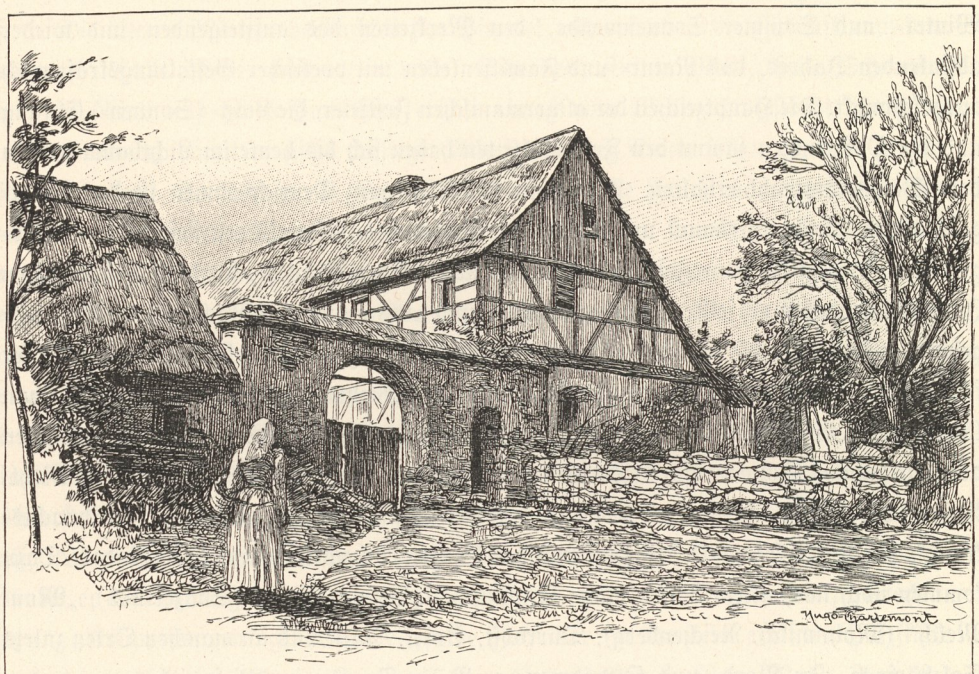
Die erste Hindeutung auf Weihnachten und die Einleitung in die sechs geheimnißvollen Wochen des Winters bildete seit jeher der Andreastag (Ende November). Die Andreasnacht ist die erste der sogenannten „Loosnächte“ (von loosen = lauschen, die Zukunft zu erhorchen). Sie führt in die Mysterien der Hauptzeit ein und bildet die erste Vorbereitung zu den Geheimnissen der Weihnacht. In den ersten Loosnächten, in den dämmrigen Tagen und dunklen zur Geistessammlung drängenden Abenden der letzten Jahreswochen wird Phantasie und Gemüthsleben des Volkes besonders regsam und es erwacht ihm der Drang, vorschauend einige Blicke in die Zukunft des nahenden Jahres zu thun.

Allgemein geübt ist seit jeher in Deutschböhmen am Andreasabend das Schuhwerfen und Bleigießen, wobei am Saume des Erzgebirges, im Komotauer Bezirk, der Spruch in Übung ist: „Schüchel aus, Schüchel ein, wo werd' ich nächstes Jahr wohl sein?" Der Hauptbrauch in den Bauernsiedlungen ist jedoch seit langem das „Loosen-", „Horchen-" und „Anklopfen"-Gehen, um zu erfahren, ob Glück oder Unglück bevorstehe, Hochzeit, Wanderschaft oder Tod, Frucht oder Unfrucht.

In den letzten Jahreswochen untertags, besonders aber abends gehen die „Zembern" um. (Der Name ist von „Zimber", „Zimberich" abzuleiten, furchteinflößender, gewaltthätiger Mann.) Der Zember, im gesammten Egerlande, Erzgebirge und in den Elbegebieten auch „Rupprich", „Rupprecht" (nach dem Knecht Rupprecht des Bischofs Nikolaus so genannt) erscheint im Zottelpelz, mitunter auch als „Bär" oder „schwarzer Mann" mit klirrenden Ketten und großem Schnappsack, öfter auch in Begleitung des frommen Nikolaus in den Höfen und Stuben, straft oder belohnt die Kinder und mahnt sie, folgsam zu sein, damit das „Born-Kinl" (Christkind) nach seinem Bericht recht viel beschere. Mancher Zember neckt und schreckt auch gern seine Herzliebste oder jene, die es nächstens werden soll, und so gibt das Zembern für alle Theile viel dramatisches Leben in den Bauernstuben. Im Erzgebirge (Eisenberg) begleitet öfter auch St. Petrus den „Rupprich". In Reichenberg und Gebiet kommt der gute Nikolaus schon am Andreasabend, füllt den Kindern die vor das Fenster gehängten Strümpfe mit Äpfeln, Nüssen und beschert ihnen den „Andreaskranz". (Kommt ortsweise auch im Saazergau vor.) Bemerkenswerth ist es, daß in dem mehr abgeschlossenen „Braunauer"-Ländchen (Ostböhmen) an Stelle des Rupprich die sogenannte „böse Braut" umgeht (die altgermanische Frau Berchta). Weihnachts- und Krippenspiele waren in ganz Deutschböhmen stets in Übung und sehr gepflegt. Diese Weihnachtsspiele wurden in den einfacheren Formen als Haus- und Familienspiele und höchstens mit Beiziehung der Nachbarschaft aufgeführt. In den Grenzgebieten Nordböhmens (bei Warnsdorf, Rumburg, Schluckenau) vereinigen sich Kinder von 10 bis 14 Jahren zu kleinen von Haus zu Haus wandernden Christspieltrupps, in welchen der heilige Christ, Nikolaus, Petrus, ein Engel und der Knecht Rupprecht vertreten sein müssen, der gewöhnlich auf den Ruf: „Rupperus, Rupperus komm herein", mit absichtlichem Stolpern zur Thüre hereinfällt. Dieser Brauch erstreckt sich auch über Leipa. In der Regel wurden die Christspiele seit jeher von Erwachsenen aufgeführt, die auch planmäßige Wanderschaften (Gastspiele) unternahmen und dabei allerlei Gaben einsammelten, so daß das Christspiel für ärmere Leute auch zu einem Nebenerwerb wurde.

Am weitesten entwickelten sich die Weihnachtsspiele, wo in bestimmten Häusern gewissermaßen stehende Bühnen dafür eingerichtet wurden, wie dies einst in den

Jesuiten-Lateinschulen in Komotau geschah, wo seitens der Schüler auch weltliche Stücke aufgeführt wurden; ferner in Altreichenberg, wo die auch in Nordwestböhmen geübte Sitte des „Krippelaufstellens“ sehr beliebt war, insbesondere aber in Alt-Eger, wo nach nachbarlich Nürnberger Art zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten junge Männer mit einem „Praecursor“ (Herold) an der Spitze durch die Stadt zogen, um die Hausgesellschaften zum Weihnachts-Schauspiel einzuladen, das auf dem Markte in einer hohen Bretterbude stattfand. Aus diesen anfangs geistlichen Spielen entwickelte sich sodann auch in Eger



Bauernhaus aus der Gegend von Kaaden.

allmälig das weltliche Volksschauspiel. Diese öffentlichen Weihnachtsbühnen sind nun längst wieder verschwunden und als letzter Rest der Christspiele hat sich in Eger der Brauch vereinzelt erhalten, daß Chorsänger (meist Knaben) mit dem Jesukind in einem zierlich ausgeschmückten Körbchen in den Abendstunden in die Bürgerhäuser gehen, ein Weihnachtslied anstimmen und dafür kleine Gaben bekommen.

Unter solchen Einleitungen kommt endlich der Mittelpunkt aller Winterfeste des Volkes, die eigentliche Weihnacht selbst heran. Die größte Bedeutung hat der sogenannte „heilige Abend“, die Christnacht. Sie ist die sogenannte „Mutternacht“ der zaubermächtigen zwölf „Unternächte“ (von Weihnachten bis zum Dreikönigstag). In diesen heiligen zwölf Nächten that sich nach altgermanischem Volksglauben der Himmel auf und

die Götter, Wuotan als Schimmelreiter voran, durchzogen die Erde. Im Dunkel der Loosnächte wird darum nach der Volksanschauung alle geheime und übersinnliche Gewalt reg- und wegsam und tritt dem Menschen in verschiedenen Gestalten und Beziehungen näher als sonst. Fast Alles in der Natur in dieser Zeit wird der Volksphantasie zum Träger und Vermittler des Übernatürlichen, Geisterhaften. Haus und Hof, Luft, Erde, Feuer und Wasser erfüllen sich mit den ihres Bannes entbundenen geheimnißvollen Kräften, und wie der Grieche Homers das ganze Naturleben mit seinen Göttern belebte und vermenschlichte, so hat auch der germanische Volksgeist vor Allem in den zwei bedeutsamsten Nächten der Winter- und Sommer-Sonnenwende, den Merkzeiten des aufsteigenden und wieder absinkenden Jahres, das Natur- und Familienleben mit poetischer Gestaltungskraft reich ausgeschmückt. Die Hauptzeichen der altgermanischen Festfeier, die Licht- (Sonnen-) Ehrung und die Opferungen sammt den Festmahlzeiten haben sich bis heute im Lichtbaum und in dem Weihnachtsmahl erhalten. Allgemein üblich in ganz Deutschböhmen ist der lichtergeschmückte Weihnachtsbaum und das reiche Weihnachts-Festmahl mit bestimmten Volksgerichten. Bis in die neue Zeit wurde an dem altdeutschen Brauche, für diese Festzeit einen Jung-Eber oder eine feiste Bachin zu opfern und „ins Haus zu schlachten", weithin festgehalten; doch kam die in England noch bestehende Übung, den Eberkopf (einst das Opfer für den Frühlingsgott „Froo") als Hauptstück der Weihnachtstafel zu betrachten, schon längst außer Geltung. Als Hauptgericht gilt seit langem insbesondere in Nordwestböhmen der sogenannte „Schwarzfisch" (Karpfen mit schwarzer süß-säuerlicher Brühe) und Mehlklößen, der Weihnachtsstrietzel (Stolle) und der aus Weizenteig gebackene „Weihnachtskranz", ein letztes Sinnbild des einst von den Bergen rollenden flammenden Rades. Dazu kommen noch nach altem Landbrauch: Fischsuppe, „Semmelmilch" (Saazerland), „Mou-Melch" (Mohnmilch, Reichenberg), Dürrobst, Äpfel, Nüsse und an manchen Orten zuletzt Salzhäringe. In Nord- und Ostböhmen, z. B. in Dauba, im Riesengebirge und den nächsten Waldland-Gebieten, dürfen saure Schwämme nicht fehlen und sollen stets siebenerlei Gerichte auf den Weihnachtstisch kommen.

Unter und nach dem Festabendmahl, dem gewöhnlich ein ganztägiges Fasten vorausgeht (zum Lohn sieht der Fastende dann in der Mitternacht das „goldene Meerschweinchen" in den Wolken laufen — die letzte verkümmerte Erinnerung an Froo's goldenen Eber!), werden die alten Volksbräuche allenthalben lebendig. Wer beim Christmahl keinen eigenen Schatten an der Wand hat, darf sich des Sterbens im neuen Jahre versehen; ebenso wer beim Äpfelschneiden keinen rechten „Stern" aufweisen kann (Egergebiet, Erzgebirge, Reichenberg, Ostböhmen). Die Hausmutter sammelt sorgsam alle Fischgräten, Mahlzeitabfälle und der Hausvater vergräbt diese in Garten und Feld (im Egerlande für den „Zemba") — Reste des alten Volksbrauches der Befriedigungsopfer an die

Todten und die Zaubermächte auf den alten Malstätten. In Rosenthal, Ruppersdorf u. s. w. läßt man aus demselben Grunde einen frischaufgeschnittenen Brotlaib in der Christnacht auf dem Tische liegen „für die himmlischen Gäste". In manchen Häusern wird in gleicher Absicht der Tisch überhaupt nicht abgedeckt. Haben Natur und Geister ihre Ehrung, so geben sie auch Zukunftskunde. Der Bauer geht in der Weihnacht zu den Obstbäumen und rüttelt sie, damit sie fruchtbar werden. Auch die Mädchen schütteln die Bäume und lauschen hierauf, woher der Wind kommt oder der erste Laut erschallt. Dort ist der Bräutigam. Klirrt Eisen, ists ein Schmied, knarrt Holz, so bedeutet es einen Zimmermann, u. s. w. Die älteren Männer beobachten den Himmel und erkunden die Zukunft nach dem Loosspruch: Helle Mette, finstre (= volle) Scheunen; finstre Mette, helle Scheunen! Pferd und Rind und jedes Hausthier erhält etwas vom Weihnachtsfestbrot, ja selbst der Hausbrunnen, damit er nicht versiege. Alle Kräfte der Natur sollen an dem großen Feste theilhaben! So werden in Nordostböhmen auch die Fruchtbäume gerüttelt und geradezu mit folgendem Spruch eingeladen: „Ihr Bäumlein, kummt olle rein, aßt olle mit, aßt, doßt'r strutt, trot, doßr biegt!" Am häufigsten und mannigfaltigsten sind die Weihnachtsbräuche der Mädchen und Frauen in der Christnacht. An der Elbe, auch zum Theil an der Biela und Eger ist das „Schlüsselklingen" in Übung. Das Mädchen geht vor der Christmette einsam zu einem Rainstein, läßt die sogenannten Erbschlüsseln klingen und sagt den Spruch: Schlüßlein, Schlüßlein klinge, Hündlein, Hündlein bille, sage, wo mein Liebster wohnt (Aussiger Gebiet). Allgemein verbreitet ist das Hühnerbefragen (Hühnersteigklopfen, Saazergau; „Hühnersterlen", althochdeutsch stiuran = aufstören, Aussig, Leitmeritz; „Hühnerstochern", Hohenelbe, Riesengebirge). Meldet sich der Hahn, so kündet er den Bräutigam an. In ähnlichem Sinne wird das „Scheitholen", „Steckenzählen", „Knüppeltragen" geübt. Eine gerade Zahl der im Dunkeln erfaßten Holzstücke bedeutet eine glückliche Zukunft; krumme Scheite künden einen buckligen Mann. Auch das Wasser- und Brunnenschauen, Reisigbrechen, Feuergucken um Mitternacht wird gern gepflegt, ebenso das „Lichtelschwimmen" (kommen zwei besonders bezeichnete im Wasser schwimmende Nußschalen mit ihren brennenden Lichtchen zusammen, so deutet dies auf glückliche Heirat, jähes Erlöschen eines derselben auf nahen Tod; Mittel-Eger, Erzgebirge, Warnsdorf, Reichenberg). Die Mittel und Arten dieser Zukunftsschau des Volkes sind nach allen Seiten reich entwickelt. Will Bauer oder Knecht etwas über Krieg und Frieden, Leben und Sterben, Frucht oder Unfrucht im nächsten Jahre erfahren, so muß er sich in der Christnacht in die Pferdekrippe legen. Um Mitternacht heben die Rosse zu reden an. Doch schon Mancher hat hierbei von der Zukunft so Schweres erfahren, daß er daran starb, erzählt das Volk. Um in den Unternächten, in welchen für das ganze Jahr „das Wetter gemacht wird", zu erforschen, ob der nächste Sommer naß oder trocken sein wird,

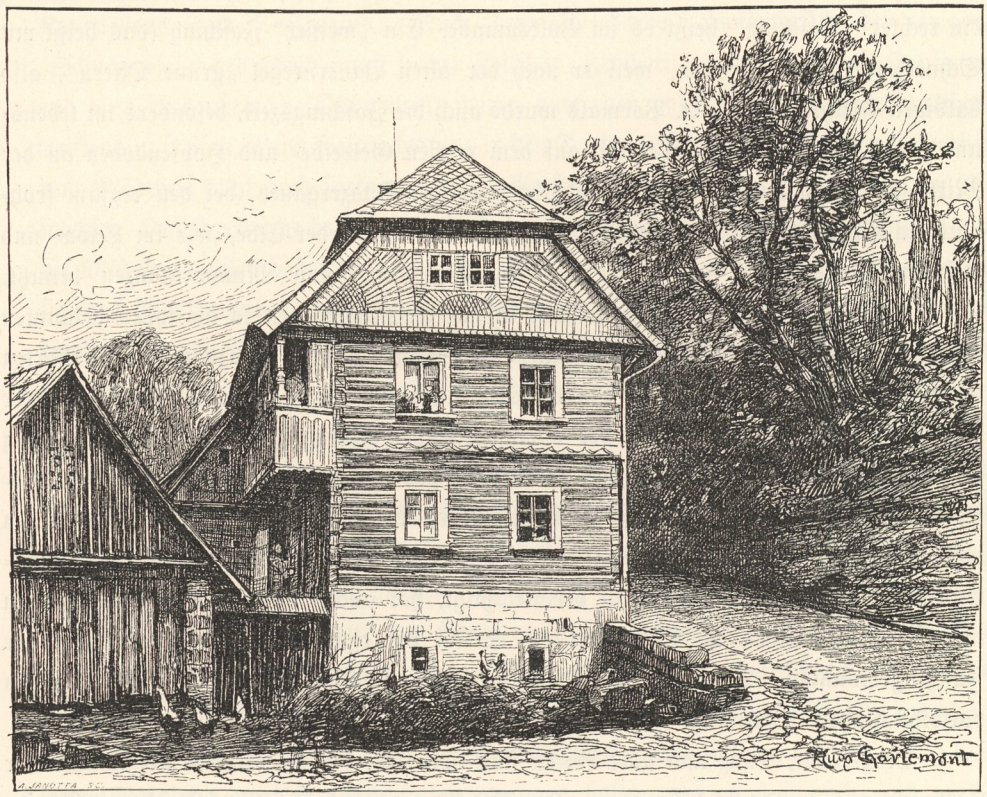
geschieht die Messer- und Brotprobe, ob Früh- oder Spätsaat gedeihen, die Getreidekornprobe. Im Bezirk Dauba deuten zahlreiche Sterne in der Christnacht ein gutes Hopfenjahr an, doch müssen dabei die Hopfenwischeln während des Christmahls unter dem Tisch liegen. In Reichenberg und Gebiet war seit langem das sogenannte „Hadertöppeln" und der „Glückssprung" über den Sessel im Brauch. Unter drei ganz gleichen Töpfen wird ein Brot, ein Geldstück und ein Haderlappen heimlich versteckt und der Zukunftbegierige erwählt dann, wie es ihn trifft — Überfluß an Brot — Geld oder — Armuth! Auch an Romantik fehlt es nicht. Auf Kreuzwegen kann man um Mitternacht alle Jene schauen, die im nächsten Jahr sterben werden (Todtenzug), besonders wenn der Seher durch das Astloch eines alten Sargbrettes schaut (Südwestböhmen). Schatzgräber opfern in dieser Nacht die schwarze Katze oder den Schwarzhahn (in den Gebirgs- und Erzbaugebieten).

Solche romantisch-düstere Bräuche werden jedoch in neuerer Zeit in der Regel nur mehr erzählt, denn wirklich geübt. Im Wesentlichen ist das Weihnachtsfest ein Fest der Freude und Liebe, und es zeugt aufs beste für den guten Kern der deutschen Volksart in Böhmen, daß sie bei ihrem Hauptfest in edler kindlich-natürlicher Dankesfreude mit Liebe und Fürsorge für Alles, auch für die Abgeschiedenen und selbst für die stumme Natur sich fast nicht genug thun kann. Daß solche überquellende Herzlichkeit und Gemüthstiefinnigkeit schließlich besonders die Kinder noch eigens zum Christfest zu erfreuen sucht, ist selbstverständlich. Der Zember, Rupprich u. s. w. brachte die Vorgaben, in der Weihnacht kommt das Christkind (Born-Kinl) selbst mit seinen Gaben! Vor dem Schlafengehen werden die Wunschtüchlein am Tisch nächst dem Fenster ausgebreitet und unter oder nach der Mette fährt das Christkind mit seinem goldenen Wagen und vier Schimmelrossen (auch Wuotan ritt auf weißgrauem Rosse) durch Dorf und Stadt. Dann knisterts im Gebälke, helle Glöckchen klingen, leises Riegelklirren und Fensterklopfen zieht durch die Träume der hoffenden Kinder, und früh Morgens ist das reiche holde Glück da! Vom Tannenbäumchen (dem Sinnbild des uralten germanischen Malbaums, der bei allen Hauptfesten einst aufgerichtet wurde) schimmern im Lichterglanz die Äpfel und Nüsse und Gaben aller Art zur Lust für Klein und Groß.

Der Sylvesterabend, im Volksmund auch der zweite oder „alte" heilige Abend genannt, wird in ziemlich ähnlicher, jedoch bei weitem nicht so bedeutsamer Weise gefeiert wie der Weihnachtsabend, dessen Nachfeier und schwächeres Abbild er ist. Eine Art von Zukunftsbestimmung für das nächste Jahr liegt in dem allgemeinen Volksbrauche, am Neujahrstag zuerst etwas Erfreuliches und Gutes zu thun, und in dem Bestreben, beim ersten Ausgang am Morgen zuerst der „glückbringenden" Jugend zu begegnen. Als besondere Sitte ist das sogenannte „Schöntrinken" im Egerlande zu erwähnen, wo die Dorfbursche Nachmittags mit den Mädchen auf das „Schönwerden" oder „Schönbleiben" trinken;

dafür müssen diese am Dreikönigstag bei dem „Starktrinken“ (damit die Leibeskraft der Burschen gedeihe) die Zeche zahlen.

Das „Neujahransingen“, einst allgemein im Gebrauch, ist in neuerer Zeit immer mehr außer Übung gekommen, da es die alte Naivetät einbüßte und von berechnenden erwerbsbegierigen Leuten ebenso wie nun das städtische Neujahrwünschen zur Ausbeutung der Gutherzigkeit und Freigebigkeit allzusehr mißbraucht wurde. Ähnliches gilt auch von



Dreistöckiges Bauernhaus in Neuschloß bei Leipa.

dem „Dreikönigssingen“, das sonst am Dreikönigstag besonders in den Mittelstädten im Schwunge war. Dieser ist der letzte Festtag im Weihnachtsfestkreis und seine Vornacht die letzte der sogenannten „Unter-“ und Loosnächte. Als Schluß und Ende der geheimnißreichen zaubervollen Zeit wurde sie von altersher besonders dazu benützt, nochmals Leib und Leben, Haus und Habe kräftig zu segnen und gegen die Macht der Geister für längere Dauer zu schirmen. Stuben und Ställe, Hof und Hag werden mit geweihtem Wasser besprengt, die Kammerthüren mit Weihkreide bezeichnet, um die Geister davor zu bannen, insbesondere auch die Bettstellen mit dem magischen fünfzackigen Stern, dem sogenannten

„Trudenfuß“ gegen die „Truden“ und das „Alpdrücken“ bemalt, das nach den reicheren und schwereren Mahlzeiten der vorangehenden Festzeit in diesen Nächten öfter sich einstellt. Im Trudenbannen sind abermals Reste des altgermanischen Volksglaubens erhalten, denn „Thrudr“ war der Name einer altdeutschen Walkyre.

Die Faschingsfeier beginnt bereits den Festkreis der großen Frühlings- (Oster-) feier in ähnlicher Weise als Vorläuferin zu eröffnen, wie die erwähnten Vorspiele und Vorfeierlichkeiten im November und December den Weihnachtsfestkreis. Ein rechter Winter, ein rechter „Fasching“ heißt es im Volksmunde. Ein „weißer“ Fasching (das heißt mit Schnee) wird gern gesehen, weil er nach der alten Bauernregel „grüne Ostern“, also baldigen Frühling bedeutet. Vormals wurde auch die Faschingszeit, besonders im lebens- und genußkräftigen Egerlande und auf dem reichen Getreide- und Hopfenboden an der Mittel-Eger, im Aubach- und Goldbachgebiete des Saazergaues, bei den regsam frohblütigen Erzgebirgern, im gesegneten Gelände an der Nieder-Elbe, wie im Leipa- und Jeschken-Isergau gern zu allerlei Spielen, Schwänken und Mummentänzen benützt. Einzelne Kameradschaften gingen abends in allerlei Maskeraden in die ihnen bekannten „Rocken“- und „Hutzen“-Stuben (Hutzen = besuchen gehen, Saazergau) und führten Faschingsspäße auf. Der auf die Bauernschaft auch der fruchtbarsten Gebiete in neuerer Zeit stetig mehr drückende Ernst der wirthschaftlichen Übergangszustände, die Auflösung des patriarchalischen Betriebes, das Eindringen des modernen berechnenderen Verkehrslebens in die Dorfschaften, kurz die gesammte neue, dem alten charakteristischen Volksleben wenig günstige Culturentwicklung, welche die frischnatürliche Empfänglichkeit, schlichtkräftige Genußfreude und Naivetät beeinträchtigt, hat auch diesen alten Faschingsspielen nun fast allenthalben ein Ende bereitet. Selbst die eigentlichen drei Haupttage, der Fasching-Sonntag, -Montag und -Dienstag verlieren immer mehr von ihrer einstigen volksthümlichen Bedeutung.

Maskerade, Tanz und gute Bissen sind von jeher die wesentlichen Kennzeichen der Fastnacht auch in Deutschböhmen gewesen. Der Bauer mußte für Rauchfleisch und Würste, die Bäuerin rechtzeitig für gute „Butterkrapfen“ sorgen, um die „Maschkara“ (Egergebiet) bei ihren Umzügen damit zu betheilen.

Im Riesengebirge (und zwar in Nieder- und Ober-Hohenelbe und weiter hinein ins Gebirge) ziehen noch immer die sogenannten „Plumpa-Männer“ (eine Gesellschaft vermummter Stroh-, Bändermänner und dergleichen), mit blechernen Kuhschellen (Plumpa-Glocken) behängt umher, um in den Häusern unter Musikbegleitung zu tanzen und dann Gaben einzusammeln oder mit List davonzutragen, was sie an Speise und Trank erlangen können. In Kaaden an der Mittel-Eger heißt dieses Maskenschwärmen „Gossotnen“ (in den Gassen herumstreichen). Die Hauswirthinnen mußten dabei scharfe Wacht halten,

sonst wurde ihnen leicht die Bratpfanne sammt dem Braten aus der Herdröhre davongetragen und die Beute unter Halloh vertheilt. Eine Hauptgestalt unter den von Haus zu Haus ziehenden Masken ist in fast allen Gebieten, besonders im Getreideland, der charakteristische „Strohbär" (Sinnbild des gezähmten Winters und Hindeutung auf den Osterfestkreis), den ein Treiber am Strohseil oder Strick in die Gehöfte führt. Die Bäuerin sucht ihm eifrig eine Handvoll Erbsenstroh vom Leibe zu rupfen, um daraus den Hühnern Nester zu bereiten, worauf sie bald und fleißiger Eier legen (erstes Erwachen des neuen Naturlebens zum Lenzbeginn). Auch der alte derbe „Hanswurst", der originelle „Schnappesel," der jedoch zuerst in der Zeit der „Zembern" auftauchte, „der Hausirjude" und die „Aschenbraut" (Ostböhmen) waren unter den volksthümlichen Faschingsfiguren meistens zu treffen. Beim Fastnachtstanz in den Dorfwirthshäusern müssen die Bäuerinnen und Mädchen recht hoch springen, damit Gerste, Hafer, Flachs, Hopfen u. s. w. hoch wachsen. Im Egerlande beginnt am Fastnachtsdienstag das sogenannte „Schlägeln", und die Mädchen müssen dabei das „Schlägelgeld" bezahlen. In den Mittelstädten entwickelte sich das Maskentreiben in den letzten Jahrzehnten mitunter zu großen, hier und da selbst künstlerisch ausgestatteten Maskenzügen und Maskenschlittenfahrten, die, wie zum Beispiel jene in Töplitz, sich eines großen Rufes erfreuten.

Erwähnt sei noch das einst ebenfalls in den meisten Gegenden geübte „Faschingbegraben". Besonders bemerkenswerth ist das „Jagen des wilden Mannes" in Schluckenau (Nordböhmen), das ebenfalls als „Faschingbegraben" aufgefaßt wird, jedoch eine tiefere culturgeschichtliche und natursymbolische Bedeutung und Herkunft hat. Die Tödtung des „wilden Mannes", der durch die Straßen gejagt, endlich gefangen und von einem eigens dazu bestellten „Scharfrichter" der Form nach vom Leben gebracht wird, indem dieser eine dem Vermummten anhängende mit Blut gefüllte Blase durchsticht, deutet naturssymbolisch die Fällung des Winters und culturgeschichtlich den Sieg der Cultur an, welchen die deutschen Bauern- und Bürgercolonisten in diesem einst so wilden, rauhen, wenig fruchtbaren Waldland durch ihre Tüchtigkeit errungen haben, wo es einst auch noch wirkliche „wilde Männer" und wilde Naturgewalten (Lindwurmsage, Trautenau, Riesengebirge u. s. w.) zu bändigen gab.

Das „Wintertödten" ist nach altdeutschem Volksbrauch seit langem in ganz Deutschböhmen bekannt und geübt. Die Volkspoesie hat den Kampf des Winters mit dem Sommer, der im März in der Regel am meisten zur Erscheinung kommt, mit so zahlreichen, oft sehr sinnigen und dramatisch lebendigen Darstellungen, Spielen, Aufzügen, Liedern u. s. w. ausgestattet, daß er reichen Stoff für eine eigene Literatur bildet. Fast alle Gebräuche des Frühjahrs bis zum Ostertag, dem Auferstehungs- und Siegesfest des Frühlings, beziehen sich auf diesen für das Landvolk allerdings besonders bedeutsamen Naturvorgang:

das Obsiegen des Sommers. Im Erzgebirge und Komotauer Flachlande bis hin an die Mittel-Eger gingen die „Sommer- und Wintersänger" durch die Dörfer und Städte, der eine als „Winter", der andere als „Sommer" gekleidet, um in charakteristischen Wechselreden und Liedern den Naturkampf dramatisch darzustellen. Andere trugen „Särglein und Schlange" (den im Sarge gefangenen Winter und Tod!) umher. Der allgemeinste Brauch dieser Art, der sich über das ganze Land erstreckt, ist das „Todaustragen" vor oder nach dem sogenannten Todtensonntag. Die von Knaben oder Burschen auf Stangen in die Fluren getragene Strohpuppe (auch die Mädchen tragen ihre „Tödin" aus), die zum Schluß unter Singen und Jubeln verbrannt oder ins Wasser geworfen wird, bedeutet ebenfalls den sterbenden Winter, und der ganze Brauch ist somit eine Vorfeier des Frühlings- und Osterfestes. Ein Schritt weiter zur Frühlingsfeier ist das „Sommerdockengehen" (im Eger- und Elbe-Unterlande), im Riesengebirge „Sommergehen" genannt. Junge Mädchen ziehen mit einer schöngeschmückten, in einem Tannenzweig befestigten Puppe („Docke") in die Häuser und sagen und singen den Sommer an.

Das Osterfest selbst, das durch alle diese Vorläufer einbegleitet wird, hat als das zweitwichtigste Natur- und Kirchenjahresfest ebenfalls zahlreiche allgemeine und besondere Gebräuche aufzuweisen. Am Gründonnerstag Morgens vor dem Frühmahl betet der Bauer im Saazer Gebiete in Garten und Feld, damit die Frühjahrssaat gedeihe (Saatsegen). In Ostböhmen (Reichenberg) wird vor Sonnenaufgang ein Brotbissen mit Honig in den Brunnen und in die junge Saat geworfen (Befriedigungs- und Geisterbannopfer). Im Leipagau reicht man den Hunden ein Stück Honigsemmel, um sie gegen die Tollwuth zu sichern. Im Reichenberger Landgebiete, auch an der sächsischen Grenze und anderen Orten, wird am Gründonnerstag bereits das Maifahrtliedchen mit dem Spruch: „Mai, lieber Mai, bescher' uns Käs und Ei" vorausgesungen und das „Gründonnerstaggehen" zu einer Art Maigang gemacht. Am lebensvollsten gestaltete sich diese Sitte seit längerem im „Braunauer Ländchen", wo am Gründonnerstag eine allgemeine Wanderung der Jugend zu Fuß und zu Wagen zu ihren meist über das ganze Gebiet zerstreuten Pathen stattfindet und zu einem förmlichen Volksfest wird. Am Charfreitag fanden an manchen Orten, wie in Zwickau, eigene Charfreitagspiele statt. Am Charsamstag Morgens ist in den Komotauer, Saazer, Kaadner, Leipaer und anderen Bezirken das Waschen im fließenden Wasser üblich, das zur Schönheit und gegen Krankheit hilft. Am Abend des Tages holen die Mägde an der Mittel-Eger und im Aubachthal junge Kornsaat, die grüne „Ostersaat", um sie am frühen Ostermorgen allen Hausgenossen im Bett überzustreuen und auch die Rosse und Rinder damit zu füttern, der erste frische Frühlingsgruß der neuerwachenden Natur! Die Bauern unternehmen nach Mitternacht bis vor Sonnenaufgang den „Osterritt" in ihre Fluren, damit Alles gedeihe; bei Sonnenaufgang können

sie dann die drei Freudensprünge der Ostersonne sehen. An der sächsischen Grenze, auch an der Nieder-Elbe (Aussig, Leitmeritz u. s. w.) geschah das Osterreiten einst in ganzen Trupps mit besonderer Feierlichkeit unter Trompetenklang mit dreimaligem Umritt um die Kirche. In Reichenberg zogen früher ebenfalls die „Saatreiter" unter Gesang und Musik ins Feld; später setzten die sogenannten „Saatgänger" zu Fuß den alten Brauch fort. In neuerer Zeit haben sie sich in einen Humanitätsverein umgewandelt. Die Osterfesttage selbst wurden allenthalben durch das Osterfreudenschießen gefeiert und am Ostermontag



Bürgerhäuser mit Holzlauben in Reichenberg.

sodann wieder mit dem Freudengang der Jugend, dem Osterpeitschen (Egergebiet), „Osterpritschen", „Eierpritschen" (Teplitz und Hinterland), „Schmeckostern" (Ostböhmen, Riesengebirge) abgeschlossen. Mit langen, womöglich goldgelben, bändergeschmückten Weidenruthen („Osterpritschen" im Erzgebirge, „Strembeln" im Riesengebirge) und dem weißen Tragtüchlein ausgerüstet, zieht die Schuljugend, die sich in der Charwoche durch das Osterschnarren (Ratschen) um die Kirchengemeinde verdient gemacht hat, von Hof zu Hof, zu Verwandten und Bekannten und sagt an der Mittel-Eger den Spruch: „Hollah, Hollah, guten Morgen um ein roths Ei, wanns Hühnl net glegt hott, gett mers mit zommst'n Ei" oder: „Rothe Eier raus, ich peitsch de Madln aus!"

Nach dem Osterfest, als dem Hauptfest des Frühlings, hat seit altersher die Feier der Sommer-Sonnenwende, die als eigentliches Sommerfest zählen kann, die der ganzen Entwicklungsgeschichte nach hervorragendste Bedeutung. Wie die vorangehenden besitzt auch dieses ein gewisses Vorfest. Die Walpurgisnacht (am letzten April) ist ebenso eine Geisternacht wie die Andreasnacht vor Weihnachten und bereitet wie diese auf die Hauptfeier vor. In der Walpurgisnacht, am sogenannten „Hexenabend", trat ebenfalls seit jeher das Bestreben des Volkes hervor, sich mit der Geisterwelt entsprechend abzufinden, um etwaige böse Einflüsse der Geister über Sommer unschädlich zu machen. Aus diesem Bestreben ergibt sich der allgemein geübte, meist in einem Umzug unter Führung des Dorfhirten bestehende Brauch: das „Hexenabendausplatzen" (Hexenknallen = Knallen mit der Peitsche) unter Pfeifen, Schreien, Schießen, Klappern, Kettenklirren, Hörnerblasen u. s. w., wie es in Süd-, West- und Nordböhmen als „Hexenbrennen", „s Häxnostuschn" (Böhmerwald) vorkommt. Auch in Ostböhmen, insbesondere im Reichenberger Gebiete, wurde der Hexenabend seit langem als „Woalper"-Abend mittelst der „Hexenplatschen" (Lärmwerkzeuge aus Holz oder Papier) unter großem Getöse begangen. Räucherungen in Haus, Hof und Stall, womöglich mit den neunerlei heilkräftigen Kräutern, Besprengungen, Umhegen und Verlegen der Schwellen der Stallthüren mit kleinen Rasenstücken, der Düngerstätte mit Dornen, Spitzeggen (Hexenbann) waren allenthalben bis in die neuere Zeit im Brauche.

Nach der Sicherung gegen das Böse kommt wie bei allen echten Volksfesten die eigentliche Freudenfeier, und dem tollgespenstigen Hexenabend folgt das heitere, poesievolle „Maibaumfest". Der hohe schlanke bis nahe zum Wipfel glattgeschälte Tannen- oder Fichtenbaum wird nach altem Brauch von einzelnen Burschen einem Mädchen nachts vor Haus und Fenster gesetzt (Ehren- und Liebeszeichen) oder auch als allgemeiner Maibaum (Mal-Baum!) auf dem Dorfplatz aufgerichtet, mit Bändern, auch mit allerlei Gaben behängt und sodann unter Dudelsack-, Harmonika-, Drehorgel- oder Blechmusik „abgetanzt" (Maibaumtanz). Der vom kühnsten und geschicktesten Kletterer errungene Wipfel wird in der Wirthsstube bis zum nächsten Mai an die Decke gehängt und darunter getanzt.

Die kirchlichen Feste dieser Jahreszeit, wie Pfingsten u. s. w., treten im Volksbrauche nicht besonders charakteristisch hervor und ist diesfalls eben nichts Wesentliches zu erwähnen. Nur der aus Oberösterreich und Südböhmen (Böhmerwald) bis nach dem nördlichen Westböhmen hinaufreichenden volksthümlichen Pfingstwettrennen, die auch in den deutschen Gebieten nächst Pilsen vorkommen, muß namentlich gedacht werden. Bei diesen Volksfesten spielen „Richter", „Ausrufer", „Bierreiter" und „Scharfrichter" oder „Froschschinder" (Spaßmacher) nach feststehenden Gebräuchen und Reimen ihre besondere Rolle. In der Pfingstzeit findet ferner im oberen Egerlande das sogenannte „Henkengeih"

(Henkengehen) statt. Eine Kameradschaft von zehn bis zwanzig Burschen zieht unter Singen und Jauchzen von Hof zu Hof. Einer unter ihnen trägt den „Gaia“ (Geier), ein junges Fichtenbäumchen, auf welchem an einem Querholz vier bis fünf junge Krähen angebunden sind. Ihm zur Seite schreiten zwei Bursche, der eine mit geschwärztem Gesicht und mit einem weiten Weiberrock angethan, der andere mit einem langen, von Klingelschellen besetzten Strohschweif an breitem Gurt versehen. Nach dem Singspruch: „Henkma, Henkma an Gaia, Schmolz und Dia san thaia, s Henkageih, das nimmt ka End, bis ma an Gaia ban Hals afhängt“, nehmen sie die ihnen unter Neckereien gebotenen Gaben, die zum Schluß im Wirthshaus bei Musik und Tanz verzehrt werden. In dieser Sitte ist wohl ebenfalls ein letzter Rest der altgermanischen Umzüge und Thieropfer zu erkennen, die zu Sommeranfang sich mehren.

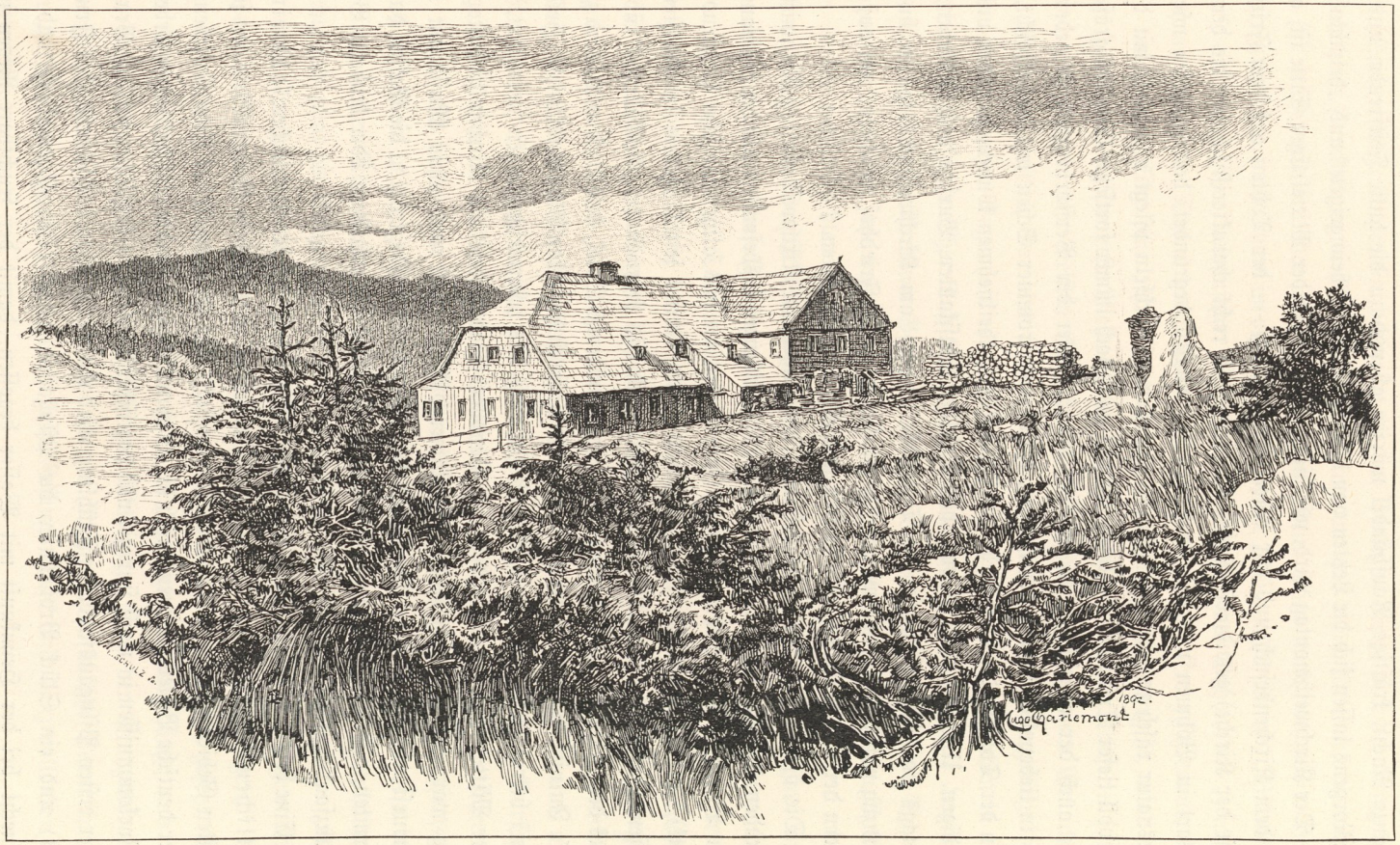
Die Sommer-Sonnwende, als die dritte Hauptzeit des alten Natur- und Volksjahres, hatte abermals ihren eigenen Cultus. Mit der ersten und Hauptzeit, dem Winter-Sonnwendfest, zu Weihnachten in der „Mutternacht“ der „12 Unternächte“ das Jahr beginnend, mit dem „Ostara“-, dem zweitwichtigsten, als Frühlingfest die Reihe fortsetzend, beging das Volk im Ausgang des Juni-Mondes seit altersher die Feier der dritten Hauptzeit: des Überganges der Natur von der Blüte zur Frucht, zur Reife und Ernte, um im Herbst endlich mit dem vierten allgemeinen Festkreise der Frucht- und Erntefeste, Kirmeß u. s. w. abzuschließen. Das uralte Sommer-Sonnwendfest hat sich in seinen letzten Resten immer noch im Volke treu erhalten. Wie vor ungezählten Jahren so flammen auch heute auf den Kuppen und Gipfeln des Erz-, des Mittel-, des Riesengebirges und des Böhmerwaldes noch immer die uralten Sonnwendfeuer zum nächtlichen Himmel auf. Sie heißen in Nordwestböhmen nun Konnes-Feuer (Johanni-Feuer), in Ostböhmen (Hohenelbe u. s. w.) „Gehonnsfeuerln“. Burschen und Mädchen halten dabei den Reigen, schwingen sich über das Feuer, werfen Kränze über die Lohe hinweg, die Liebesglück bringen, u. s. w. Die kürzeste Jahresnacht zur Sommer-Sonnwende gilt seit jeher ebenfalls als Geister- und Zaubernacht. In dieser Nacht werden die heilkräftigen „Neunerlei-Kräuter“ gepflückt, öffnen sich alle in der Erde verborgenen Schätze, werden die Schätze hebenden Springwurzeln gefunden, die Wünschelruthen geschnitten u. s. w. In früheren Jahrzehnten waren um diese Zeit auch die Thieropfer noch sehr üblich. Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts kam es häufig, späterhin immer seltener vor, daß die Landleute in Ostböhmen aus den Gegenden der Elbe, Iser, Adler u. s. w. nach dem Riesengebirge wallfahrteten, die Männer mit schwarzen Hähnen, die Weiber mit schwarzen Hennen, um nach den sieben Quellen unter dem Schneeberg zu wandern, die Hähne dort im Walde frei zu lassen, die Hennen zu ertränken und hierauf besonders aus dem sogenannten „Garten Rübezahls“ Heilkräuter und Heilwasser in die Heimat mitzunehmen. Zur Sommer-Sonnwende ist auch den Verzauberten Gelegenheit

zur Erlösung gegeben, wie dies die Sage unter anderen auch vom sogenannten „Erdbeermädchen“ im Tichlowitzer Thal bei Tetschen erzählt.

Den letzten Festkreis des Volks- und Naturjahrs bilden die Ernte- und Fruchtfeste, die unter dem Einfluß der christlichen Kirche „Kirchweihfeste“, „Kirchmesse“ genannten Herbst-Volksfeste. Ist das Weihnachts- (Jul-) als Hoffnungsfest das idealste dem Sinn wie der Sitte nach, so ist das allgemeine Herbst- als Fruchtfest das gewöhnlichsinnlichste im Reigen der Jahresfeste des Volkes. Dieser Umstand erklärt es auch, warum diese Schlußfeste des Wirthschaftsjahrs, obwohl sie sich der Sache nach lang und breit genug erhalten haben, doch des tieferen Gehaltes, der reicheren poetischen Ausschmückung seitens des Volksbrauches mehr denn alle anderen entbehren, und so ist denn bei diesem Festkreise verhältnißmäßig wenig Bemerkenswerthes zu verzeichnen.

Im Mittelpunkt steht die allgemeine „Landkirchweih“, Kaiser-„Kermst“ (Nieder-Elbe, Aussig u. s. w.), Kerms (Saazerland), Kerwa (Ober-Egerland), welcher die einzelnen Kirchen- und Ortserntefeste, die sogenannte „kleine Kirchweih“ und die „Nachkirchweih“ wieder die gewohnte weitere Umrahmung geben. Zur rechten Kirmes gehört ebenfalls wieder ein für diese Zeit charakteristisches Hausgebäck: der Kirchweihkuchen, der in dem im Eger- und Elbegebiete üblichen sogenannten „Schiwagga“-Kuchen, einem großen, in fünf bis sieben Streifen mit verschiedenem leckerem Aufputz versehenen, also Alles in sich vereinigenden Haupt- und Gesammtkuchen seine höchste Stufe erreicht. Nebst reicherem Fleischgenuß, dem Kuchenschmaus und ausgiebigem Trunk würzigen Hopfenbiers, das besonders im hopfen- und malzberühmten Eger- und Elbegebiete meist gut und billig zu haben war, bildeten den Hauptreiz einer jeden Kirchweih bis heute Musik und Tanz. Die fruchtbaren, mit wohlhabenden Dörfern reichgesegneten Fluren an der Eger und Elbe waren vor Jahrzehnten noch berühmt durch ihre Kirchen- und Kirchweihfeste, bei welchen es gar stattlich und fröhlich herging, die Banknoten und Thaler flogen und oft mehr als ein Paar Schuhe von den Bauernmädchen in zwei bis drei Tagen durchgetanzt wurden. Im Mittel-Egergebiete, insbesondere im Aubachthale, wurde damals auch noch die poetische „Goldstunde“ hochgehalten.

Am Kirchmeßsonntag nach dem Kirchengang kam vor Allem die Jugend im ansehnlichsten Wirthshaus für eine Stunde zu einem Vormittagstanz zusammen, der die „Goldstunde“ hieß. Hier trafen Burschen und Mädchen meist ihre Herzenswahl und manche schlanke, lebensfrische Bauerstochter vom schwarzen oder rothen Boden kam dann im nächsten Fasching bereits unter die ersehnte „Goldhaube“. Sonntag Nachmittags beginnt in der Regel noch heute der Kirchweihtanz. Fast jeder Bursche oder Bauer, der es haben konnte, schaffte sich sonst seinen „Reiher“ (Reigen) an, um mit seiner Erwählten oder Eheliebsten einen „Vorreiher“ zu tanzen. Musik, Tanz und Lustbarkeit dauern meist



Eine Baude (Hütte) im Riesengebirge.

die ganze Nacht, kräftige Raufhändel würzen ab und zu die laute Festfreude, und erst früh Morgens lassen sich die Letzten von den Spielleuten „heimgeigen“ und „heimblasen“.

Der Kirchweihmontag wird, wie dies besonders an der Mittel-Eger Sitte ist, abermals dem Kirchenbesuch und vor Allem dem Besuch — der Todten auf dem Friedhof (nächst der Kirche) gewidmet. Dieser Brauch ist so recht charakteristisch für die deutsche Volksart in Böhmen und tief im Wesen des Volkes begründet, das zuweilen wie die Kindesnatur rasch zwischen den Hauptgegensätzen zu wechseln pflegt und auch mit dieser Sitte voll tiefer Treue den uraltdeutschen Brauch noch immer fortsetzt, bei allen größeren Festen auch der abgeschiedenen Seelen, der „Geister der Verstorbenen“ zu gedenken, theils in liebevoller treuer Erinnerung, theils aus frommer Scheu mit der Absicht, die Seelen der Todten, die nicht mehr am Feste leiblich theilnehmen können, zu ehren und zu befriedigen. Und so kommt es vor, daß dieselben Musikanten, Bursche und Mädchen, die Sonntags von der Kirche in die Tanzstube zogen, am Kirchweihmontag im bunten Tanzanzug von der Schenke wieder zur Kirche und zum Friedhof wandern, um auf den Gräbern der Verstorbenen leidergriffen und andächtig zu beten.

Die öffentlichen Volksluftbarkeiten, die früher am Kirchweihmontag Nachmittags stattfanden, das Aufführen eines komischen Hochzeitszuges insbesondere mit der sogenannten „alten Braut“, der „Hahnenschlag“ (der wieder an das altgermanische Hahnenopfer mahnt!), das „Katzenwerfen“ und Ähnliches sind bereits seit längerem im Aussterben begriffen. Im Elbegebiete (Niederland) war auch das sogenannte „Bockstürzen“ üblich, ein aus dem slavischen Grenzgebiete herübergenommenes Spiel, das einst auch, und zwar am 25. Juli in Reichenberg stattfand und als Überrest der alten Glaubenskämpfe (Heidenstürzen) betrachtet wird. Zum Schluß sei noch das „Kirmeßgossotnen“ erwähnt, das an der Mittel-Eger, insbesondere im Kaadner Stadtgebiete am Kirchweihdienstag in Übung war und darin bestand, daß Kameradschaften mit und ohne Musik mit dem Hanswurst und dem „alten Weib, das den Mann im Korbe trägt“, die Gassen durchschwärmten, allerlei Schabernack trieben und schließlich die erhaltene oder eroberte Beute im Tanzsaal verzehrten.

Eine besondere Entwicklung und Ausbildung haben auch die eigentlichen landwirthschaftlichen Gebräuche in Deutschböhmen erfahren, das ja dem Bauernthum seit jeher in weiten Gebieten so fruchtbare Grundlagen bot. Wie im Innern des Familienlebens so übt der deutsche Bauer Böhmens auch bei allen wichtigeren landwirthschaftlichen Arbeiten und Vorkommnissen in meist sinniger und poetischer Weise gern der Väter uralten Brauch. Bei der ersten Pflugausfahrt im Frühling wird ein Ei (Zeichen des Lebens, der Fruchtbarkeit) und ein Stück Brot unter die Pflugachse gelegt (Ober-Egergebiet) und der Ackerknecht bei der Heimkunft mit Wasser begossen, damit der fruchtbare Regen nicht

ausbleibe (Saazerland). Allgemein verbreitet ist das Einlegen dreier von der Ernte her eigens bewahrter Fruchtähren in die Erde im Frühling, um aus deren Ankeimen die rechte Saatzeit (ob frühe, mittlere oder späte) zu erkennen. Beim Säen muß das zweite Beet zuerst bestreut werden, sonst kommt im oberen Egerlande der „Büllmatzschnitter", „Billmesschneider", ein dämonischer, gespenstiger Schnitter, der mit goldener Sichel (das Zeichen Thonars) an bestimmten Tagen, durch Korn- und Flachsfelder über Kreuz schreitend, die Pflanzen anschneidet. Wer eine „Untersaat" macht, ein Beet zu säen vergißt, wird im laufenden Jahre sterben. Der erste Viehweidetag und Hutgang der Schafe, Rinder u. s. w. wurde von altersher in den meisten Gegenden Deutschböhmens mit eigenen Bräuchen gefeiert. Besonders festlich war dies stets im Böhmerwalde und im Riesengebirge der Fall, wo in den rauhen Lagen oft erst der 24. Juni den Auftrieb der Herden in die Sommerbauden zuläßt, welcher Tag dann zum Festtag wurde. Eine uralte deutsche Ackerbaufeier hat sich im Tachauer Gebiete (Westböhmen) in der sogenannten „Schar- oder Schoafeier" erhalten, die von dem neueren Geschlecht wie die meisten alten Volksübungen in der verchristlichten Form der „Schauer-" oder Hagelfeier begangen wird, im Wesen jedoch, wie Dr. J. Stocklöw dargethan hat, aus einer Pflugschar- und Sonnwendfeier herrührt. Diese Feier wird mit allgemeinen Flurumgängen bei brennenden Kerzen u. s. w. von allen zu Tachau eingepfarrten Ortschaften begangen. Die Freude über die glücklich beendete Ernte kommt in den Erntefesten der „Sichellege", „Sichelhenke" (in der Schönbacher Gegend „Flona"), und des „Hopfenkranzes" (Saazerland) zum Ausdruck. Wird das letzte Getreidefuder oder der letzte volle Hopfenkorb aufgeladen, so schmückt der Großknecht Rosse und Wagen mit Bändern und Blumen und unter Gesang und Jauchzen beginnt die Heimfahrt. Einige der Mägde und Burschen halten mit Sträußen an Stäben oder Rechenstielen den Wagen besetzt, andere schreiten singend neben und hinter dem Wagen. Ist der Wagen daheim geborgen, so versammelt sich Groß und Klein in der großen Stube, wo die Großmagd oder Vorschnitterin dem Bauer einen vollen Ährenkranz, der Bäuerin einen Blumenstrauß mit Fruchtähren überreicht, und zwar im Saazer Korn- und Weizenlande mit folgendem Spruch: „Wir bringen einen Kranz von Korn, er ist gewachsen unter Distel und Dorn, er ist gewachsen unter Schnee, Wind und Regen, wir wünschen dem Herrn recht großen Segen!" An manchen Orten wird der Erntekranz dem Hofherrn (Hausvater) aufs Haupt gesetzt. Am nächsten Morgen werden Kranz und Strauß in der Heiligenecke aufgehängt und sie behalten diesen Ehrenplatz bis zur nächstjährigen Ablösung. Nach der Kranzübergabe folgt der festliche Ernteschmaus, wobei die bei allen wichtigen Festen übliche Semmelmilch und der Hirsebrei mit Honig nicht fehlen sollen. Gesang, Musik und Tanz vollenden die Erntefestfreuden.

Besonders malerisch und mitunter poetisch und idyllisch gestalten sich in den Hauptgebieten des berühmten Hopfenlandes, vor Allem im hervorragendsten, im Saazer Hopfengau, die Hopfenpflücke und das „Hopfenpflückerfest." Die „Hopfenweiner" heben und ziehen die Stangen vom Grunde, schneiden die Reben ab und in oft sehr malerisch mit dem Rebgehänge des Hopfens bedeckten fliegenden Lang- und Rundlauben, „Wauden" (Bauden) genannt, die gegen Sonne, Wind und kurze Regenschauer schirmen, sitzt Alt und Jung an den großen runden Flachkörben und pflückt die würzigen goldig-grünen Hopfendolden; melodische Volkslieder erklingen, Märchen und Geschichten werden laut, und kommt es zum Ende, sind die letzten großen Zichen und Körbe voll, so wird aus den schönsten Hopfenranken und größten Dolden, aus Gartenblumen, Riechkraut und farbigen Bändern der stattliche Hopfenkranz gewunden, Roß und Wagen erhält Blumenzier, und unter Singen und Jauchzen ziehen die Hopfenpflücker heimwärts zum Hopfenkranzfest, das im Weiteren ähnlich wie die „Sichellege" verläuft. In neuerer Zeit, die mit ihrem für die Landwirthschaft zum Theil nicht besonders günstigen größeren Industrie- und Verkehrsleben vor Allem das alte patriarchalische Verhältniß zwischen dem Bauer und seinen Hilfsarbeitern wesentlich geändert hat, verliert sich mit manchen anderen Volksbräuchen auch die Freude der Bauernschaft an den altgewohnten poetischen Erntefesten. Doch sucht man neuestens in gebildeten Kreisen die alten bäuerlichen Bräuche wieder zu beleben und durch allgemeine Volksfeste zu erneuern, wie dies zum Beispiel im Herbst (20. October) 1891 in der Landstadt Pomeisel (Saazerland) geschah, wo der landwirthschaftliche Vorschußverein ein öffentliches Erntefest mit Festwagen und einem allgemeinen Festzug veranstaltete.

Auch die Drescher, die in neuer Zeit ebenfalls immer mehr von den Göpel- und Dampfdreschmaschinen verdrängt werden, üben ihre alten Gebräuche, insoweit ihnen die nüchterne Gegenwart dies noch gestattet, und halten nach dem „Ausdrusch" ihr „Drischellegfest". Wer beim „letzten Stroh" den letzten Drischelschlag macht, bekommt den sogenannten „Alten" und wird dafür „gefoppt" (geneckt) und gehänselt. Den Nachbar, der etwa noch nicht ausgedroschen hat, neckt man mit einem Strohmann, der Hausbäuerin aber wird ein kleiner Strohbund, der „Alte", in die Küche zum Ofen geschmuggelt und sie muß damit anheizen und dann das „Dreschermahl" anrichten.

Auch manche der ländlichen Rechtsbräuche haben sich bis in die letzten Jahrzehnte erhalten, wie z. B. die alte „Gerichtshand" und der „Gemeindehammer", der noch bis in die neuere Zeit in manchen Eger- und Erzgebirgsdörfern von Haus zu Haus getragen wurde. In den Land- und Bezirks- (ehemals auch Kreis-) Städten bildete das städtische Volksleben Deutschböhmens ebenfalls manche bürgerlich-gesellige Feste aus, wie die Feste der Scharfschützengilden in Eger, Karlsbad, Saaz, Kaaden, Komotau, Aussig, Leitmeritz, Reichenberg, Trautenau u. s. w., die Feste der Bogenschützen

in Nord- und Ostböhmen, zum Beispiel zu Rumburg, der Bolzschützen zu Leipa (Vogelwiesefeste, die in neuester Zeit auch in Komotau sich einbürgern), das „Gesellenschießen" zu Schlackenwerth an der Eger.

Eine ganz eigenartige Besonderheit, die sich weitreichenden Volksrufes erfreut, bildet das Volksfest der Gurken- und Grünzeugpflanzer in Saaz, das als sogenanntes „Gurken-Königsfest" mit „Gurkenball" noch allwinterlich vom Saazer Grünzeugpflanzerverein nach alter Gewohnheit unter besonderen Formen veranstaltet und neuerlich auch von den Landsmannschaften aus dem Saazerlande in Prag als Faschingsfest in getreuer Nachahmung gepflegt wird. In neuerer Zeit beherrscht das moderne, in Deutschböhmen besonders reich entwickelte Vereinsleben mit seinen Sänger-, Turner-, Feuerwehr-, Veteranen- und verschiedenen anderen Vereinen vollständig das städtische und zum großen Theile auch schon das ländliche Volksleben mit seinen verschiedenen Festen.

Zur nöthigen Vervollständigung des ungemein reich entwickelten Bildes des Volkslebens der Deutschen Böhmens müssen auch die zahlreichen geschichtlichen Gedenkfeste wenigstens kurz gestreift werden. Fast jede größere Stadt hat einen oder den anderen solchen historisch-bedeutsamen Ehren- und Gedenktag zu verzeichnen. Zu den bekanntesten und angesehensten dieser historischen Volksfeste gehört vor Allem das „Fahnenschwingenfest" der Metzger in Eger. Im Jahre 1412 eroberten und zerstörten die Metzger, Tuchmacher und Stadtsoldaten Egers die schwer einnehmbare Raubveste Graßlitz. Zum Dank erhielten die beiden Zünfte von der Stadt das Vorrecht, alljährlich zur Fastnacht ihre Zunftfahnen herauszuhängen und unter Trompetenschall neunmal auf offenem Markt schwingen zu dürfen, endlich auch drei Tage lang einen Ehrentanz zu halten. Der Fahnenträger pflegt hierbei 26 bis 30 Schritte vor- und wieder zurückzuschreiten und dabei die schwere mit Bändern behängte Zunftfahne zu schwingen. Dieser alte Ehrenbrauch hat sich bis in die neueste Zeit erhalten und wird in Zwischenräumen von je fünf Jahren wiederholt. Das Fahnenschwingen am Faschingsdienstag 1891 ging unter Antheilnahme der Behörden und einer großen Volksmenge in Eger mit aller Festlichkeit vor sich. Ein ebenso allgemeines und gleich ehrenvolles Volks- und Stadtfest feiert seit Jahrhunderten alljährlich auch die Stadt Brüx an der Biela (im August) mit dem sogenannten „Schneefest" zur Erinnerung an den Sieg ihrer Bürger über die Husiten Žižkas, welche Schloß und Stadt im August 1421 mit Zerstörung bedrohten und nach hartem Kampf am 5. August in die Flucht geschlagen wurden, wobei der Sage nach plötzlich ein arges Schneewetter vom Kamm des nahen Erzgebirges her sich entlud. Besonders zu nennen ist ferner das sogenannte „Polakenfest" in Reichenberg. Diese Gedenkfeier wurde am 20. August 1813 vom damaligen Erzdechant Wolf eingeführt zum Andenken an die glückliche Erlösung der Reichenberger Gemarkung von dem an 20.000 Mann starken Einbruchscorps Napoleons, der damit die

Stadt arg bedroht hatte, jedoch infolge der Schlacht an der Katzbach diese Truppen (größtentheils polnisches Hilfsvolk) plötzlich nach Sachsen werfen und das „Franzosenlager" bei Paulsdorf-Rosenthal abbrechen mußte. Auf dem Schulberg, wo das befestigte Lager war, wurde seitdem am Gedenktag ein großes Freudenfeuer entzündet und am Vorabend das sogenannte „Gaikeln" geübt. Auch der Siegesgedenktag an die Schlacht bei Kulm (29. August 1813) wurde in der Teplitzer Gegend im Volke lange gefeiert. Geschichtliche Gedenk- und Gelöbnißfeste wurden (meist in kirchlicher Form) ehemals auch begangen in Aussig an der Elbe, Elbogen an der Eger, Prag (Schwedenfest) und anderen Orten. Erwähnt sei auch noch das sogenannte „Quellenauffindungsfest", das in der Badestadt Teplitz alljährlich Ende August zur Erinnerung an die Entdeckung der heißen Heilquelle (im Jahre 762) mit besonderer Feierlichkeit veranstaltet wird. Auch in Karlsbad und den anderen Curorten wird der Beginn der Curzeit alljährlich mit der feierlichen „Brunnenweihe" u. s. w. festlich begangen.

Volkslieder und Volkssagen. Für eine günstige Entwicklung des Volksliedes und der Volkssage sind in Deutschböhmen seit langem alle Grundbedingungen vorhanden. Die Bevölkerung selbst ist zum größeren Theil (Süd-, West- und Nordwestböhmen) den sangesfreudigsten deutschen Hauptstämmen entsprossen, eine sehr abwechslungsreiche, anregende Natur, reichgegliederte Gebirge, anmuthige Hügelreihen, einsame, hochragende Bergkegel, romantische Felsbildungen und Naturmerkwürdigkeiten, dazwischen liebliche Thäler, herrliche Wälder und Auen, viel lebendiges Wasser, stolze Flüsse, stattliche, seeartige Riesenteiche, ein an Abstufungen reiches, in den Hauptgauen besonders günstiges Klima, das durch seine sinnenfälligen Gegensätze und den mannigfachen Wechsel in den Naturerscheinungen Geist und Gemüth zu vielfältigen Äußerungen und zur poetischen Naturbetrachtung hinleitet, die Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit des geistigen Verkehrs mit den Grenzgebieten, endlich die so reiche und theilweise große geschichtliche Vergangenheit — alle diese Umstände wirkten zusammen, den lyrischen und epischen Volksgesang in den Hauptgebieten Deutschböhmens gedeihen zu lassen. In den fruchtbaren Gauen an der Eger und Nieder-Elbe des Landes förderte eine gewisse überlieferte Wohlhabenheit, Besitz-, Heimats- und Lebensfreude, in den weniger ertragreichen Gebirgsgegenden, insbesondere im Erzgebirge und Böhmerwalde, eine äußere oder häusliche Beschäftigung (Hirten, Holzhauer, Spitzenklöppeln, Holzschnitzerei, Korbflechterei, Flachszurichten, Spinnen u. dgl.), welche Gesang und Unterhaltung während der Arbeit ermöglicht, ja begünstigt, die reichere Pflege des Volksgesanges. Seine geschichtlichen Spuren reichen weit in die Vergangenheit zurück. Nach dem Bericht des ältesten Geschichtsschreibers des Landes (Cosmas) wurde bereits im Jahre 973 bei dem feierlichen Einzug des ersten Bischofs von Prag ein deutscher „Leich" gesungen. Auch für die alte deutsche



Egerländer Bauernhochzeit.

Volksepik sind Zeugnisse vorhanden. Das älteste der deutschen Literatur erhaltene deutsche Bergmannslied, das sich an eine Begebenheit um das Jahr 1413/14 anschließt, stammt aus Böhmen (Kuttenberg); ein anderes Volkslied (aus dem XVI. Jahrhundert) behandelt ein Bierturnier in der Erzgebirgsstadt Joachimsthal.

Im Allgemeinen und Wesentlichen schließt sich das Volkslied der Deutschen in Böhmen an die Volksliedergruppen der deutschen Hauptstämme an, mit welchen sie seit jeher in so naher und reger Verbindung standen (Handels-, Rechts- und Literaturverkehr, Kriegsfahrten, Studenten- und Handwerkerwanderschaften). Im Einzelnen hat sich jedoch das Volksleben Deutschböhmens auch selbstschöpferisch genug erwiesen, viele der allgemeinen deutschen Volkslieder auch selbsteigen für sich umzuformen und auch manche eigenartige Lieder selbständig sich zu schaffen, die eine umfangreiche Sammlung füllen würden. Diese kam bis jetzt freilich nicht in der wünschenswerthen Form zustande, da es an der nöthigen öffentlichen Unterstützung und Förderung fehlte.

Der weite Kreis des Volksliedes Böhmens, das durch die Vermittlung Südböhmens mit dem deutschen Volkslied Innerösterreichs im Zusammenhang steht, umfaßt alle Gebiete des weit ausgedehnten Grenzringes. Doch ist seine Entwicklung und Pflege eine merkbar ungleiche. Das Hauptgebiet des deutschen Volksliedes in Böhmen ist die Westhälfte des Landes. Hier blüht, vom Böhmerwalde angefangen bis hinauf zum fernsten Nordwest, bis zu den Höhen des Erzgebirges und den Geländen an der Eger und Elbe, der deutsche Volksgesang seit langem in reicher Fülle. In Westböhmen herrscht Begabung und Vorliebe für Musik, Gesang und Volkspoesie vor; nach Ostböhmen zu schwächt sich die Geltung des Volksliedes ziemlich auffallend ab und die Anlage und Neigung der Bevölkerung für das Malerische tritt in den Vordergrund. Die ersten, einfachsten und häufigsten Formen des Volksgesanges, die „Vierzeiligen", die längere Zeit in weiten Kreisen unter dem Namen der „Schnadahüpfel" nur als Besonderheit der Alpenländer galten, sind in Deutschböhmen sehr reich vertreten. Sie kommen als sogenannte „Stückla" im Süden und Westen (Böhmerwald und Ober-Egergebiet), als „Gesätzl" im Saazerlande, als „Schlumperliedln" (thüringisch-sächsisch) im Erzgebirge und als „Zenscherliedla" (schlesisch) auch im Riesengebirge seit langem vor (hier freilich viel spärlicher) und setzen sich selbst in der neuesten Zeit zuweilen noch lebenskräftig in zeitgemäßen Neubildungen fort. In Nord- und Ostböhmen sind sie allerdings seltener, allein sie fehlen selbst im sangesarmen Riesengebirge nicht so ganz und gar. Freilich ist die Entwicklung und Pflege des Volksgesanges überhaupt in diesem naturstrengen Gebiete im Vergleich zu Westböhmen eine derart geringere und verschlossenere, daß in ziemlich weiten Kreisen selbst der Einheimischen die Ansicht sich leicht verbreiten konnte, im Riesengebirge gäbe es keinen Volksgesang! Dennoch sind auch im sangesarmen Riesengebirge immerhin manche „Vierzeilige" und Volkslieder,

insbesondere Kinderliedchen und Spielreime, und zwar auch heimständiger Art zu finden. Eine größere Zahl derselben läßt freilich erkennen, daß sie ursprünglich aus Westböhmen herübergekommen und in Ostböhmen nur aufgenommen worden sind. Von Interesse ist es endlich zu bemerken, daß, wo die volksthümlichen „Vierzeiligen" auch in Ostböhmen etwa doch häufiger vorkommen, dies regelmäßig in solchen Sprachinseln der Fall ist, deren erste Bewohner einst als Einwanderer aus Westböhmen die fränkische und bajuvarische Mundart und auch das Volkslied aus ihren früheren Sitzen hierher verpflanzten.



Das Hopfenkranzfest in Saaz.

Die meisten „Vierzeiligen" sind vom Ursprung an Tanzliedchen gewesen. Doch entstanden nicht nur beim fröhlichen Tanz, sondern auch beim „Hutzn"-, „zu Rockn"- und „Freigehn", bei dem Viehhüten und der Feldarbeit, „Stückla" und „Gesätzl" bestimmter besonderer Art. Den Reigen mögen die verschiedenen „Hirtenstückeln" eröffnen:

Ich armer Bu,
Wu treib ich zu,
Dort uben naus,
Dort is mei Haus.[1]

Hurreih, hurreih, du klane Ruthe,
Dei Baua gitt (gibt) mer nischt zun Brute,
Den Kaas moch'n se kleene,
Die Butter ass'n se allene.[2]

[1] Nordwestböhmen; Kaaden, Erzgebirge. [2] Erzgebirge.

Hori, weida, Bloße,
Wos rumpelt of der Goße,
Wos rumpelt of der Ofenbonk,
Dan Hirt'n werd' de Zeit zu long.[1]

Michel (Michaelstag) is vorbei,
Dos Hitta (Hüten = Weiden) is frei,
Do hitt ich a reicha Bauan
Die Wiesa fullt (vollends) aus.[2]

Charakteristisch und bemerkenswerth ist folgender Hirtenwarn- und Melderuf:

U—o—da, U—o—da,
Die Kie giehn zo Schoda (zu Schaden)
Da Hert is ock gehanga
Uf siewa langa Stanga.[3]

Juchi, mei Muttr sucht mich,
Do ward se mich wul senda,
Wat se mich wul schenda (schelten)!
Wat mer mane Suppa trohn (Suppe hertragen)![4]

Im Anschluß erwähnt sei auch das Beerenliedchen, das besonders die Kinder im Riesengebirge mitunter singen:

Hila, hela, zichaqueck,
Ich hou mein Teppla bodendeck (bodenbedeckt)

Hila, hela, kolb,
Ich ho mei Teppla holb.[5]

Sehr zahlreich und beliebt sind die Neck- und Trutz-, die „Fopp"- und „Aufzieh"-Vierzeiligen. Als Beispiele solcher „Foppstückeln" in Süd- und Westböhmen seien mitgetheilt:

Und dö Glosmochaleut,
Hon gar lustigi Herrn,
Und wonns hult ka Geld hob'n
Su klimpern's mit die Scherb'n![6]

D' Bedlleit hobms gout,
Därf'n neat am Buadn affisteig'n,
Därf'n kain Laab Brout affschneid'n,
D' Bedlleit hobms gout![7]

Zahlreich und mannigfaltig sind insbesondere die Foppstückeln und Aufziehgesätzeln, die sich gegen die verschiedenen Handwerke richten. Insbesondere hatte seit jeher das Schneidergewerbe im Volkssang bekanntlich allerlei Neckerei auszuhalten, aber auch Schmiede, Kohlenbrenner (die Schwarzen!), Müller, Bäcker (die Weißen), Schuster und Zimmerleute werden gern geneckt. Spottgesätzel, wie das folgende, sind noch zahlreich in einem großen Theile Deutschböhmens im Schwung:

Schneiderl meck, meck,
Vo drei Zieg'n den Speck
Und a Häuptl Solot,
Hom zeh(n) Schneida dro soot (satt)![8]

Du Laffa, du Renna,
Du schwarza Kuhlnbrenna,
Du roussigha Schmid
Laffst üwarall mit.[9]

---

[1] Während ungünstiger Witterung! Ostböhmen, Friedland. [2] Ostböhmen, Gießhübel an der „hohen Mense". [3] Ebenda. [4] Ostböhmen, Adlergebirge. [5] Ostböhmen, Riesengebirge. [6] Böhmerwald. [7] Westböhmen. [8] Aubachthal, Willomitz, Liebotitz. [9] Westböhmen.

Der Holzhauerbursche singt sich selbst sein Lob- und Klagelied:

Bin ih su a saubera Bursch
Und muß ins Holzhaua furt!

Häst mi g'numma, wärst ma Wei,
Wär ih vun Holzhaua frei![1]

Geschätzt sind die Zimmerleute nach folgendem Beispiel:

Frohnl (Veronika)
Nimm dr ner an Tonl (Anton),

Nimm dr ner an Zimmermon,
Der dr a Heisl aufbauen kon![2]

Auch die Bauern erhalten natürlich in mancherlei Vierzeiligen ihren Theil, wie zum Beispiel im folgenden:

Allwal san dö Bauan lustö,
Allwal san se toll und voll;

Wann se solln a Steua gebm,
Hul da Teufl s Bauanlöbm![3]

Von den Maurern und den „Saaling"- (Sauerbrunn-) Leuten bei Eger und Franzensbad heißt es:

D'Maura und d'Salingleut'
Hobm schäia all aan Zaigch;

'n Winta weans zaunkrachdüar,
An Summa kröig'ns Bäuch.[4]

Gegen die „Altweiberzungen" wendet sich das „Egerländer Stückl":

An alts Weiwasmal (Maul)
U a Dudelsook,

Doi summa und brumma
An gonz'n Toogh![5]

Als Probe der Neckliedchen gegen einzelne Ortschaften diene:

Wisst ihr denn, wu Trautna (Trautenau) leit,
Trautna leit an Grunde,

S hout a poor hische (hübsche) Madlan dort,
Die essn jede Stunde.[6]

Die charakteristischen Merkmale einzelner Orte werden in Vierzeilern wie den folgenden besungen:

Kumetauer (Komotauer) Madeln, Kästen (Kastanien) und Nüsse,
Koodner Durschen (weiße Rüben) schneeweiß und süße,
Soozer Hoppn (Hopfen), Gorkn und Zwiebl,
Sei bekonnt über sieben Hübl![7]

Als Seitenstück sei ein „Merk"-Gesätzl aus der Umgebung der Badestadt Teplitz angeführt:

Wer in Teplitz is und badt (badet) nich,
Wer in Mariaschein is und batt (betet) nich,

Wer in Aussich is und trinkt kein Wein,
Dos muß a rechter Norre sein![8]

Am zahlreichsten, mannigfaltigsten und zum Theil auch poetisch werthvollsten sind in Westböhmen, insbesondere im Böhmerwalde, Ober- und Mittel-Egergebiete und

[1] Westböhmen. [2] Ostböhmen, Landskron. [3] Westböhmen, Tachau, Eger. [4] Ober-Egerland. [5] Westböhmen, Plan. [6] Ostmen, Riesengebirge. [7] Mittel-Egergebiet. [8] Teplitzer Gegend.

Erzgebirge die eigentlichen Tanz- und meist zugleich auch „Liebesstückl" und „Gesätzel", wovon folgende Proben:

Tanzgesätzl (Einladung):

Mei Schotz haßt net Toffl,
Net Jockl, net Hons,
Und wers möcht dafrog'n,
Der führt mich zan Tonz![1]

Tanz- und Foppgesätzl (auf Eine, die nicht tanzen mag):

S'Katterl sitzt hintern Tisch,
Honnlt (Handelt) mit Fledawisch,
Bub'n lotts Katterl geh,
S'Katterl is schee![2]

Tanz- und Foppgesätzl auf eine Wählerische:

Do drub'n in den Wäldl,
Wu da Tongl (Tannennadeln) reiröhrt,
Do sitzt a feis Madl,
Hotts Herzl dafrört (erfroren)![3]

Tanz- und Foppgesätzl auf eine Tanzsüchtige:

Dicke Durl, dicke Durl (Dorothea),
Tille, Tille, Deckl,
Hupp net su, spring net su,
Sinst valierst dei Röckl![4]

Eines der beliebtesten und verbreitetsten „Tanzstückl" war das folgende:

Duarl hout gsaggt,
Duarl hout gsaggt,
Böichala (Bucheckern) sei gout,
Klaub mas zsam,
Klaub mas zsam,
Thou mas in Hout![5]

Inwiefern auch in Ostböhmen die Tanzgesätzl bekannt und verbreitet sind, mögen folgende Proben beleuchten, die freilich ihre ursprüngliche Abstammung und Übertragung aus dem Egergebiete und Erzgebirge dem Kundigen leicht verrathen:

Geich — a Fiedelma!
Loss de Mädla hupp'n,
Schötzefleisch und Zwiesln dra
Mocht ne gute Supp'n![6]
Seff bleib dou,
Mer weiß ja ne, wies Watter word,
Seff bleib dou,
Mer weiß ja ne, wies word![7]

Zur vollen Höhe seiner Ausbildung und seines poetischen Werthes erhebt sich das vierzeilige Volksliedchen in den eigentlichen Liebesgesätzln, die natürlich seit jeher ebenfalls oft genug als Tanzbodenliedln gebraucht wurden. Diese vierzeilige Liebeslyrik des Volkes mögen folgende Beispiele kurz charakterisiren:

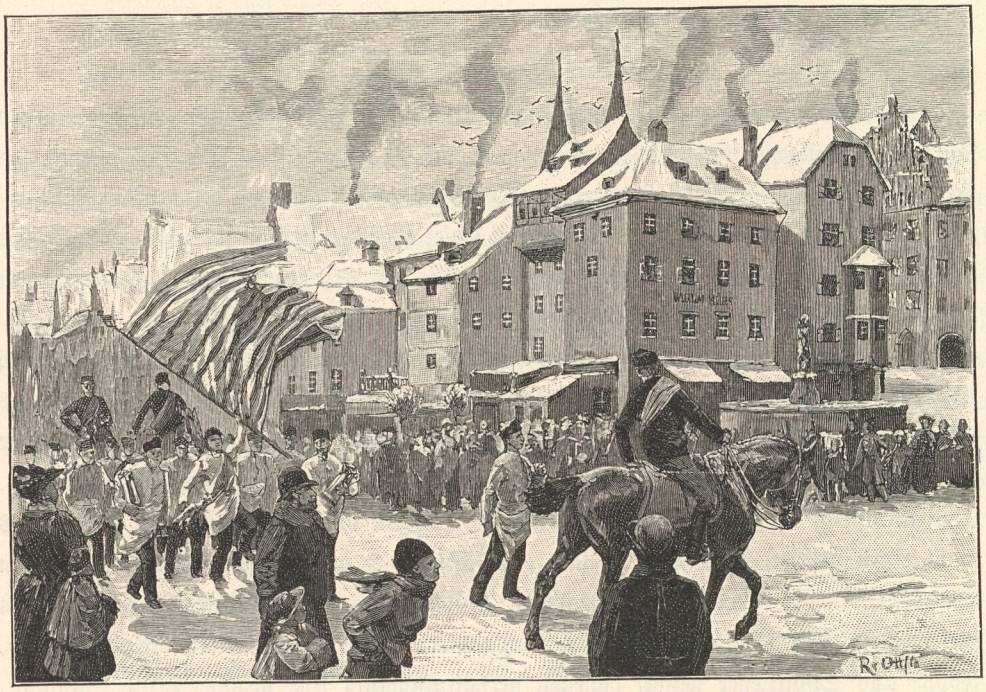
[1] Mittel-Egergebiet, [2] Podersam. [3] Saazerland, Erzgebirge. [4] Von der mittleren Eger, Nordwestböhmen, Aubachthal. [5] Ober-Egerland, Plan. [6] Ostböhmen, Reichenberg. [7] Ostböhmen, Jeschken-Isergau.

Ma Böiwl leiß ö nöd,
Leiwa ma Löm (Leben);
Und so deaft ma ma Boda
Koa Häratsguat göm![1]

Da Guggu is gschäckat,
Hot awal bloo Feiß (blaue Füße)
Und wai is den dö himmlischö
Liaschoft so seiß (süß).[2]

Af Wean (Wien) bin ö gonga,
Af lota (lauter) gräan Ronga (Rasen),
Af Wean geh – r — ih noch,
Weil ös Dirnal durt ho![3]

Ih bi va Asch,
Mai Maidl is va da Hamamüll,
Und wen ih af sie lach',
Sa wois sie, wos ih will![4]



Das Fahnenschwingen der Fleischergenossenschaft am Faschingdienstag in Eger.

Da Adl und d'Äiwa
Hobms Löibm afbrocht;
U ih u man Maidl
Hobms — a — ra sua gmocht.[5]

Mei Schotz is a Reita,
Und a Reita muß' sei,
Da Ropp ghört dem Kaisa
Und da Reita g'hört mei![6]

Wos hilft mich mei Gros,
Won d' Sichl net schneidt,
Wos hilft mich mei Schotzl,
Wons net bei mir bleit.[7]

Zwischen mir und zwischen dir,
Gehts Wasser so trüb;
Wens g'friert, kommt der Winter,
Du hast mich nimmer lieb.[8]

---

[1] Südböhmen, Böhmerwald. [2] Böhmerwald. [3] Südböhmen, Böhmerwald. [4] Westböhmen, Ober-Egerland. [5] Westböhmen, Egerland. [6] Nordwestböhmen, Saazerland. [7] Saazerland. [8] Mittel-Egergebiet und Erzgebirge.

Holb Wix und holb Wox
Und am Sond wochst ka Flox,
Und a dickköppets Madl
Mog ih a ze kan Schotz! [1]

Wos hob ich 'n gheiret,
Jetz hob' ichs davo,
A Stubm voll Kinner,
An trutzinga Mo! [2]

Zum Schluß mögen noch zwei Vierzeilige aus Ostböhmen folgen, und sei bemerkt, daß sehr wenige dieser Art dort bekannt sind.

Hinter der Hulerstau'n (Hollunderstaude)
Quigketzt (zirpt) a Gril,
Kou me der Pui (Bub, Bursche) gean hom,
Der mi net wil? [3]

Zwa schecktiche Ochsa
On a bückliche Kuh,
Dos get m'r mei Voter,
Wenn ich heirota thu. [4]

Aus dem reichen und mannigfaltigen Inhalt des Volksgesanges der Vierzeiligen läßt sich bei allgemeiner Überschau erkennen, daß das Volksthum Deutschböhmens das Hauptgewicht auf den Gefühlsausdruck und Gedankeninhalt legt und die musikalische Ausstattung weniger berücksichtigt. Die Melodien dieser Liedchen sind meist einfach und ziemlich kunstlos, doch oft recht innig und sinnenfällig. Die den Alpenländern so charakteristischen und zuweilen ziemlich kunstvollen Jodler und Jauchzer sind in Deutschböhmen verhältnißmäßig weniger ausgebildet. Nur in Süd- und Südwestböhmen, wo auch Steirerlieder sich im Volke eingebürgert haben, singen die Hütbuben und Mädchen beim Viehhüten etwas Ähnliches, und zwar nach alter heimatlicher Weise den sogenannten „Troudie", eine Melodie ohne Worte. Sie nennen dieses Singen bezeichnender Weise auch „almen". Charakteristisch für das deutsche Volkslied in Böhmen und das Volk selbst ist, daß es wohl einen großen Reichthum an sehr poetischen, auch an naturderben, gesundkräftigen Liebes-, Standes- (Bauern-, Bergmanns-, Soldaten-, schönen kirchlichen und historischen Gelegenheits-) Liedern aufweisen kann, auch zahlreiche und großentheils treffende Scherz-, Fopp- und Spottlieder besitzt, dagegen verhältnißmäßig sehr wenige Trink-, Rausch-, Rauf- und Wildschützenlieder hervorgebracht hat, die in manchen anderen Gebieten so häufig vorkommen. Bodenwüchsige Soldaten- und Kriegslieder gibt es in dem bekanntlich sehr tapferen Volksthum und dessen im Laufe der Jahrhunderte so oft vom Kriege heimgesuchten Gauen manche von charakteristischer Art. An die schweren Schwedenkriege erinnert heute noch die nun als Kinder-Stilliedchen in Nordwestböhmen gebrauchte Mahnung:

Beet Kinnl, beet,
Öitza kimmt da Schwed,

Öitza kimmt da Oxensterna,
Wird den Kinnln bet'n lerna!

[1] Saazerland, Aubachthal. [2] Mittel-Egergebiet, Erzgebirge. [3] Nordostböhmen, auch Westböhmen. [4] Ostböhmen, Riesen- und Adlergebirge. Auch Nordwestböhmen, Erzgebirge.

Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges stammt das folgende kriegerische Volksgebetlied:

Höchster Gott, gib deinen Segen,
Über das Haus Österreich,
Bring' den Frieden uns zuwegen,
Das bitten wir allzugleich.

Stärk' Theresia ihre Waffen,
Dämpf' des Feindes sein Hochmuth,
Thu uns Gott doch nicht verlassen,
Weil wir dich anrufen thun.[1]

Einen wirksamen Gegensatz bildet das aus den mannigfaltigen Kriegsliedern gegen den ersten Napoleon bekannte soldatische Spottliedchen mit folgendem Wortlaut:

S Bonapartl is oitza nimma stolz,
Honnlt mit Schwefelholz,

Schreit Gossn af und oh:
Leut kafft ma Schwefl oh![2]

Auch die Kriege der Jahre 1859, 1864 und 1866 haben zu verschiedenen Volksliedern angeregt. Die Heldenthaten des österreichischen Heeres und besonders der heimischen Truppen wurden in Liedern und Volksballaden, wie in den Gesängen vom 10. Jäger-Bataillon, von der Schlacht bei Magenta, von dem Gefecht bei Trautenau und anderen verherrlicht. Die beiden Lieder: „Das Grab von Sancta Lucia" und „In Böhmen ist ein Städtchen", welche den berühmten Heldenkampf des 10. Jäger-Bataillons in Italien behandeln, sind in Deutschböhmen, vor Allem an der Mittel-Eger weithin verbreitet und volksbeliebt. Sehr zahlreich sind die Liebeslieder und Balladen. Außer den bei den deutschen Hauptstämmen allgemein bekannten Volksliedern dieser Art hat Deutschböhmen viele selbsteigene aufzuweisen, worunter manche sich durch tiefere poetische Empfindung und edlere Fassung bemerkbar machen. Zu den populärsten derselben gehört im ganzen Egerlandgebiete: Da schmol Rai.

Gäih ih üwaran schmol'n Rai,
Siah — r — ih ma Maidl alai,
Hont sie a Töichl u waint.
„Fains Maidl wai niat a sua säia (so sehr)
Za dia kumm' ih nimma mäia!"
„Zwa schöll ih niat graina und schreia?
Gäihst furt, how ih kain Fraia.
Gäihst furt und mih lasst sitz'n, sitz'n,
Wäa schöll ih den z'Gvattern bittn?
Drei Gvattern mou ih scho hobm, scho hobm,

Döi mia ma Kind za da Taff trog'n.
Is denn scho wieda Mittogh, Mittogh?
Ho nu koa Handl vul Gros,
Wos wean denn mainä Leut sogn, Leut sogn,
Wenn ih wia kaa Gros meia haimtrogn?
Meina Leut, döi sog'n ma niat vüll,
Kari (Kann ich) mochen, wos ih nea wüll,
Kari mochen, wos ih näia mogh,
Wal mih kaan Bou mäia mogh.
— — — — — — — — —

Das Lied schließt mit folgenden versöhnenden Worten:

„Fains Maidl, stäih af, fain nea g'schwind,
Daina Kaiwla lassn all in Stall üm,
S' Goldringl how ih dia kaft, dia kaft,
Zwa Turkltäuwala san draf;

Döi Turkltäuwala san schäi, san schäi
U kaa — r — annara schöll za dia gaih,
Kaa — r — annara schöll di niat kröign,
Schöll mia ma Heazl betröibn.[3]

[1] Nordböhmen, Kreibitz. [2] Westböhmen, Ober-Egerland. [3] Ober-Egerland.

Zu den beliebtesten Volksliedern des Saazer Landes und Erzgebirges gehört das folgende: Herzigs Katterl!

Herzigs Katterl, geh mit mir,
Geh mit mir in d' Schleha.
Ko net sei, ko net sei,
Hob a böse (wunde) Zeha (Zehe).
*
Herzigs Katterl geh mit mir,
Ih waß a Kräutl im Wolde,
Kumm mit mir, kumm mit mir,
Dort halt (heilt) dirs Harzl bolde!
*
Ih ko net fort, ih mog net geh',
Der Weg is mir zuwida,
Bis ih meine Brautschuh kriegh,
Halts vo selwa wieda![1]

Aus den mannigfaltigen Liebesliedern aus Südböhmen seien folgende mitgetheilt:

Ih hob dir in d'Äuglein g'schaut,
D'Äuglein worn trüab,
Und hob dirs nät z'sog'n traut,
Daß ih die liab.
Oba ih liab die so fest,
Wia da Baam seine Äst,
Wia da Äpfl seine Kern,
Grod so hob ih dih gern![2]

Sehr anschaulich gibt die Erzgebirgstochter, die Spitzenklöpplerin, ihrem Liebes- und Lebensschmerz Ausdruck:

Och, wenn — r ner käm,
Doß — r — mih nähm,
Doß ih a mol
Vun dan Klipplsock käm!
Nu is — r — wull kumma,
Und hot mih genumma,
Nu bi ih nuch sarner (mehr)
Zun Klipplsock kumma![3]

Bezeichnend für Landes- und Volksart in den Webergebieten ist die folgende Weberwerbung:

Madla willst de zu mir zieh'n,
Mußt de bei mir bleiba,
Mußte spenna aus Hoberstruh
Schiena klara Seida!
Soll ih spenn aus Hoberstruh
Schiena klara Seida,
Mußte mer a Spulche (Spule) drahn
Aus da huhla Weida![4]

Charakteristisch für Nordböhmen ist das auch im Riesengebirge bekannte komisch-satirische Armleut-Hochzeitsliedl:

Kaserandls (Käsekrume) Tuchter
Und Quarkspitzns Suhn,
Die wollt'n mitnand'r Huxt (Hochzeit) mochn
Und hott'n nischt d'rzun!
Dou kejften se üm en Dreier Bratzeln (Bretzen)
Und üm en Dreier Bier,
Und lotschten druf an Kretschen (zum Kretscham-Wirthshaus),
Ahinda und afür (Hinter und vor das Wirthshaus).

Von den mannigfaltigen Liedern aus bestimmten Beschäftigungs- und Handwerkskreisen seien nachfolgend einige der beliebtesten und am meisten charakteristischen mitgetheilt.

[1] Mittleres Egergebiet. [2] Böhmerwald. [3] Erzgebirge. [4] Ostböhmen.

Eines der selteneren Beispiele der in Deutschböhmen nur ausnahmsweise mit Jodlern verbundenen Volksgesänge bietet das Holzknechtlied:

Is dös a a Freud
Für dö Hulzknechtleut,
Wann die Sun schön scheint,
Und das Hackerl schneidt. Hulladihullaho!

Und die Hulzhocka-Buabm
Müass'n fruah affsteh'n,
Müass'ns Hackerl nehma
Und in Hulzschlog geh'n. Hulladihullaho![1]

Ein sehr sangbares, sonst gern und viel gebrauchtes Volkslied, durch welches auch eine einst sehr bekannte und verbreitete Volksfigur charakterisirt wird, ist das Lied vom Roußbuttnboum:

Bin ih neat a schaina Roußbuttnbou,
Bou, Bou, Bou, Bou, Bou, Bou?
Ho ih neat a schains Höital (Hütlein) af,
San a schaina Bandala draf u. s. w.

Bin ih neat a schaina Roußbuttnbou,
Ho ih neat schönina Schöichala aa,
San a schaina Schnallala dra!
Schöichala aa, Schnallala dra, Hüasala aa!

Ho ih neat a schains Röckal aa,
San a schaina Quastala dra
u. s. f.
Ho ih neat a schönina Hüasala aa
San aa schaina Spitzala dra
u. s. f.

Spitzala draa,
Röckal aa,
Quastala draa,
Höital af,
Bandala draf!
Bin ih neat u. s. f.[2]

Diesem schließe sich eine Probe an aus dem: Bandelkramerlied.

Ih bin der Bandlkrama Sima,
Komm' her vom Pilsner Mark(t),
Weißn Zwirn und blobe (blaue) Bandeln,
Hob ich drin in meinem Ranzl,
Hopsa, Madln, kaft mir oh!

Wos sollt denn a mein' Kräml fehl'n,
Spitz'n, Bandln hob' ich gnug,
Fingerhüt' und Taschenmesser,
Feuerstein af Flintenschlösser,
In die Brautschuh schöne Schnalln![3]

Von besonderem Interesse und für die einst berühmten Bergbaustätten im Erzgebirge orts- und volkscharakteristisch sind die Bergmannslieder. Zu den angesehensten und verbreitetsten dieser „Bergreigen" gehörte der alte „Joachimsthaler", der auch von den Kohlenbergwerkshäuern Nordwestböhmens jetzt noch gern gesungen wird: „Schon wieder tönt vom Schachte her", und der an gleicher Stätte übliche alte Erzgebirgs-Bergreigen:

Glück auf, Glück auf, der Steiger kommt,
Er hat sein Grubenlicht schon angezündt!
Hats angezündt, es gibt sein Schein,
Damit man fahren kann ins Bergwerk ein.

Die Bergleut sind gar hübsch und fein,
Sie hau'n das Silbererz aus festem Stein,
Der eine gräbt Silber, der andre gräbt Gold,
Die schwarzbraun Mädchen sind dem Bergmann hold![4]

[1] Böhmerwald. [2] Ober-Egerland. [3] Ober- und Mittel-Egergebiet. [4] Erzgebirge, Joachimsthal.

Aus dem Saazergau sei mitgetheilt das auch über andere Gebiete verbreitete Besenbinderlied:

Wenn ih ka Geld zan Sauf'n ho,
Geh ich in' Wald, schneidt Reisich o;
Wenn ichs Reisich g'schnied'n ho,
Geh ich hamm, bind Besen o!

Wenn ich de Bes'n bundn ho,
Laf ich d' Stroßn auf und o,
Leut, Leutla kaffts ma Bes'n o,
Daß ichs Geld vasaufen ko.

Und wenn ich des Geld vasoffn ho,
Su geh ich in Wald, schneid Reisich o.[1]

Den Schluß möge ein Volkslied aus dem Erzgebirge bilden, das die Freuden und Leiden der Klöpplerin in kurzen Strophen treffend zum Ausdruck bringt: „Dos gebarcherische Madl" (Erzgebirgsmädchen).

Bin ih net a schies (schönes) gebarcherisch Madl?
Bin alleweil lustich und fruh (froh);
Ih kalippel (klöpple) su a mannich Stück Fadl
Un a mannich Stück Bordel (Borte) dazu.

*

Am Sunntich, do thu ih mich schin (schön) putz'n,
Un hör' mer de Predicht schie a,
Nachert gieh 'ch ze mein Wanzela hutzn,
Do sah m'r anonner schie a!

*

Un hammer a nischt meh ze brenna,
In d'r Finst'r, do ko m'r net sei,
Do thu m'r des Bergl n'auf renna
Un schtirln (stechen) dan Mundn schie (Bekräftigung) rei.

*

Un hamm'r a nischt meh ze labm,
Su leidt m'r a Finkela (Fünklein) Nuth;
Gruß thun, des is holt mei Labm,
Starbn, des is holt mei Tud![2]

Besondere Hervorhebung aus der Zahl der umfangreicheren Volksgedichte verdienen sowohl wegen ihres Inhalts als ihrer weiten Verbreitung und Volksthümlichkeit das Volkslied: „Der Reischdorfer Pferdehimmel" (Erzgebirge und Saazerland), „Vogelstellerlied" (Kinder, wos mach'n mer de heut?") und „Mei Höll" (Erzgebirge und Mittel-Egergebiet), der „Tetschner Schiffsmon" (Elbe-Niederland) und der schon über hundert Jahre im Volk bekannte, sehr beliebte Volkssang in Auschaer Mundart: „Der Zippelpelz", der früher nach einer menuetartigen Melodie gesungen wurde.

Nach einer Überschau über die Gesammterscheinung des deutschen Volksliedes in Böhmen läßt sich feststellen, daß auch im Volkslied die Charakterabstufungen und Eigenarten der Einzelnstämme und Hauptgebiete Deutschböhmens ziemlich merkbar zum Ausdruck gelangen. Im Wesentlichen sei nur so viel bemerkt, daß in Süd- und Südwestböhmen, das mit seiner Bevölkerung dem innerösterreichisch-bajuvarischen Volksthum näher steht, die gefühlsweichen und dabei leidenschaftsstarken Liebesliedchen und die echt lyrischen, naivfrischen Naturlieder aus den anderen mehr hervorklingen, im Norden und Nordosten überwiegt dagegen im Allgemeinen die mehr geistig-betrachtende und urtheilende, die humoristisch-satirische, lehr- und neckhafte, zu Spott und Witz geneigte, in Gedanken und Form schärfere

[1] Saazerland; Podersam-, Duppau-, Kaadner Bezirke. [2] Erzgebirge.

und markigere Volkspoesie; Nordwestböhmens Volkslied endlich, besonders jenes des Egergebietes, steht in der Mitte zwischen diesen beiden Richtungen und vereint beider Vorzüge zu harmonischem Zusammenklang und Ausgleich in sich, denn es besitzt fast ebenso zahlreiche gemüthsinnige echt lyrische, wie auch bemerkenswerthe episch-lyrische Volksdichtungen und



Spitzen-Klöpplerin aus dem Erzgebirge.

humoristisch-satyrische Neck- und Spottlieder. Eine größere Zahl heimischer Schriftsteller sorgte in den einzelnen Gauen seit Jahrzehnten für die Pflege der mundartlichen Volksliteratur im Schriftthum und Volksleben und dies besonders in Nordwestböhmen, wo Volksliederfreunde und volksthümliche Schriftsteller, wie Pfarrer Öttel (gestorben in Reischdorf), Dechant Dr. Anton Jarisch aus Leipa (gestorben in Komotau), Herausgeber

der „Heimatsklänge", Dr. Josef Stocklöw (aus Pürstein, derzeit k. k. Bezirksrichter in Auscha), Med. Dr. Lorenz (gestorben 1. December 1860 zu Eger), Med. Dr. Michael Urban in Plan (Westböhmen); die Naturdichter: J. Düml, Schuhmacher in Eger, in Ostböhmen Hieronymus Brinke, der am 7. September 1880 in Tanndorf (Bezirk Rokitnitz) im Alter von 80 Jahren verstorbene Weber, Kleinbauer und humoristisch-satirische Volkspoet des Adlergebietes. In neuer Zeit ist die Pflege der mundartlichen Dichtung in Deutschböhmen eine immer regere geworden und werden bei einer ähnlichen künftigen Überschau diesfalls zahlreiche neue Namen aus dem jüngeren nachstrebenden Geschlecht zu nennen sein.

Volkssagen. Welch großer Reichthum an Geistes- und Gemüthsleben das deutsche Volksthum Böhmens auszeichnet, beweist auch sein ebenso umfangreicher als gehaltvoller Sagenschatz. Ein großer Theil entstammt ebenfalls dem allgemeinen germanischen Sagenkreise; ein anderer, fast größerer ist jedoch dem heimatlichen Boden und Volksthum und dessen Entwicklungsgeschichte selbst entwachsen. Allgemein-germanischen Ursprungs sind vor Allem Deutschböhmens Götter- (Geister-) und Natursagen oberster Stufe. Die eigentlichen und wichtigsten Volkssagen sind auch hier wie fast überall die Sagen, welche in der Vergöttlichung der Natur gipfeln. Die vom Volksgeist ins Übermenschliche, Göttliche (Dämonische) erhobenen Naturgewalten mit ihren guten und bösen Kräften und Kräftewirkungen bilden den Hauptinhalt dieser Sagen, deren Gesammtheit sich in alter Zeit dem Volke zum Götterglauben entwickelte. Die großen Naturgewalten, wie Sonne, Blitz und Donner, Feuer und Wasser wurden als Hauptgottheiten auch bei den deutschen Stämmen persönlich gemacht, die kleineren Kräfte in Flur und Wald, in Busch und Weiher zu Geistern niedrigeren Ranges: zu feurigen Männern „Wassermännern, Kobolden, Zwergen" bis zu den harmlosesten „Heinzel- oder Wichtelmännchen" herab. Der fernere Fortschritt der menschlichen Culturgeschichte brachte hierzu noch die Gestalten des immer höher sich entwickelnden Gesammtculturkreises, die Sagen der christlichen Legende, die Kirchen-, Klöster-, Ritter- und Schloßsagen, dazu die romantisch-abergläubischen Brücken-, Berg-, Bau-, Schatz- und Zaubersagen des Mittelalters und zu den Sagen von den Alchymisten, Goldmachern, vom Stein der Weisen, Lebenselixier u. s. w. als höchste und letzte Ausgestaltung auch des culturellen Zauberwesens und Zauberglaubens: die Faust- und Mephistosagen, in welchen die zauberischen und teuflischen Kräfte ebenfalls ins Höchstpersönliche zusammengefaßt und ins Übermenschliche erhoben werden.

Die landes- und volkscharakteristischen Sagen Deutschböhmens, die an dieser Stelle hauptsächlich zu berücksichtigen sind, gliedern sich abermals in bestimmten, schärfer ausgeprägten Sagengestalten und Gruppen sehr deutlich nach den verschiedenen natürlichen Hauptgebieten und Stämmen. Die einfachsten Sagengestalten, die jedoch durch die höhere geistige



Zur Sage vom Rübezahl.

Anlage des Volkes zum Theil immerhin poetisch genug erhoben wurden, bietet naturgemäß das Flach- und Hügelland. In den weiten fruchtbaren Gauen des Getreide-, Hopfen- und Obstgebietes Deutschböhmens, im Saazerlande, an der Eger und tieferen Elbe, ist das „Kornmännchen" („Kornmännl"), das, in den wogenden Kornfeldern einherhuschend, die Gräserinnen und Buben neckt und schreckt, die charakteristische Sagengestalt. Daneben kommt auch das „Hopfenmännchen" („Hopfenherrl"), der „Busch- und Waldmann", der „Wassermann", das „falbe Männlein" („s fohle Männl"), der „feurige Hund" (Schatzhüter, auch als verzauberter böser Ritter Ratschin, der um den Pfarrteich von Willomitz kreisen muß), der „Irrwisch", die Zwerge und dergleichen mehr vor. Im Wesen auf derselben Grundlage fußt die nur etwas charakteristischer ausgestaltete bäuerliche Hauptsage des oberen Egerlandes, wo der „Büllmatzschnitter", „Billmesschneider" in gespenstiger Weise mit goldener Sense die Halmfrüchte anschneidet und die Bauern, besonders wenn sie bei der Saat nicht nach gewissen alten Regeln vorgehen, an ihrem Gute schädigt. Daß auch hier die Zwerge (die schwarzen Männchen vom Kammerbühl) und die Schatzsagen nicht fehlen, ist naheliegend. Mannigfaltiger und dämonischer treten, wie es die Natur der Gegend bedingt, die Volkssagen in den besonders wald- und wasserreichen Gebieten auf. In Südböhmen (besonders im Böhmerwald), wo Wald und Wasser seit jeher die Natur beherrschen, überwiegen die Wald- und Wassersagen (Waldweiber von Hosterschlag), die Mooswеibchen (Böhmerwald), die Wildfrauen im Plöckensteiner See (Böhmerwald), das Waschweibchen (Böhmerwald), das Seeweib (Böhmerwald), der Wassermann, die drei feurigen Hunde am See (Budweis), der Hessenbrunn bei Krumau, der verzauberte See nächst dem Dreisesselberg (Böhmerwald) u. s. f. Auch an den Ufern der Elbe und Eger spielen die Wassermannsagen eine Rolle. Für Südböhmen ist ferner die weitbekannte Schloßsage von der „weißen Frau" zu Krumau typisch geworden. Diese Sagenfigur kommt übrigens auch in den meisten übrigen Gebieten vor, so im Saazerlande die weiße Frau im Schloß zu Weitentrebetitsch, die weiße Frau an der Iser (Ostböhmen), die weiße Frau auf dem Harfenstein und in der Ringelkoppe u. s. w. Abermals um Einiges reicher entwickelt sind die Sagen des Erzgebirges, wo nebst dem Naturleben des Waldes und Wassers, des Moors und Gebirges auch noch der einst hier sehr lebhafte Bergbaubetrieb manchen Einfluß nahm. Im Erzgebirge ist der „Hehmann", ein neckender, schreckender Waldgeist, der mit seinem lauten „He! He!" die Wälder unsicher macht, eine Hauptgestalt der Volkssage. Sein Hauptgebiet ist der Bergwald nächst Preßnitz und Sonnenberg, doch ist er auch in Graßlitz bekannt. Ihm zur Seite steht der „Waldschütz" (Graßlitz), der an die Waldbäume schlägt und nächtlich Wild und Menschen hetzt; ferner die Koboldin „Marzebilla" (Preßnitz). Ziemlich zahlreich waren besonders in früherer Zeit noch die Sagen von den Bergwerks- und

Berggeistern im Erzgebirge. Sie erschienen meist als graue Männchen (Zwerge) und brachten den Wald- und Bergleuten öfter Glück und Segen, mitunter freilich auch allerlei Strafen, so der dankbare Zwerg von Brüx, die Zwerge im Kupferhübel, die Zwerge des Marienberges bei Aussig, die Pelzleutchen von Wteln, die Reibmännchen von Saaz und andere mehr. Auch allerlei Moor-, Wasser- und selbst Zaubersagen hat das Erzgebirge aufzuweisen, wie die Sage vom thörichten See bei Satzung-Sebastiansberg, vom Alaun-Hüttensee (Komotau), die Sage von der Todtenheide bei Hammer im Erzgebirge, wo ein schwedischer Heerestheil im Moor versank, vom Reischdorfer Fuhrmann, der gegen Nürnberg fuhr und von einem guten Geiste ein Zauberfläschchen erhielt; die verschiedenen Irrwisch- und die Venedigersagen (sogenannte Venediger Gold- und Edelsteinsucher durchzogen im Mittelalter häufig auch das Erzgebirge); endlich zahlreiche Berg- und Schatz-, Bau-, Burg- und Ritter-, Kirchen-, Thier- und Teufelssagen. Zum Nord- und Ostgebiete des Landes fortschreitend zeigt die Volkssage eine von Nord nach Ost gegen das Riesengebirge zu stetig mehr sich steigernde Neigung zur Charakteristik eines Alles beherrschenden Wald- und Gebirgsgeistes. In Nordböhmen (Rumburg, Warnsdorf) ist das „Buschweibl" und der „Bandietrich" (Wildjäger), das „Buschjähala", in Schluckenau der historische „wilde Mann" die Hauptfigur der volksthümlichen Natursage.

Alle diese Sagengestalten sind ebenso wie der „Jerlapfeif", der Wildjäger und Spottgeist, der den Jeschken-Isergau und das Adlergebirge beherrscht, der „Lindwurm" der Ortssage von Trautenau und auch die wilde Jägerin von Braunau (wo auch die Aschenbraut, Berchta, haust) im Wesen auf denselben Grundgedanken zurückzuführen: auf das Machtvolle, Wildungestüme, den Menschen Bedrohende und Schreckende der im Sturm bewegten Natur des Wald- und Gebirgslandes Nord- und Ostböhmens. Die einst besonders rauhe und wildungestüme Natur dieser Gebiete war die Nährmutter zahlreicher Natursagen, und so kommt es, daß das verhältnißmäßig liederarme Ostböhmen umso reicher an Volkssagen ist und in seiner Haupterhebung, im Riesengebirge, eine Sagenfigur herausgebildet hat, die an poetischer Erhöhung, sinniger Vertiefung und reizvoller Mannigfaltigkeit zur bedeutendsten, populärsten und berühmtesten des ganzen Landes geworden ist. Rübezahl, der große Berggeist des Riesengebirges, der bei Eis und Schnee im Hochgebirge der Schneekoppe haust und am Brunnberg nächst den Elbe-Quellen sein „Lustgärtlein" hat, von wo er im Wettersturm in den Riesengrund hinabfährt (Schneelawine), ist der machtvolle Wildherr der ganzen rauhen, großen Gebirgsnatur, ist die oberste Ausgestaltung der Hehmann-, Wildjäger-, Wildmann- und anderer Sagen der tieferliegenden Wald- und Gebirgsgebiete Deutschböhmens. In der Rübezahlgestalt, dem mächtigen, zaubergewaltigen, majestätischen Berggreis und seinem so reich ausgebildeten Sagenkreis erhält die Volkssage Deutschböhmens förmlich ihren obersten Abschluß und ihre

poetisch-künstlerische Krönung. Wo die Naturgewalt des Landes am mächtigsten sich zeigt, dort ist eben auch die größte und vielseitigste Sagengestalt der Volksdichtung entwachsen.

Als eine Besonderheit aus dem bereits auf der neueren Cultur fußenden Sagenkreise Deutschböhmens sei zum Schluß noch die Volkssage des Leipagaues „vom Sandauer Dr. Kittel" (dem nordböhmischen Dr. Faust!) erwähnt, der gleich seinem classisch-berühmten norddeutschen Genossen allerlei seltsame Zaubereien vollführte und in der Volkssage Nordböhmens deshalb eine besondere Rolle spielt. Wird die Naturmythe Deutschböhmens durch eine Großgestalt wie jene Rübezahls in einem Höhepunkt abgeschlossen, so erhält auch die Cultursage mit der auf diesem Gebiete zum Höchsten entwickelten Figur des Zauberglaubens mit einer heimatlichen, selbständigen Dr. Faust-Gestalt ihre bedeutsame Krönung.

Volksleben der Deutschen im Böhmerwald.

Zur Charakteristik des Volkes. Eine Viertelmillion Seelen umfassend, bewohnt diese kerndeutsche Bevölkerung das herrliche Berg- und Hügelland an der mittleren und südlichen Westgrenze Böhmens und gibt auf diesem Terrain, der Länge und Breite nach, in Dörfern, Märkten, Städten, von geringfügigen Localeigenheiten abgesehen, in voller Übereinstimmung nach Lebensweise, Muttersprache (Dialect) und Charaktereigenthümlichkeit das Abbild ihrer deutschen Nachbarn: der Oberösterreicher und der Baiern. Der Körperbildung nach erscheinen die Männer in etwas über Mittelgröße, sehnenkräftig und mit scharfgezeichneten charakteristischen Gesichtszügen. Blonde Haare und blaue Augen sind seltener geworden als früher, wo ein Schwarzkopf z. B. seiner Seltenheit wegen Anlaß gab, daß sein Hof den Spitznamen „zum Schwoarzschädel" erhielt. Daß es im Böhmerwalde auch Zeiten gab, wo unter den Männern germanische Hünengestalten auftraten, können alte Leute noch heute bezeugen, und der Verfasser selbst ist Einer von diesen alten Leuten. Der eine dieser Hünen ging in seinem Alter mit dem Bettelsack um, war ein Schrecken der Kinder, aber ein gerngesehener Recke für Männer, die sich nicht satthören konnten, wenn er von seinem Kampf mit dem Bären erzählte, der ihn im Walde überfallen hatte und umklammert hielt, bis er ihn an eine Schichte Holz hinzwang und mit einem Scheite maustodt schlug. Der zweite dieser Hünen war in seinen jüngeren Jahren Steinbrecher in einem Kalksteinbruch bei Neuern, genoß im Alter ein erträgliches Gnadenbrot und kam einmal, 80 Jahre alt, zu meinem Vater mit einer Botschaft. Er konnte nur tiefgebückt zur Thüre herein und saß dann wie ein riesiger Kachelofen an unserem großen Ecktisch. Mein Vater erinnerte ihn an seine Liebhaberei in jüngeren Jahren bei Musiken, wenn eine Rauferei entstand; da pflegte er die

riesigen Tischplatten aufzuheben, umzukehren und auf das Gewühl der Raufenden loszuschlagen, so daß ganze Partien von Streitenden zu Boden sanken oder die Flucht ergriffen. Lächelnd erzählte er solche Fälle, und wenn er damit zu Ende war, ging seine Stimme noch eine Weile in seiner Riesenbrust herum wie ein nachhallender Donnerton im Resonanzbodenraum einer Baßgeige.

Zur Zeit der Vollkraft dieser Hünen war die Raufluft in dem Volke noch groß und allgemein; selten ging eine Tanzmusik oder ein Jahrmarkt ohne wilde Kämpfe zwischen Burschen eines Dorfes oder zwischen den verbündeten Burschen zweier Dörfer vorüber. Diese Raufluft, obwohl noch weit und breit vorhanden, ist milder geworden und bei den hier und da noch losbrechenden Kämpfen kommen die Messer, welche die Burschen an der rechten Hüfte nebst Eßbesteck in einem Futteral tragen, fast nie mehr in Verwendung. Mit der Abnahme der wilden Raufluft Hand in Hand geht das Verschwinden des früher so übel berufenen Wilderer- und Schmugglerwesens, das nur noch wenige Freunde und Waghälse zählt. Und so kann man jetzt als allgemeine Charakteristik des Volkes aufstellen: von Natur heiter und kräftig, ist es im Ernst und Humor etwas scharfkantig, was ihm als Bewohner rauherer Berg- und Waldstrecken eigentlich zukommt. Die Proceßsucht, früher weit verbreitet und von elementarer Hartnäckigkeit, ist auf vereinzelte Fälle herabgesunken und wird durch einen vortrefflichen Gemüthszug weit überwogen: die Hilfeleistung, die sich Einzelne wie ganze Dörfer in Noth und Bedrängniß gewähren. Bei Bränden, Hagelschlägen, gefährdeten Ernten zeichnet sich das Volksgemüth wahrhaft glänzend aus. Wenn ein ärmerer Hausbesitzer wegen zu wenig Zugvieh und Mangel an Arbeitern zur Erntezeit mit seinen Geschäften zurückbleibt, so unterstützt man ihn allseitig und hilft ihm. Nicht selten nehmen erwachsene Bursche nachts einen Wagen, spannen sich selbst an die Deichsel oder schieben an Rad und Leitern; wenn dann der Hofbesitzer am Morgen seufzend aufsteht, um sein Getreide mühsam einzuführen, liegt ein Theil schon in der Scheuer und ein befrachteter Wagen steht noch vor dem Thor.

Ein schöner Grundzug im Charakter der Böhmerwäldler ist die Liebe zur Heimat. Wenn sie diese schon verlassen müssen, so ist ihr beliebtestes Ziel Niederösterreich, namentlich Wien; doch ist die Sehnsucht, nach längerer oder kürzerer Abwesenheit wieder heimzukehren, unaustilgbar. Darum wollte vor längerer Zeit die Neigung, auszuwandern, nicht recht platzgreifen, insbesondere im nördlichen Böhmerwalde, wo im Jahre 1827 ein Auszug nach dem Banat in abschreckender Weise mißglückte. Jetzt hat sich freilich in dieser Beziehung viel verändert; denn Einzelne und ganze Familien sind dem Zuge nach Nordamerika gefolgt, haben ihre Lage dort verbessert und bereits viele Verwandte und Bekannte nachgezogen. Zahlreiche jüngere und ältere Leute, wenn sie nur die Reise bezahlen und Land ankaufen können, schließen sich zusammen und folgen ihren Vorgängern;

sie suchen dabei klugerweise solche Gegenden auf, wo sie bereits angesiedelte Landsleute finden, die dann für die erste Zeit Schutz und Halt bieten. Von Bedeutung, insbesondere für den nördlichen Theil des Böhmerwaldes, war früher der Handel mit Bettfedern. Massen dieser Federn neben den im Lande selbst gewonnenen wurden aus Ungarn, Mähren und Galizien bezogen, im Böhmerwalde aufgelagert und von kleinen Händlern und Hausirern nach den deutschen Ländern, nach der Schweiz, den Niederlanden, Frankreich, sogar nach Schweden vertrieben. Diese Geschäftswanderungen brachten nicht nur pecuniäre Vortheile, sie hatten auch werthvolle Kenntniß des Auslandes zur Folge, und manches Hauswesen verdankte der Kenntniß des Auslandes eine bessere Führung der Geschäfte. In den Gegenden, wo der Federnhandel blühte, gewann auch die Volkssitte einen hübschen Brauch an Winterabenden durch das Federnschleißen, bei welchem gesungen, Märchen erzählt und wie in Spinnstuben allerlei Ergötzlichkeiten getrieben wurden. Lassen große Herrschaftsbesitzer berühmte Ökonomen kommen, um durch sie Verbesserungen im Landbau und in der Viehzucht einzuführen, so passen die Bauern wohl auf, bezahlen durch Sammlungen den fremden Rathgeber selbst für einige Zeit, um die Verbesserungen auch auf ihren Gründen einzuführen. Doch gilt dies nur auf dem Gebiete des nördlichen und mittleren Böhmerwaldes, wo der Bauer als freier und größerer Eigenthümer auch über reichlichere Mittel verfügt.

Gelten diese Charaktereigenthümlichkeiten vom Volke des Böhmerwaldes überhaupt, so müssen doch zwei Volkstypen hervorgehoben werden, welche neben der heimischen Eigenart noch ihr besonderes Gepräge nach Leibes- und Geistesanlagen zeigen: die Bewohner des Städtchens Wallern und dessen Umgebung, sowie die Bewohner des Gebietes der sogenannten Freibauern. — Die (küniſchen, d. i. königlichen) Freibauern, das Gebiet zwischen Innergefild im Süden und Neuern im Norden bewohnend, stammen von deutschen Colonisten, welche als Beschützer der Grenze des Böhmerwaldes angesiedelt und mit vielen Rechten und Vorrechten ausgestattet wurden. Sie hatten auf ihrem Gebiete acht Freigerichte, wählten ihre Beisitzer selbst und ihr Oberrichter leitete alle sie betreffenden Rechtsangelegenheiten, wie das Steuer- und Conscriptionswesen. Aus dieser Colonie erwuchs ein stolzes Volk von Bauern, das in deutscher Treue am Hergebrachten festhält und ein festes Standesbewußtsein hochhält. Mit diesen „Königsbauern“ haben die sogenannten „Wallinger“, die Bewohner des an der Straße von Kuschwarda nach Prachatitz gelegenen Städtchens „Wallern“ die ausgeprägte Charakterfestigkeit und den Hochsinn für Unabhängigkeit gemein. Auch diese Wackeren entstammen, wie man vermuthet, einer Colonie, und zwar einer Einwanderung von Schweizern; aber diese Annahme ist so wenig nachzuweisen als die ganz unstichhaltige Behauptung, daß die Wallinger einer — römischen Colonie entstammen, weil man unter ihnen sogenannte römische Köpfe mit schwarzem Haar,

dunklem Teint und Adlernasen häufig findet. Eine stark vertretene Ansicht geht dahin, daß die Wallinger von einem Reste der Markomannen oder deutscher Ureinwohner herstammen; diese Ansicht, sowie die früher erwähnte, daß Schweizer die erste Ansiedlung gegründet haben, findet gleichmäßig einige Bekräftigung durch den besonders stark hervortretenden Zug der Unabhängigkeitsliebe bei den Wallingern, die schon vor 300 Jahren bedacht waren, aus dem Bande der Unterthänigkeit und Leibeigenschaft sich loszulösen durch Bezahlung eines Lösegeldes an den Schutzherrn Peter von Rosenberg.



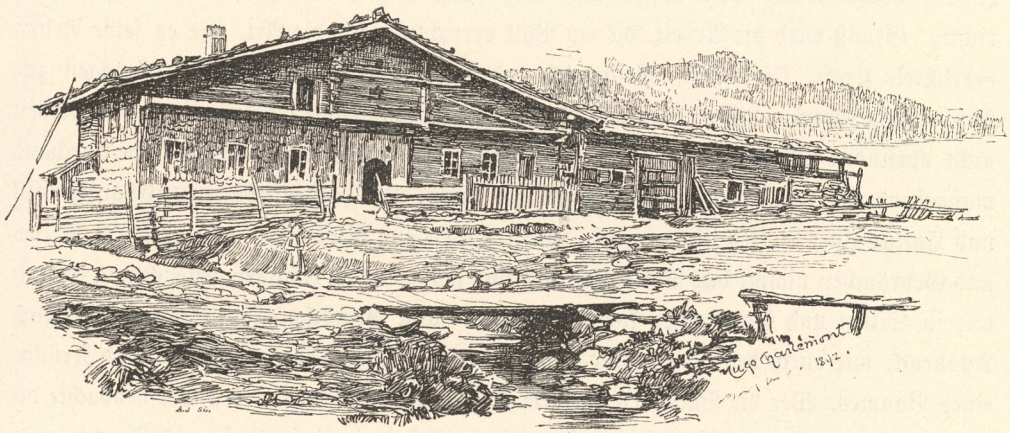
Blockhäuser aus dem „Oberen Ort" im Städtchen Wallern.

Haben wir der Bewohner des Freibauerngebietes und des Städtchens Wallern besonders gedacht, so liegt es nahe, noch einer anderen Eigenthümlichkeit dieser Colonien — der Eigenart der Wohnstätten unsere Aufmerksamkeit zu widmen; denn diese Eigenart ist maßgebend für die früher allgemein und jetzt noch vielfach vorhandene Bauform bei Einzelhöfen wie in geschlossenen Dörfern und Märkten. Die Eigenart der Wohnstätten im Böhmerwalde ist eins mit der Bauart der Blockhäuser im angrenzenden Baierwald bis hinunter gegen Passau und weiterhin nach Oberösterreich; sie findet sich in Tirol und in den Alpenländern wieder, nur mit dem Unterschied, daß hier die Balken

glatt behauen, im Böhmerwalde zumeist nur grob geschrotet werden. Will man diese, eigentlich nicht specifische Böhmerwälder Eigenart der Bauten in originellen Gruppen beisammen sehen, so findet man bei Wanderungen durch den Böhmerwald vielfache Gelegenheit dazu in Dörfern, zum Theil auch noch in Märkten; am malerischesten aber findet man sie beisammen im Städtchen Wallern, wo trotz der von 1856 bis 1882 acht Mal wüthenden Brände eine ganze Ansammlung von Alpenhäusern übrig geblieben ist und den „oberen Ort" bildet. Von der Höhe oder von der Gisela-Anlage gesehen bietet dieser Stadttheil einen sehr pittoresken Anblick. Würde nicht die Feuergefährlichkeit dieser Blockhäuser und auch der abnehmende Vorrath von Bauholz Anlaß geben, von Neubauten in diesem Stile nach und nach abzusehen, so würde man die Wendung sehr bedauern müssen, denn abgesehen von der malerischen Form der Blockhäuser halten diese im Sommer angenehm kühl und im Winter warm; hinsichtlich der Dauer bieten die flachen, steinbeschwerten Dächer den Vortheil, daß sie wenigstens viermal länger als die jetzt beliebten steilen Schindeldächer Stand halten. Im künischen Freibauerngebiet stehen die Blockhäuser fast durchwegs vereinzelt da, auf Grund und Boden des Besitzers oder mitten in demselben und tragen auf den Dächern kleine Thürme, deren Glocken gar wichtige und vielseitige Dienste leisten. Sie läuten zum Morgen-, Mittag- und Abendgebet; sie rufen die Arbeiter von den ausgedehnten Feldern zum Mittagstisch heim; sie helfen bei Gewittern die Donner und Blitze brechen (frangere); sie dienen in Sterbefällen als Sterbeglocken und verkündigen der Gegend weit und breit große Unglücksfälle, wie Brände, Hagelschläge u. dgl.

Die Volkstracht im Böhmerwalde glich vor Jahren noch vielfach der Volkstracht in den Hochländern Baierns, Tirols und Steiermarks. Die Männer — insbesondere im nördlichen Theile des Böhmerwaldes — trugen schwarzlederne Kniehosen, die an der rechten Hüfte Schlitztaschen hatten für silberbeschlagene Eßbestecke, dazu wurden schwarze oder veilchenblaue Jacken aus Manschett, Tuch oder Sammt, an besonderen Festtagen rothseidene Westen mit zwei Reihen silberner Knöpfe getragen und um den Hals ein leicht geschlungenes rothes Seidentuch; die Strümpfe an Feiertagen waren weiß und wurden unter den Knien von kurzen Lederbändern festgehalten. An Wochentagen trugen die Männer blaue Strümpfe, darüber Halbstiefeln mit Röhren, die bis an die Knie reichten, aber gewöhnlich faltig bis an die halbe Wade hinabfielen. Im Winter bei hohem Schnee oder wenn bei andauerndem Regen die Wege schwer gangbar geworden, kamen Stiefeln an die Reihe, deren weiche Röhren bis über die halben Oberschenkel hinaufreichten. Auch der Leibgurt mit großer Schnalle voran kam noch vor, um größere Summen Geldes in Silbermünzen mitzuführen. Die Hüte waren etwas höher als in neuerer Zeit, geschweift und mit einem kleinen Busch Kunstblumen geschmückt; die handbreite

schwarze Binde um den Hut hing rückwärts mit den zwei Enden, die mit Goldfransen verziert waren, über den Hutrand in den Nacken hinab. Ging der Landmann in die Kirche oder zum Amt, so trug er einen bis an die Knöchel reichenden Tuchrock mit Stehkragen (im Winter einen schweren Mantel mit zwei den Rücken warmhaltenden Überkragen). Sieht man von der ledernen Kniehose und dem Leibgurt ab, so findet sich der übrige Theil der Tracht, mit wenigen Änderungen, gegenwärtig noch vor, nur statt der kurzen Lederhose wird die bis an die Absätze reichende Tuchhose getragen. Der Hut eines Bräutigams wurde — und wird es zum Theile noch — mit einem Rosmarinstrauß geschmückt, dessen Zweige von schimmerndem Zitterdraht, kleinen Vogelgestalten, Goldblättchen und niedlichen Kunstblümchen überreich verziert sind.



Ein Blockhaus aus dem Freibauerngebiet (im Künischen).

Wie die Männertracht, so hat auch die weibliche Volkstracht in neuerer Zeit manche Veränderung erlitten. Das schwarze oder dunkelrothe Kopftuch wird heute noch, wie früher, getragen; es ist im Nacken in einen leichten Knoten geschlungen, dessen zwei Enden über den Rücken fallen; an den Schläfen blickt etwas Kraushaar oder ein kleiner Theil der glattgekämmten Haare hervor. Den Hals schmückt an Sonntagen ein rothseidenes Tuch, das nur lose geschlungen ist, und ein als frommer Schmuck dienendes vergoldetes kleines Crucifix sehen läßt. Die Tuchjacke der Mädchen und Weiber reicht nicht ganz bis an die Hüfte und ist an der Brust nur wenig ausgeschnitten, dagegen das darunter befindliche Mieder der Mädchen weit ausgeschnitten ist, gar nur bis an den halben Rücken reicht und an den Rändern und nach den Ausläufen der Nähte reich mit Goldborten verziert wird. Der Rock (Kittel) war früher nur kurz, bis unter die Wade reichend, und wurde aus farbigem Garn hergestellt, jetzt reicht er bis an die Fersen und ist nach städtischem Muster meist aus gedrucktem Kattun verfertigt. Als der Rock noch kurz gehalten wurde,

war es lange Zeit Mode unter dem weiblichen Volke, mehrere solcher Kittel über einander zu tragen, so daß auch Spitznamen entstanden, wie: „Siebenkittel-Wa'm" in unserem Nachbardorfe. Bräute tragen noch heute kein Kopftuch, ihre Haare werden nach dem Wirbel gekämmt, dort in ein Netz gewunden, mit Sträußchen, Blumen und frischem Grün geschmückt, daran allerlei flimmernde Zierden, wie Silberzitterdraht und Goldflinserln befestigt sind. Die Fußbekleidung besteht an Sonntagen in weißen Strümpfen mit Schuhen, an Wochentagen in grobgestrickten Strümpfen von blauer Farbe mit Holzschuhen.

Von den Sitten und Gebräuchen des Böhmerwaldes. Man muß ein Volk bei der Arbeit sehen, um es nach Charakter und Cultur beurtheilen zu können, — so lautet ein von hochachtbarer Seite aufgestellter Satz. Der Satz ist richtig, aber nicht erschöpfend richtig. Gewiß wird die Arbeit, die ein Volk verrichtet, und die Art, wie es seine Arbeit verrichtet, Kraft, Findigkeit, Geschmack und noch manche Eigenart der Anlagen zur Erscheinung kommen lassen, aber das Volk in seiner Vollgestalt werden wir bei der Arbeit nicht vorfinden und dem Bilde wird noch etwas fehlen, was bei einem Gemälde durchaus maßgebend ist: Licht, Farbe, Lebensfrische und Treue. Die Farbengebung zur Charakteristik und Cultur eines Volkes ist zumeist in seinen Sitten und Gebräuchen zu suchen. In Sitten und Gebräuchen nimmt das Volksleben voll und wahr und in richtiger Beleuchtung Gestalt an; in Sitten und Gebräuchen kommen Geistes- und Gemüthsanlagen des Volkes zum Ausdruck, wie durch den Trieb ihrer Säfte die eigenartigen Blätter, Blüten und Früchte eines Baumes. Wer die Volksseele in ihrer Eigenart kennen lernen will, der beobachte die Formen, in welchen ein Volk sein Leben bei der Arbeit, in Lust, Liebe und Trauer ausgestaltet. Poesie, Religion, Cultur, wie Aberglaube, Irrthum und wieder glückliche Beschränktheit haben gleicher Weise Theil daran. In den Sitten und Gebräuchen wird sich auch die Eigenart des Volksthums abschildern, und was in unserem Falle von den Deutschen des Böhmerwaldes im Allgemeinen über Abstammung und Charakterzüge gesagt wird, sinnfällig zur Anschauung kommen — allerdings nur insoweit es uns der zugewiesene Raum gestattet. Bemerkt sei nur noch, daß die Sitten und Gebräuche, die hier folgen, theils auf dem ganzen Gebiete des Böhmerwaldes, theils in einzelnen Bezirken, besonders auf der Landesstrecke von Bischof-Teinitz bis zum Osser und Arber vor längerer Zeit allgemein und jetzt noch großentheils in Übung und beliebter Pflege sind.

Vergegenwärtige uns die erste Schilderung das Volk in seiner Freude und Jugend, bei einem Vergnügen, das allen Völkern gemeinsam ist, von jedem aber in seiner Eigenart ausgestaltet wird — beim Tanz (Toz)... Es ist Sonntag, ein Uhr Mittags; in der großen Wirthsstube sind die Musikanten beisammen. Die Burschen, in ihren Sonntagsanzügen, bei warmem Wetter die Jacken über den Schultern, ziehen von fern und nah, über Felder und

Wiesen herbei und sammeln sich in der Wirthsstube. Geschämiger und ängstlicher gelangen die Mädchen auf Umwegen und hinter den Häusern heran. Vor der Stubenthür im Vorhaus bleiben sie stehen und keine will zuerst eintreten. Während sie sich kichernd zusammendrängen, lassen die Burschen Musik ertönen, voran einige, sozusagen mit gezogenen Säbel einreitende Trompetenstöße. Die aufjubelnde Musik geht den Mädchen an die Nerven, sie fühlen Muth. Es wagt die Kühnste ihre Hand auf die Klinke zu legen — patsch! schägt eine Zweite ihr die Hand nieder, der Andrang schleudert die Thüre weit auf, die Vordersten werden bis in die Mitte der Tanzstube vorgestoßen und drängen verlegen wieder zurück, — aber schon hat dem Gekicher und Gewirr der tanzlustige Bursche abgeholfen, indem Jeder einer Gewissen winkt oder pfeift und sie mit Namen ruft. Die Gemeinte springt frisch zum Tänzer hin und sogleich geht es voll Leben in der Stube herum. Der volksthümlichste Tanz ist der Ländler. Er wird auf steirische Weise getanzt von Denen, die in der weiten Runde der Stube sich bewegen; allein innerhalb des Kreises stellen sich gleichzeitig so viele Paare auf, als Platz finden, um sich herumdrehen zu können. Dieses Herumdrehen geschieht taktmäßig so, daß ein Takt zu einer Wendung hinreicht, und der Schluß einer Drehung wird durch einen Stampf und gleichzeitiges Senken des Paares markirt. Mit diesem eigenthümlichen Tanze ist ein häufiges Aufschwingen der Tänzerinnen verbunden und man nennt das „Af oan Eartl" tanzen. Originell ist der musikalische Vortrag des Ländlers. Der erste — Hauptttheil — wird zweimal gespielt, wobei das Clarinet das führende Instrument ist; eine Flöte secundirt harmonisch und die Violinen, Cymbal und Baß accompagniren piano dazu. Ist der erste Theil zweimal gespielt, so wird er gleichsam umgekehrt und wieder zweimal vorgetragen. Hierauf wird die Geige das Hauptinstrument und verändert den ersten Theil des Ländlers in anderer Tonart (z. B. aus C-dur in G-dur übergehend) eigenartig. Mit dem Vorgeiger klimpert nun auch das Cymbal die gleiche Melodie, die Secundgeige und der Baß arbeiten lebhaft mit, wozu sich das Schmettern einer Trompete gesellt. Clarinet und Flöte rasten. Während so der zweite Theil des Ländlers zweimal abgefiedelt wird, gehen die Tänzerpaare in der Runde, wenig angeregt, nur langsam herum oder stehen, ein Gespräch unterhaltend, zur Seite. Die Tänzer „af oan Eartl" treten nur von einem Fuß taktmäßig auf den andern ziehen abwechselnd eine Hand der Tänzerin nach der andern ebenso taktmäßig an sich und stoßen sie wieder ab, so daß die Tänzerin in einer Halbdrehung erhalten wird. Wie man aber die Schlußcadenz des zweiten Theiles merkt und das Clarinet-Flötensolo mit eisem harmonischem Accompagnement der übrigen Instrumente wieder beginnt: da schart ein entzückendes Rasen in Tänzer und Tänzerinnen zu fahren; es entsteht ein Jauczen und Springen, Viele brechen vor Entzücken in grelldurchdringendes Pfeifen aus, Andere singen den Ländler mit. Je wilder sich da der Bursche äußern kann, desto wilbummer ist es ihm.

Bei stark gefüllter Stube ist dann der Tanz eine förmliche Schlacht. Einer sucht den Andern aus Reihe und Glied zu schleudern. Mancher bleibt im Rundtanz voll seligen Übermuthes stehen und beginnt „af oan Eartl“ zu drehen; die Nachtänzer schwellen hinter ihm an und sind gezwungen, um das schöne Solo nicht unbenutzt zu lassen, ebenfalls „af oan Eartl“ anzufangen, so daß auf einmal in der ganzen Stube ein Heben und Senken sichtbar wird. Die Tänzerinnen schweben häufig über den Köpfen und die Scene gleicht einem Wasserwirbel, auf den ein heftiger Platzregen fällt und die stark aufschlagenden Wassertropfen über der drehenden Masse hüpfende Figürchen bilden. Vier so gespielte Ländler bilden eine Abtheilung, während welcher kein Bursch seine Tänzerin wechselt oder aufhört. Beim letzten Klang der Musik faßt jeder Bursch seine Tänzerin, führt sie nach der zweiten Stube (Kammer), wo die Tische von den meisten Trinkgästen besetzt sind, reicht ihr sein Glas zum Trinken und läßt sie dann laufen, wenn sie ihm gleichgiltig ist, oder setzt sie zu sich an einen Tisch, wenn sie so glücklich ist, seinem Herzen näher zu sein. In der Tanzstube aber gruppiren sich sanglustige Burschen um die Musikanten, schlingen sich gegenseitig die Arme um Hals und Schultern und singen volksthümliche Melodien, denen sie immer neue Texte unterlegen. Nach jedem abgesungenen Texte spielt ihnen die Musik die Melodie in der gleichen Tonart nach und die Bursche springen und jauchzen dazu oder schnalzen mit der Zunge nach dem Takt. Die Mädchen aber hängen sich zwei und zwei mitten in der Stube zusammen und tanzen nach den gesungenen oder gespielten Melodien. Verliebte Paare sitzen meist schäkernd auf den Wandbänken herum. Beispiel solcher Liedertexte:

Deanal gei hea zon Zau,
Lauma dö rächt oschau,
Wos Du für Augerl host:
Schwoarz oder brau?

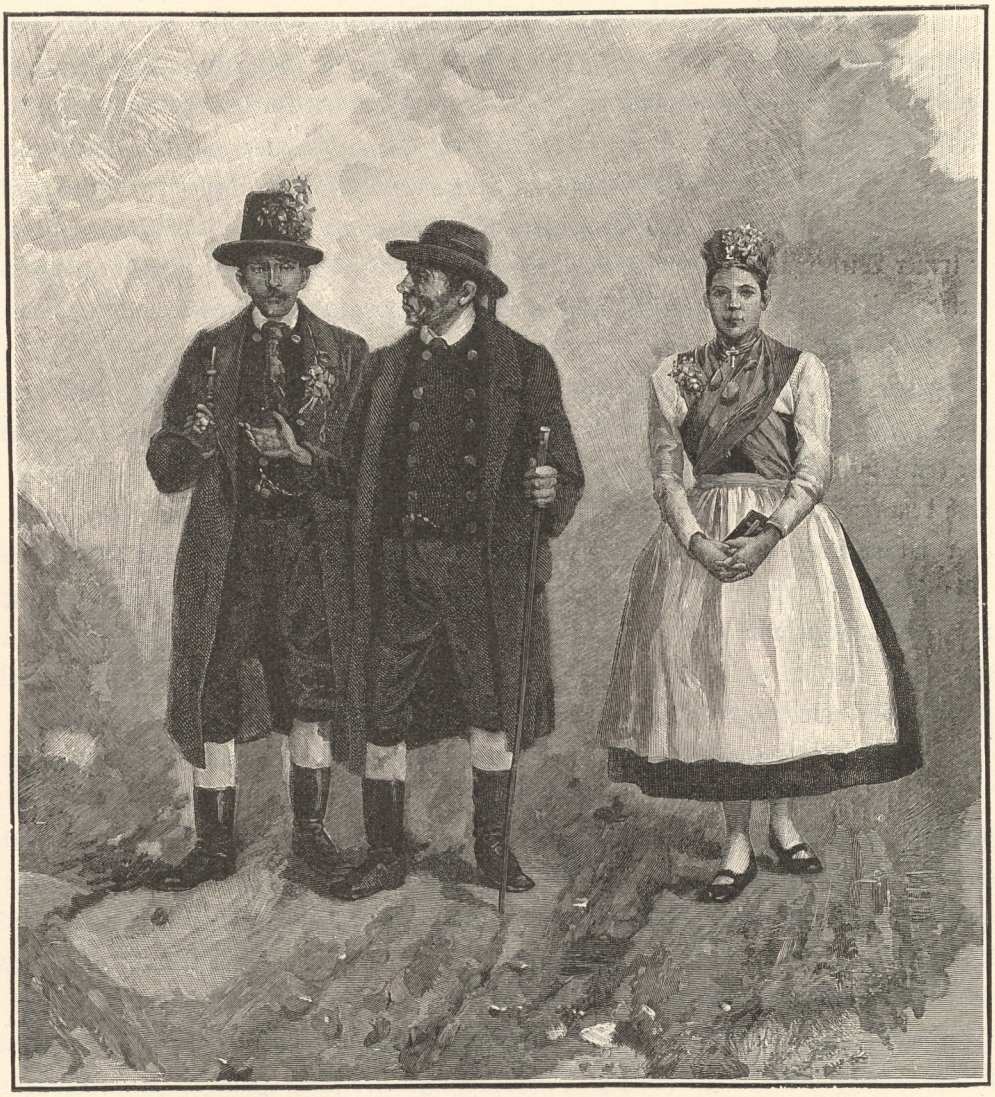
Als Antwort folgt:

Augerl mei is nöd schwoarz,
Augerl mei is nöd braun,
Augerl mei is o krod,
Di onzuschaun!

Gegen die Tanzlust der übrigen Anwesenden darf der Gesang nicht sündigen und man endet ihn, nachdem alle Sänger die Musik bezahlt haben, mit folgendem Text:

Spiellent spielts umatum,
Doß i zu man Deandla kum,
Sitzt af der Ofenbonk,
D' Zät wiad ia long!

Bei einbrechendem Abend wird es etwas leer in der Tanzstube; die Knechte gehen füttern, die Mägde melken. Bauernsöhne und Töchter sind von Arbeit frei und bleiben,



Ältere Trachten aus Neumarkt und Umgebung.

wenn sie auf das Abendessen verzichten wollen, beim Tanz. Aber sie wissen recht wohl vor Hunger sich zu wahren mittels reichlicher durch jüngere Geschwister herbeigeholter Vorräthe. Hartnäckig behaupten auch die alten Weiber ihre Plätze auf der Ofenbank. Ihr Amt ist scharfe Kritik. Nachts übergeben die Hausfrauen ihre Kinder und das Haus der Aufsicht einer alten Magd oder Inwohnerin und erscheinen dann mit ihren Männern im Wirthshaus, wo sie sich mit Eifer und Kühnheit in das Gespräch mischen und auch dem Glase gehörig zusprechen. Geht ein reicherer Bursch oder Bauer nach Haus, so nimmt er die halbe Musik mit und läßt sich eine Strecke weit vorspielen.

Das Adam- und Evaspiel. Ein Grundzug im Charakter des Volkes ist frommer gläubiger Sinn. Die Lehren der Religion wie die Geschichten und Personen der Bibel haften tief im Gemüth des Volkes und geben der Einbildungskraft desselben Stoff und Anlaß zur Schaffung von Gebräuchen, die an die alten und von der Kirche so begünstigten Volksschauspiele erinnern; einer dieser Bräuche, dessen Eigenartigkeit in nachfolgendem „Adam- und Evaspiele“ zur Anschauung kommt, sei hier vorgeführt in treuer Wiedergabe, da ich ihn, von frühester Jugend an, oft im Elternhause zu sehen Gelegenheit hatte — zum ersten Mal eines Morgens gegen Ostern hin bald nach der Morgensuppe.

Der Vater saß am Ecktisch und machte mit der Kreide seine Berechnungen auf der großen Eichenplatte; die Mutter begann neben der Kammerthür ihre Vorbereitungen für den Mittagstisch und ich (etwa fünf Jahre alt) war auf die Wandbank gestiegen, um nach dem Hofraum zu blicken und zu sehen, was dort Anziehendes vor sich gehe — fiel aber im nächsten Augenblicke vor Entsetzen fast von der Wandbank! Der leibhaftige „Gottseibeiuns“ mit Hörnern, schwarzem Gesicht, rothen Augen, war in den Hof getreten und kam in Begleitung von zwei abenteuerlich costümirten Personen nach unserer Hausthür. Ich flüchtete zur Mutter, die am kleinen Ecktisch sich eben anschickte, einen Teig zu kneten, wickelte mich in ihre Schürze und rief, die Blicke angstvoll nach der Thüre gerichtet: „Da Tuifl!“ Die Mutter legte mir beschwichtigend die Hand auf den Kopf und erkundigte sich nach der Ursache meines Schreckens, wurde aber alsbald durch die Ereignisse selbst belehrt, um was es sich handle. Die Thüre ging auf und herein trat eine der erwähnten abenteuerlich gekleideten Gestalten; es war ein Mann in langem Hemd über dem Gewande, einen Ledergurt um die Lenden, schwarzen Zottelbart um Kinn und Wangen, er trug einen künstlich verfertigten Apfelbaum in der linken Hand; sogleich nach ihm trat die zweite Gestalt herein, ein Weib, das ebenfalls über dem Gewande Hemd und Gürtel trug, das Haupt aber mit einer Flachsperücke bedeckt hatte, deren Locken tief in den Nacken hinabfielen. Meine Mutter neigte sich jetzt zu mir, drückte ihre flache Hand an meine Wange und sagte leise beschwichtigend: „Fürcht' dich nicht, es ist nur das Adam- und Evaspiel!“ Mann und Weib stellten sich neben der Thür auf, den Apfelbaum zwischen sich. Nun begann der Erstere (Adam), indem er, singend wie im Recitativ, die Vorgeschichte des ersten Sündenfalls erzählte, eine an der Rückseite des Baumes angebrachte Kurbel zu drehen, die eine zwischen den Ästen hängende Schlange in Bewegung setzte; diese schoß giftige Blicke, fuhr hin und her und stieß unermüdet mit dem Kopf gegen einen Apfel, als wolle sie sagen: „Der ist's, der wird dir's weisen!“ Adam erinnerte an das Verbot des Herrn und warnte vor dem Genuß des Apfels, Eva aber war schwach genug, das Lob des schönen Apfels zu singen und Adam zum Genuß desselben einzuladen. In einer Arie

erzählt sie, wie sie morgens bei schönem Sonnenschein an den prangenden Apfelbaum gekommen; ein Wurm sei von dem Ast gehangen, der habe gar freundlich gegrüßt und gesagt: „Hast du die rothe Frucht da schon gekostet? Ei iß davon, du wirst nicht sterben, vielmehr ewig leben und soviel sein als Gott selber!“ Das habe sie sich gemerkt und rathe nun, von der Frucht zu essen! Adam macht noch Einwendungen — bricht aber dann einen der Äpfel, genießt davon, lobt ihn über die Maßen — und gibt auch der Eva davon zu kosten; da ist er plötzlich einer Ohnmacht nahe, indem sich Alles vor seinen Augen ändert. „O unglückseliger Tag,“ ruft er, „der Teufel hat uns ganz betrogen!“ Bei diesen Worten flog die Thüre nach der Vorflur auf und mit einem grimmigen Getöse schoß der Satan herein, verhöhnte die Unglücklichen, schwang ein rothangestrichenes Schwert und sang:

„Nun sollt ihr zittern und erblassen,
In den Tod geh'n und das Paradies verlassen!“

Adam und Eva knickten zusammen und stimmten ein Schlußklagelied an; es klang von arger Reue und zählte die Mühseligkeiten auf, unter denen sie fortan leben und ihr Brot erwerben müßten! Das Spiel war zu Ende. Adam, Eva und der Teufel, aus der Rolle fallend, sagten jetzt in gewöhnlichem Tone, demüthig: „Bitten schön auch um was!“

Die Mutter machte eine Gabe zurecht, der Vater aber wendete sich vom Ecktisch nach der Thür und sagte: „Wo zu Haus, ihr Leut'?“ Das erste Ehepaar nannte einen Ort der Oberpfalz. „Merk's, merk's,“ erwiderte der Vater, „sind wackere Leut', auch lutherische dort!“ „Wir sind katholisch,“ versicherten Adam und Eva — und auch der Teufel — treuherzig bescheiden. — Der Vater lachte und sagte zu letzterem: „Das ist dein Glück, so kannst du auch noch einmal durch den Schornstein zur ewigen Seligkeit auffahr'n!“

Ein Volksschauspiel (Höritzer Passionsspiel) im Böhmerwalde. Daß im Deutschen des Böhmerwaldes eine sinnige Anlage zu poetischem Auffassen und Formen des Lebens vorhanden ist, davon überzeugen uns Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, besondere Ereignisse des Volkslebens; im „Adam- und Evaspiel“ z. B. finden wir sogar die Versuchform dramatischer Gestaltung. Von dieser Versuchform im Kleinen bis zur großen Ausgestaltung des menschlichen Sündenfalls und der Tragödie des Lebens Jesu in biblischen Bühnenbildern hat uns im Sommer 1893 der deutsche Böhmerwald einen schönen und markvollen Beweis geliefert: in dem Passionsspiele zu Höritz. Wie der Volksgeist an größeren Werken langsam, aber stetig bildet, so hat auch dieses Passionsspiel bereits ein historisches Alter, ohne bisher über die heimatliche Grenze hinaus bedeutsamer zu wirken. Erst in diesem Jahre (1893) ist das Passionsspiel, textlich umgestaltet und durch volle Theaterausstattung würdig zur Erscheinung gebracht, mit jenem Erfolg

in Scene gegangen, den der große biblische Text, der in den Gemüthern so tiefe religiöse Wirkungen erzeugt, im vollen Maße verdient. Der grundlegende Verfasser des Höritzer Passionsspiels war ein einfacher Leinweber, Namens Paul Gröllhesl im Markte Höritz, er bearbeitete sein Spiel 1816 nach dem seinerzeit vielgelesenen Volksbuche: „Das große Leben Christi" von P. Cochems. Vom Jahre 1816 bis 1840 wurde das Originalspiel von den Höritzer Bewohnern ohne Costüme, blos in Sonntagsgewändern, gespielt; dann wurden die Aufführungen, nach mehrjährigen Zwischenräumen immer wiederholt, mehr und mehr bühnenmäßig abgerundet durch einen Bühnendilettantenverein, den Wenzel Tahedl gegründet; die Richtigstellung und Ergänzung des Textes, wie er den neuesten Aufführungen zu Grunde liegt, hat Professor J. J. Ammann auf Veranlassung des deutschen Böhmerwaldbundes besorgt; auf Betreiben des Obmanns dieses Bundes, des Herrn Josef Taschek in Budweis, folgten die weiteren Vorarbeiten zu den großen Aufführungen des Passionsspiels im Sommer 1893; die Lieder und musikalischen Begleitungen der Handlung wurden neu vertont, ein eigenes Schauspielhaus mit elektrischer Beleuchtung und für 1500 Zuschauer wurde erbaut, entsprechende Decorationen hergestellt, eine große Orgel für das Orchester aufgestellt und eine dauernde Bühnenleitung wurde ernannt; für die Kosten sorgte der deutsche Böhmerwaldbund. So verbreitet und ausgestattet wurde das Passionsspiel zu Höritz von den Bewohnern des Marktes würdig einstudirt und erfolgreich dargestellt. Groß war der Zuzug von Einheimischen und Fremden; tief war die Nachwirkung des dargestellten biblischen Stoffes, sowohl der Bilder, die der Haupthandlung, dem Leiden und Sterben Christi, vorhergingen, wie der Haupthandlung selbst. Der deutsche Böhmerwald hat mit diesem großen gelungenen öffentlichen Spiele ein neues Interesse, eine dauernde Anziehung gewonnen und hoffentlich wird das neuerbaute Schauspielhaus des Passionsspiels, das wir im Bilde bringen, nach regelmäßigen Zwischenräumen noch lange Zeit seine ehrwürdigen Bilder und seinen tiefergreifenden Lebens- und Leidensgang Christi zur Erscheinung bringen zur veredelnden Weisung, Stärkung und Erbauung der Gemüther!

Mariencultus. Der fromme Grundzug im Charakter des Böhmerwälder Volkes tritt in zahlreichen Erscheinungen zu Tage: im Eifer des Kirchenbesuchs, in der Hausandacht, im Aufstellen von Feldkapellen, vergoldeten Kreuzen und Steinsäulen mit Marienbildern an Feldmarken und Straßenrändern. Selbst an den einsamsten Waldstellen findet man Christus- und Marienbilder an Baumstämmen, von Moos und Zweigen umwuchert; auch viele Unglücksstätten haben ihre Gedenktafeln mit bildlichen Darstellungen unter den Schutzgestalten Christi und Mariens. Der Mariencultus sitzt tief im Gemüthe des Volkes und kommt in zahlreichen Andachten der Kirche, des Hauses und bei Processionen und Wallfahrten zum Ausdruck.

In den nördlichsten Bezirken behauptet die Wallfahrt nach dem „heiigen Berg“ in Böhmen die vornehmste Stelle. Sie findet jährlich kurz vor den Pfingsteiertagen statt und dauert drei Tage. Die Versprechungen zu dieser Wallfahrt erfolgen in bedrängnißvollen Lagen, bei Krankheiten, in Kindesnöthen geängstigter Frauen; die Formel lautet gewöhnlich: „Heiliges, rothgoldiges Herrgottsmutterl, hilf uns in unserer Noth! Mag' uns (Mann oder Kind) gesund, so wallfahrt' ich zu Dir nach Gottes Gebot!“ Als Walfahrtsgeschenke werden gewöhnlich heimgebracht: grellgemalte Heiligenbilder (Bilgla), beierne gefärbte Heilige (Halän), Kelche, Monstranzen und sonstiges Altargeräth, Fingerringlein (natürlich Alles geweiht), und Jung und Alt halten die Dinge hoch in Ehren. Außer zur Mutter Gottes vom heiligen Berge hat man noch vielseitiges Vertrauen zu anderen wallfahrtsbeliebten Gottesmüttern. Ein Beispiel davon gibt die Segensprechung über ein Auge, in das ein Gegenstand gefallen ist. Erst wird das geschlossene Augenlid mit Speichel befeuchtet (in Erinnerung an das Verfahren Christi bei einer Augenheilung), dann die Spitze des rechten Zeigefingers leise auf dem Augenlid herumgeführt unter dem Segensspruch:

„Liebe Frau vom Hohen Bogen,[1]
Ist mir was ins Aug' geflogen;
Liebe Frau in Passau's
Thu' mir's gütig wieder heraus;
Liebe Frau vom Heiligen Blut,[2]
Mach' du mir mein Aug' wieder gut!“

Hexentusch, Gespensterbann, Pfingstwettrennen. Seltsam genug „nistelt“ im Volksgemüth knapp neben der Frömmigkeit noch arger Aberglaube und macht sich zu gewissen Zeiten des Jahres bemerkbar, namentlich in den dem Pfingstfest unmittelbar vorhergehenden Tagen. Der „Hexentusch“ und der Zauberbrauch am Abend vor dem Pfingstsonntag sind bezeichnend für diese Stimmung des Volksgemüths. Zum „Hexentusch“ bewaffnen sich Männer, Burschen und Knaben mit großen und kleinen Peitschen und knallen gegen Abend bis nach Eintritt der Dämmerung vor den Häusern, namentlich vor solchen, in welchen Weiber von üblem Rufe wohnen; dieses Knallen gleicht oft dem Krachen der Gewehre, es soll Ort und Umgebung von bösen Geistern reinigen. Das Innere der Häuser selbst wird vor Hexen und Gespenstern dadurch bewahrt, daß am Abend vor dem Pfingstsonntag vor den Hausthüren frischer Rasen unter Segenssprüchen gelegt wird. — Pfingsten, das Fest der Freude selbst, pflegt selten durch einen Brauch besonders gefeiert zu werden; nur der Pfingstmontag bringt in manche Gegenden das Wettrennen der Bauernbursche auf auserlesenen und für dieses Fest besonders gepflegten Pferden. Wochenlang dauern die Vorbereitungen zu diesem Fest; die Pflege der Pferde,

[1] Bergwand in Baiern. [2] Klattau.

Probereiten, Besprechungen der Bauernsöhne nehmen Zeit und Mühe fast ausnahmslos in Anspruch. Wer dem festlichen Wettrennen einmal beigewohnt hat, der begreift den Eifer der Vorbereitung und die Aufregung einer weiten Gegend, die den Schauplatz des Festes bietet. Alle Leidenschaften, die ein großes, glänzendes und spannendes Fest in den Gemüthern des Volks erregen kann, sind beim Wettrennen in heller Bewegung; es wird gejubelt, gewettet, gestritten und bei jedem geringsten Anlaß die Luft mit wildem Gelächter erschüttert. Dazu ist auch die lustige Person ersehen, ein Wettreiter auf der elendesten Märe, die in Stroh so eingewickelt ist, daß sie mit dem Hintertheil beim Wettritt voranzusprengen scheint. Es ist schade, daß der Raum mangelt, dieses prächtige Volksfest ausführlich zu beschreiben; wir wollen wenigstens die Reime hersetzen, welche das Volk sich selbst zusammengestellt hat und beim Wettlauf lebhaft zum Besten gibt:

Laud is, wenn d' Hrössa schei gströckt,
Krod aß wenn's Nochtgoid heid gschröckt,
Ähont und pfalgschwing hi fluignt
Und eng d' Hröda sö füarassö buignt;
Wei eng do's Nosnloh schnurrt!
Wei eng dös Teufls-roß pfurrt!
Wei sö da Hröda hoisarö keart!
Gschwinka fürö sa Rösserl meart!

(Schön ist's, wenn die Pferde schön gestreckt,
Gleichwie vom Nachtkobold geschreckt,
Einhau'n und pfeilschnell herfliegen
Und sich die Reiter vorwärts biegen;
Wie euch da 's Nasenloch schnurrt!
Wie euch das Teufelsroß pfurrt!
Wie da der Reiter, heiser vom Schrei'n,
Schneller zwingt 's Rössel zu sein!)

Die Jahreszeiten sind es, welche dem Volksgemüth die Eigenart der Bildung von Sitten und Gebräuchen aufprägen, selbst bei jenen festlichen Anlässen, die, wie Verlobungen und Hochzeiten, zu jeder Jahreszeit ihre übliche Feier finden. Und da ist es bemerkenswerth, daß der Winter, diese arge Jahreszeit, die den Menschen in den Schutzraum der Wohnungen zusammendrängt, nahezu am reichsten ist an Sitten und Gebräuchen, die durch Munterkeit und Frohsinn das bedrängte Leben vor trauriger Erstarrung behüten. Da sind die „Spinnstuben" mit ihren Geschichten, Gesängen und oft tollen Ergötzungen; die Abende des „Federnschleißens", die an heiterem Treiben hinter den Spinnstuben nicht zurückstehen; da kommt das bunte Leben eines Dorffaschings mit seinen grausigen Verkleidungen, lärmenden Umzügen, lustig-schreckhaften Überraschungen; die „Bischofs-Umgänge" am Nikolo-Abend mit ihren Kinderschrecken und Bescherungen, wie das Fest des „Schönheit- und Stärketrinkens", das die Hofbesitzer ihren erwachsenen Kindern und Ehhalten (Knechten und Mägden) geben; den „Dreschersschmaus" nicht zu vergessen, der am Abend desjenigen Tages (im December) zum Besten gegeben wird, an welchem die letzten Garben der Ernte ausgedroschen werden. Man sieht, der Winter hat seine Freuden in großer Zahl, die noch bereichert werden an Abenden, die nur geselligen Zusammenkünften dienen und Anlaß geben zu singen, zu erzählen von Kriegsereignissen, Räuber- und Gespenstergeschichten, die schrecken, entsetzen, erschauern machen, aber doch vergnügen, da sie vorüber sind



Neuere Trachten aus Neumarkt und Umgebung.

und von Anderen erlebt werden mußten. Aber der Winter, toll durch seine Härte und kraus bewegt durch seine Ergötzungen, darf sich doch auch eines Brauches rühmen, dem an Lieblichkeit kein anderer des Jahres gleichkommt — des Brauches zur Weihnachtszeit: Christi Geburt zu feiern mit all der Liebe, Ehrfurcht, Traumseligkeit, die das Volksgemüth ergreift bei diesem heil- und segenvollen Feste. Schon wie das Volksgemüth sich Christkindleins Weihnachtseinkehr vorstellt und den Kindern zu Herzen führt, ist besonderer Erwähnung werth. Man sagt, es komme alljährlich in der ersten Dämmerung

der heiligen Nacht Christus als verklärtes Kindlein durch die Luft, sitzend in einem kleinen goldenen Wagen, gezogen von zwei milchweißen Pferdlein. Fromme Sonntagskinder oder auch vorzüglich Begnadete seien so glücklich es zu sehen. Die Milde des verklärten Christkindleins soll unbeschreiblich sein. Die Pferdlein, über jede Vorstellung edel gebaut, sollen verständig sein wie Menschen und so lieblich mit einander plaudern während ihres Trabes durch die Luft, daß man lange darnach, wenn man so glücklich war sie reden zu hören, die schönste irdische Musik rauh und abstoßend findet. Das Gebiß der Pferdlein sei aus dem feinsten Gold, die Zügel zwei Sonnenstrahlen, die Hufe mit Kronengold beschlagen, deren Auftreten wie das Bewegen der Wagenräder harmonisch klingend die dadurch geweihten Lufttheilchen zermalme. Im Wagen befände sich Obst: Äpfel, Birnen, Nüsse, und fremdartige Früchte: Feigen, Mandeln, Rosinen u. s. w. nebst dem besten bekannten Gebäck. Diese den Kindern unschätzbaren Dinge seien für die guten als Geschenke in kommender Christmitternacht bestimmt, wo Himmel und Erde des Jesukindleins Geburtsandenken feiern; aber auch Ruthen, Schwarzbrot, Birkenreis enthalte der Wagen für unfolgsame, schlimme Kinder. Mit Beginn der Dämmerung der heiligen Nacht muß Alles ruhig und andächtig sein im Hause, womöglich versammelt in der großen Familienstube; die Kinder aber, gekleidet wie am wichtigsten Festtage, müssen ihre Gebete, so viele sie auswendig wissen, laut hersagen, knieend, wenn sie erwachsener, auf dem Elternschoß, wenn sie noch kleiner und zart sind. Bei Annäherung des Christkindleins, belehrt man die Kleinen, entfliehen alle bösen Dinge aus dem Hause, in welchem Winkel oder Gegenstande sie verborgen sein mögen; daher, wenn Alles still ist und horcht, man Tische und Kasten leise schnalzen, das Licht knistern hört und wanken sieht, als ob ein Luftzug die fliehenden bösen Geister durch Öffnungen und Spalten des Hauses wehe; die Fenster laufen leicht an und ein wunderbares Summen, Rauschen, Singen und Klingen werde Begnadigten hörbar, das sich so lange verstärkt, bis es zum Ton einer kleinen Glocke wird, den Alle hören können. Dieser Ton deutet an, das Christkindlein steige aus dem goldenen Wagen, lasse die Pferdlein rasten und ordne die für die kommende Mitternacht den Kindern bestimmten Geschenke. Diesem frommen Märchen zu Liebe kaufen die Mütter Geschenke, die sie den Kindern sorgfältig verbergen, beauftragen Jemand, der in der Familie nicht leicht vermißt wird, daß er im Augenblick, wo das Christkindlein sich melden soll, vor der Stubenthüre mit einem Glöcklein zwei bis drei Male klingle, dann die Thüre so weit öffne, daß er mit einer Hand, die mit Goldpapier überklebt ist, die bestimmten Geschenke hineinwerfen kann. Wie das Glöcklein vor der Stubenthür zu klingeln beginnt, fangen die Kinder so laut als möglich zu beten an. Die vermeinte Nähe Christkindleins regt eine Art heiliger Begeisterung in den Kindern an, vermengt mit der Begierde, die goldene Hand zu sehen und die Geschenke aufzufangen. Nun erscheint dann einige Male

die goldene Hand und wirft Fluten von Obst und guten Sachen herein, nach denen die Kinder mit Jubelruf stürzen und nach Möglichkeit viel zu erhaschen suchen! Dies ist Christkindleins Anmelden; um Mitternacht folgt dann die Christbescherung.

Kommt das Frühjahr, sproßt es auf Feldern und Wiesen, treiben die Bäume Blätter und Blüten, da bricht auch das Volksleben in neuen Bildungen aus. Die „Maibäume" werden aufgerichtet — junge Fichtenstämme, die entästet und abgeschält werden bis zum Wipfel, dessen Äste und Zweige mit bunten Bändern, Festgewinden und Kunstblumen geschmückt werden; sie pflegen mit erstaunlichem Geschick durch die höchsten Dächer nach den Bodenräumen eingesenkt und mit Stricken befestigt zu werden; so künden sie wochenlang aller Welt an, daß einer heiratsfähigen Tochter des Hauses von einem Burschen öffentlich gehuldigt werde. — In die Zeit der Maibäume fällt die Sitte der „Hornfeile". Die Heerden sollen zum ersten Male auf Brachen oder Gemeindeweiden getrieben werden, wobei es zu großen Kämpfen der gehörnten Hausthiere kommt. Um die Gefahr vieler und bedenklicher Verwundungen zu beseitigen, geht der Hirte vorher von Haus zu Haus und feilt die über Herbst und Winter zu scharf ausgewachsenen Hörnerspitzen ab, natürlich unter üblichen, dem gläubigen Vertrauen entsprechenden frommen Sprüchen. So spricht der Hirt in einen Stall tretend und das Haupt entblößend:

„Pfeit's Gott! ös Kalwla, Öxla, Rößla ollö,
Ös Haißla, Schaffla, wei's do san,
Wenn Öbba scho'n wollt, strof den Lollö,
Mia wißn o, daß Leit' gean nödö san!"
(B'hüt' Gott! ihr Kälber, Öchslein, Rößlein alle,
Ihr Füllen, Schäflein, wie's da sind —
Wenn Jemand schaden wollt', so straf' den Lümmel,
Wir wissen ja, daß d' Leut' gern neidig sind.)

Am 1. Mai folgt dann der erste Austrieb der Thiere unter feierlicher, lärmender Bewegung des Dorfes. Das Läuten der Halsglocken und Klingen der Rollen (blecherner Kugeln mit runden Steinen im Innern) erfüllt die Luft, vermengt mit lustigem Brüllen, Blöken und Meckern der Thiere, zwischen denen Hausväter, Mütter, Knechte und Mägde Aufsicht führend eine Strecke weit mitgehen. Sie sind mit „geweihten Ruthen" bewaffnet, die aus Birkengerten bestehen, verbunden mit am Palmsonntag geweihten Palmzweigen; diesen Ruthen wird eine wunderbare Kraft zugeschrieben, ein Hieb damit schützt ein Thier das ganze Jahr vor Verwundung. Am 1. Mai schon gerathen die Gemeindestiere (Bummeln), gewöhnlich zwei gewaltige Recken ihrer Art, an einander; das gibt ein Schauspiel, das nicht früher verlassen wird, als bis einer der Stiere Sieger ist. Diesem wird dann laut gehuldigt und Niemand ist stolzer auf diesen Sieg als der Hofbesitzer, der verpflichtet ist, den Gemeindestier während des laufenden Jahres auf eigene Kosten zu erhalten.

Mit dem Sommer erscheint ein reiches Geleite von Bräuchen, die der Jugend und Lebensfreudigkeit ihre Entstehung verdanken und in voller Übung sich erhalten trotz der vielen und schweren Arbeit, die der Sommer bringt und fordert. Das bekannte „Fensterln" ('s Schrä) begünstigen die warmen Nächte ganz besonders; die schönen Mittwoch- und Samstagnächte dienen den Umzügen der Burschen, die jauchzend und singend dorfauf und ab wandern oder vor Häuser sich lagern, in denen ein freudiges Ereigniß (Verlobung oder Hochzeit) stattfinden soll. Ist die Ernte im vollen Gang, dann sammeln sich die Burschen bald da bald dort in einem Hofe und helfen Strohbänder für die Garben binden unter munteren Scherzen und Gesängen; solchen Nächten verdanken viele Lieder ihr Entstehen. Die Nächte gegen Ende der Ernte sind nicht selten sehr ergötzlich. Es darf sich nur treffen, daß zwei Hausbesitzer noch gleich viel Getreide einzuführen haben, so kann ein Kampf ums Leben nicht mit größerem Eifer geführt werden als der Wettstreit um die Ehre, nicht der Letzte beim Ernten geblieben zu sein. Jeder zahlt Arbeiter, so viele er auftreiben kann, borgt Wagen und Pferde und befeuert durch Bier und Versprechungen seine Leute. Die Wagen unter ihren schwankenden Ladungen ächzen und fliegen, die Garben werden vor den Scheuern abgeladen, um nur ja recht schnell eine neue Fahrt beginnen zu können. Die letzten Fuhren, welche die wetteifernden Hofbesitzer heimführen, gleichen einem Wettrennen. Das ganze Dorf wird Zuschauer. Alles jauchzt, treibt an, ermuthigt, lacht. Wehe! Da liegt oft der Wagen des Einen umgestürzt und der Möglichkeit beraubt, noch Sieger zu werden, während der Andere nun jubelnd und gemächlich, von seinen Arbeitern umringt, im Triumph nach Hause zieht. Der besiegte Bauer muß sich nun von Seite der Burschen eine Posse gefallen lassen. In der folgenden Nacht schleppen diese so viel Stroh zusammen, als sie bekommen können, besteigen in der Stille des Bauers flaches Hausdach und setzen da eine ungeheure Strohfigur zusammen in Gestalt einer Ziege, die von einem Ende des Dachs bis zum anderen reicht. Auf die Ziege setzen sie einen Riesen-Strohmann, der in der einen Hand eine Geißel, in der andern einen Knüttel hält. Wenn das Ungethüm (Howagoas = Hafergeis) fertig ist, bleibt ein Bursch auf dem Dache zurück, während die anderen gegen Tagesanbruch die Dorfbewohner mit einem Spottgedicht wecken. Natürlich strömt Alles herbei, umringt lachend und lärmend das Haus mit dem Wunderthier auf dem Kopf und entfernt sich nicht, bis der Hofbesitzer zum allgemeinen Ergötzen mit den Knechten die Zerstörung der Ziege beginnt und deren Reiter vernichtet unter Zuruf der Menge:

Wea nöd affsteiht und oarbat und gogt,
Dea wird, merk da's, mit da Howagoas plogt!
(Wer nicht aufsteht und eifert und jagt,
Der wird, merk dir's, mit der Hafergeis 'plagt!)

Was die „Maibäume“ im Frühjahr so fröhlich ankündigen, ein heimlich bestehendes Herzensbündniß, das findet gewöhnlich schon im Sommer seine Fortsetzung in der „Verlobung“ und seinen Abschluß in der „Hochzeit“ für das ganze Leben.

Zur Verlobung wird gewöhnlich eine Nacht bestimmt. Am Vorabend begibt sich der zu verlobende Bursch in Begleitung von drei oder mehreren Verwandten in das Haus der künftigen Braut und schickt einen der Begleiter an den Vater der Erwählten mit der Anfrage: „ob man kommen dürfe?“ „ob man recht käme?“ „wie man dächte?“ Der wohl vorbereitete Vater erwiedert freundlich: „man komme nur immer; von solchen Gästen



Scene aus dem Adam- und Evaspiel.

schwane man Gutes, sie ehrten sein Haus.“ Daraufhin erscheint der Bursch mit seinen Beiständen; diese sind kaum eingetreten, so erscheinen mehrere Nachbarn als Beistände des Brautvaters. Beide Parteien begrüßen sich und nehmen an zwei getrennten Tischen Platz. Mutter und Tochter des Hauses sind noch nicht sichtbar, dagegen drängen sich neugierige Zuschauer vor den Fenstern und zwischen den Fensterrahmen drücken sich die Gesichter von Kindern und Halberwachsenen. Nachdem die Verlobungsparteien abgesonderte Verständigungen gepflogen, beginnt der Brautvater von seinem Tische herüber nach dem Tische der Bräutigamspartei: „Das sei nun Alles recht und gut, aber ein Haus müsse leben und da heiße es: wie es stünde mit des Burschen Habe und Mitgift?“ Einer der Beistände bezeichnet die Habe und Mitgift des Bräutigams. Überlegen der Brautpartei, dann Hin und Wider,

bis man einig ist. Hierauf erhebt ein Bräutigamsbeistand die Frage an den Brautvater: „Das Alles wäre recht und gut — aber der Stand der Habe und Mitgift seiner Tochter?“ Ein Beistand zergliedert die Habe und Mitgift der Braut. Überlegen der Bräutigamspartei; dann Debatte, bis man einig ist. Jetzt werden beide Tische zusammengerückt und die Hausfrau, welche bis jetzt in der Küche sich umgethan, erscheint, geschäftig grüßend und die Tische deckend. Musikanten treten herein und spielen auf (starkes Boxen der Köpfe in den Fensterrahmen). Ein Faß Bier, das der Bräutigam einen Tag früher in das Haus der Braut hat schaffen lassen, wird nun angezapft und von den Parteien tapfer in Anspruch genommen. Sobald die Speisen aufgetragen werden, wird nach der Braut gefragt, „ob denn noch länger das Best' und Schönst' zurückgehalten werden dürfe?“ Musik ertönt und aus der Kammer wird ein hochbejahrtes Mütterlein geführt und dem Bräutigam vorgestellt mit der Frage: „ob die es sei, auf die er warte und hoffe?“ Der Bräutigam erwiedert: „Das Dirnlein sei zwar nicht übel und reichlich bei Jahren, aber die er sich auserwählt, sei doch um Etliches jünger und hübscher, die möge kommen!“ Das Mütterlein stellt sich beleidigt und fordert Genugthuung. Ein Versprechen des Bräutigams und die Einladung zu Tische stellt sie zufrieden. Nun abermals Musik und die wirkliche Braut, in schönstem Aufputz, wird aus der Kammer geführt. Bei der Frage: „Ob die es sei, die er erwarte und meine?“ erhebt sich der Bräutigam, reicht ihr die Hand zum Willkommen, sagt: „Ja, die und nur die!“ und drückt ihr zwei silberne Münzen in die Hand (Brautthaler). So lange diese von der Braut nicht zurückgegeben werden, bleibt der Verlobungsvertrag giltig. Den Beiständen werden schöne Schnupftücher als Geschenke auf die Teller gelegt, und nachdem das Brautpaar am Tische nebeneinander Platz genommen, beginnt unter Musik ein reichlicher Schmaus. Während desselben versammeln sich tanzlustige Burschen und Mädchen vor dem Hause, die nach aufgehobener Tafel hereingelassen werden und den größten Theil der Nacht durchtanzen. Begibt sich der Bräutigam nach Hause, so wird er von den Burschen eingefangen und nur gegen das Versprechen eines Lösegeldes wieder freigegeben.

Der Verlobung folgen die üblichen rechtlichen und kirchlichen Acte; die Verlobungspunkte werden zu Papier gebracht; das Brautpaar hat eine Religionsprüfung beim Pfarrherrn abzulegen und wird nach Einholung eines behördlichen Erlaubnißscheines an drei sich folgenden Sonntagen in der Kirche öffentlich aufgeboten; acht Tage nach dem dritten Aufgebot folgt auch schon die Hochzeit. Ihr Herold ist der Hochzeitlader. Er beginnt seine Wanderung durch die Dörfer im Sonntagsstaat, den Hut geschmückt mit einem Kunstblumenstrauß, in der Hand einen langen bemalten Stab, den er eigenartig zu schwingen weiß, wenn er, in ein Haus getreten, an der Thür der Wohnstube seinen Festgruß hält und zur Theilnahme an der Hochzeit (namentlich

Hochzeittafel) einladet. Nach dem Spruch zieht er ein Stück Kreide aus der Tasche und malt an die Stubenthüre einen Kranz, aus dem sich ein Rosmarinstrauß erhebt; in den Kranz schreibt er den Preis eines Gedeckes der Tafel: 1 fl. 50 kr. Den Hochzeitstag selbst kündigen gewaltige Gewehr- und Pistolenschüsse an, die namentlich während des Hochzeitszuges nach der Kirche und von da zurück mit unglaublicher Ausdauer losgelassen werden, sie sollen neben der Musik der Feier ihre besondere Bedeutsamkeit verleihen. Doch hüten sich die Kanoniere wohl, die zwei wichtigsten Momente des Festes: die Ertheilung



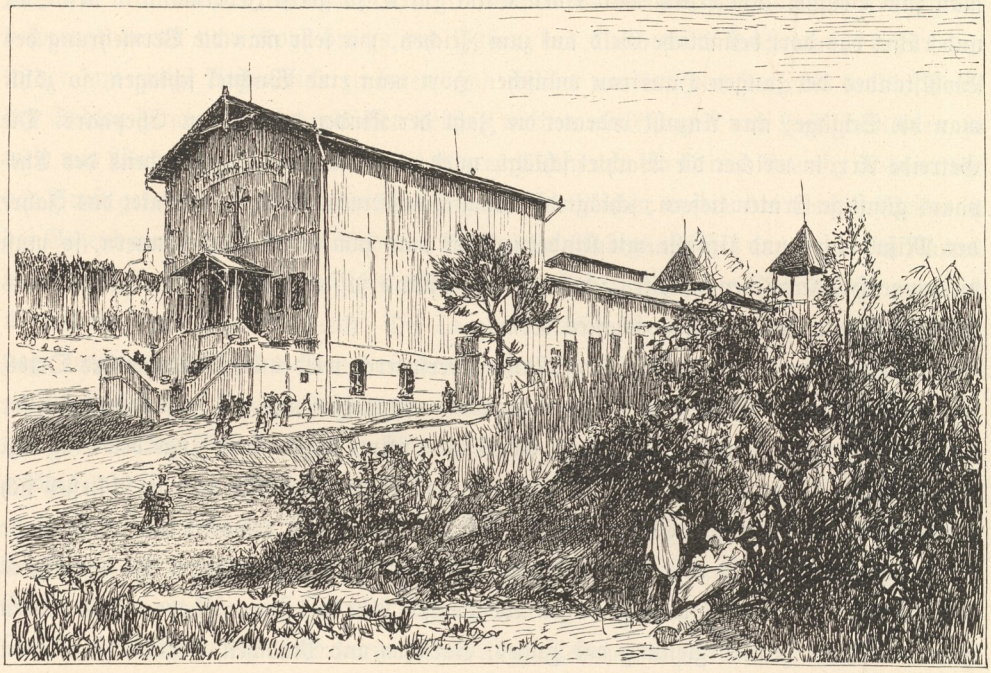
Der Platz im Markte Höritz.

des beiderseitigen Elternsegens und die Trauung am Altare durch wilden Lärm zu stören. Der Elternsegen wird dem Bräutigam wie der Braut daheim im Extrastübchen in Gegenwart der Eltern und Geschwister ertheilt; Sprecher ist der Hausvater; die Segensworte sind kurz, eindringlich, ergreifend, getränkt von religiösem Geiste. Zahllose Thränen fließen. Nach der Segensertheilung werden die Gäste des Bräutigams wie der Braut im Elternhause mit einem üppigen Gabelfrühstück („Gackelhenn") bewirthet und nach diesem beginnt der Zug vom Hause des Bräutigams nach dem Hause der Braut und von da nach der Kirche unter hellem Aufspielen der Musik und fortdauerndem Krachen der Pistolen. Die vollzogene Trauung kündigt ein Pöllerschuß an, dann folgt der feierliche

Rückzug nach dem Elternhause, wo die reichliche Hochzeitstafel der Gäste harrt. Aber zu Tische darf nicht gleich gegangen werden. Die geladenen jungen Burschen und Männer sammeln sich zu einem Fußwettrennen („Ofaschüsselrenna"), das zu den Hauptceremonien einer Hochzeit gehört. Der beste Läufer erhält von der Brautmutter vier bis fünf Gulden und ist verbunden, so lange dieselbe bei der Hochzeit zugegen ist, ihren Trabanten und Launenbefriediger zu machen. Die nächste Aufgabe des Preisläufers ist gewöhnlich der Versuch, die Braut von ihrem besonderen Tische herabzubringen. Musik ertönt. Der Preisläufer fragt die Brautmutter, unter welchen Bedingungen sie der Braut erlauben wolle, ihm zu einem Tanze zu folgen? Diese stellt Bedingungen, wie folgende: „Bring' mir einen Eimer ohne Reif." Der Bursche jauchzt, Tusch der Musik; der Bursche bringt ein Ei und fragt, ob das ihr so recht sei? „Recht", heißt die Antwort; aber schon wird eine neue Frage gestellt: „Welches sind die besten Weiberuhren?" Antwort: „Haushähne." „Richtig." „Welches Obst braucht drei Jahre zu reifen?" Antwort: „Wachholderbeeren." Endlich soll der Bursche ein Mus bringen, wozu man weder Mehl noch Feuer brauche. Er bringt Honig. Der Forderung: ein Rad zu bringen, das von keinem Wagner aus Holz gemacht ist, entspricht er, indem er einen Spritzkrapfen bringt, der die Form eines Wagenrades hat. Die Schlußbedingung ist: eine silberne Brücke zu bauen, über welche die Braut beim Verlassen des Tisches gehen könne. Der Bursche legt eine Doppelreihe Silbermünzen über den Tisch, die Braut erhebt sich und geht über die Münzen hin zu dem Brückenbauer, der sie mit aufgehobenen Armen empfängt und auf den Boden stellt. Jubeltusch der herumstehenden Musik. Der Bursche soll nun den Brauttanz eröffnen, allein die Braut vermißt einen Schuh, den man ihr schon früher vom Fuß gezogen. Der Schuh wird endlich gefunden und der Preisläufer tanzt mit der Braut einmal herum; ihm folgt dann der Tanz des Vaters mit der Braut, dann ein Tanz der Brüder und nächsten Anverwandten mit derselben. Nun tanzt der Bräutigam mit der Mutter der Braut, dann mit seiner eigenen Mutter und zuletzt mit seiner jungen Angetrauten. Hierauf gilt keine bestimmte Anordnung mehr und das tanzlustige Blut bemächtigt sich der Tanzstube.

Nach der Hochzeit müssen die jungen Eheleute drei Wochen lang getrennt bei ihren Eltern leben. Während dieser Zeit wird ein großer Theil der Brautaussteuer (Hausgeräthe) besorgt und angeschafft. Ist man damit zu Ende, so wird der Tag der Vereinigung und Übersiedlung bestimmt. Vor den großen geschmückten Wagen werden die vier schönsten Pferde der Gegend gespannt; auf dem Wagen (Kammerwagen) sind durchwegs neue Kasten, Tische, Bettgestelle, kurz, große und kleine Hausgeräthe nach einer herkömmlichen Ordnung aufgeschichtet; obenauf das Brautbett, über diesem eine buntbemalte Wiege. Kasten und Kisten sind gefüllt mit Wäsche und kleinen Hausgeräthen. Zerbrechliche Dinge müssen in Körben besonders getragen werden. Zu diesem Ende bittet das junge Weib alle ihre Jugend- und

Schulfreundinnen, die noch nicht verheiratet sind, an diesem Tage zusammen und um Beistand. Jedes dieser Mädchen kommt auch gern und wird mit einem größeren oder kleineren Tragkorbe versehen, der mit Hausgeräthen hoch angefüllt ist. Sobald dies geschehen, beginnt der Auszug. Voran geht der Kammerwagen, gezogen von den vier Prachtpferden, die mit Blumen, purpurfarbenen Tuchlappen und einem Geschirre voll glänzender Messingrosen an Kopf und Halse geputzt sind. Hat die junge Hausfrau Abschied genommen von ihren Eltern, was nicht ohne heiße Thränen geschieht, schwingt sich der Pferdelenker, einen Blumenstrauß am Hut und ein Seidenband an der Geißel, auf das linke Stangenpferd



Das Passionsspielhaus in Höritz.

und beginnt, lärmend und jubelnd umringt und zahlreich begleitet, den Zug. Hinter dem Kammerwagen kommen die Jugendfreundinnen mit den Tragkörben; zu oberst auf einem dieser Tragkörbe befindet sich ein ungeheuerer Kochlöffel, die junge Hausfrau erinnernd, daß man in ihrem Haus immer „mit dem großen Löffel" essen möge. Einige der Freundinnen tragen Körbe mit Flachs, Getreidegarben, Gespinnst von der Hand der jungen Hausfrau, Brot, das sie gebacken, theils um die Wünsche glücklicher Erntejahre, theils die Ermahnung an ihre Pflicht und den Beweis ihrer Tüchtigkeit und Kenntnisse anzuzeigen. Den Zug schließt die Hausfrau selbst, begleitet von den bei ihrer Hochzeit als Brautmutter und Kranzeljungfern fungirenden Freundinnen; zuletzt folgt ein Knecht, der die Ausstattungskuh nachführt.

Die Eltern der Braut folgen geraume Zeit später nach. Von allen Seiten des Dorfes strömen Zuschauer heran. Die Burschen, welche mit der abziehenden jungen Hausfrau aufgewachsen sind, wollen anzeigen, wie ungern sie die Jugendfreundin verlieren, und sperren am Ende des Dorfes durch aufgehäufte Gegenstände den Fahrweg. Kommt nun der Kammerwagen bis zu dieser Stelle, so erlegt der Pferdelenker ein Stück Geld, das die junge Hausfrau ansehnlich vermehrt; darauf wird die Sperre weggeräumt und die Burschen begleiten die Jugendfreundin eine Strecke.

Auf dem Wege des festlichen Zuges müssen gewisse Sitten beobachtet werden. Hört man zum Beispiel zum ersten Mal einen Kukuk rufen, so greift Jedermann in den Sack und rührt das dort befindliche Geld auf zum Zeichen, wie sehr man die Vermehrung des Wohlstandes der jungen Hausfrau wünsche. Hört man eine Wachtel schlagen, so zählt man die Schläge; ihre Anzahl bedeutet die Zahl der Kinder des jungen Ehepaars. Die Getreide-Art, in welcher die Wachtel schlägt, wird während des ganzen Lebens des Ehepaars günstige Ernten liefern; schlägt die Wachtel auf einem Rain, so bedeutet das Jahre des Mißwachses und Unfälle mit Kindern. Hört man zum ersten Mal donnern, so muß die junge Hausfrau den nächsten schweren Gegenstand fassen und zu heben suchen, was ihr Stärke und Gesundheit zu schaffen vermag.

Den Eingang in das Dorf des Mannes versperren wieder die Mädchen des Ortes, scheinbar erzürnt, daß einer von ihnen ein Gatte entgangen und ein Jugendfreund aller durch eine Fremde entzogen worden ist. Ein Tribut öffnet wieder dem Zuge den Eingang. Die junge Hausfrau ladet nun alle Mädchen in das Haus ihres Mannes; sie schließen sich dem allgemeinen Zuge an. Einige hundert Schritte vom Hause erwartet der junge Gatte die Heranziehenden. Er küßt sein Weib und führt es bis ans Hausthor. Da begrüßt es Musik, die Eltern des Mannes sprengen Weihwasser über das junge Ehepaar und führen es in die Stube. Die Begleitung des Zuges, Burschen und Mädchen, beginnt nun einen kurzen Tanz; dann folgt eine sehr reichliche Bewirthung, die bei festlicher Musik bis spät in die Nacht hinein dauert.

Schließen wir mit den Volksbräuchen bei den letzten Dingen des menschlichen Lebens: beim Sterben, Aufbahren, Begraben und Erinnern an die Abgeschiedenen. — Liegt ein Mensch im Sterben, so wird im Sterbestübchen ein Handglöcklein geläutet, damit die scheidende Seele, gelockt durch die schwebenden Töne, noch einige Augenblicke in der Nähe des erstarrenden Leibes verweile. Die Verwandten und Nachbarn stehen betend herum, nur vom Weinen der Angehörigen unterbrochen. Ist der Tod unverkennbar eingetreten, so wird das Glöcklein weiter und weiter weg vom Entseelten, dann zur Thüre hinaus und einmal um das Haus herum geläutet, damit man so die unwiderruflich scheidende Seele noch auf ihrem Abschiedswege einige Augenblicke begleite. Erst dann

wird ein Bote abgesendet, um die Dorfglocke das Absterben verkünden zu lassen. Der Todte wird gewaschen und im Leinwandhemde auf ein passend langes, glatt gehobeltes Brett (Toudnbröd) gelegt und mit einem großen feinen Leinwandtuche überbreitet. Neben dem Kopf des Abgeschiedenen, auf einen Stuhl wird ein Öllämpchen gestellt und ein Glas Weihwasser, worein man sechs bis sieben zusammengebundene Kornähren taucht. Während die Dorfglocke den Tod verkündet, wird das Stroh, welches die Tiefe des Bettgestells des Verstorbenen ausfüllte, unweit des Wohnhauses verbrannt. Wer die Glocke hört oder das Feuer sieht, betet für die abgeschiedene Seele. Nach und nach kommt man, die Leiche zu sehen. Man nähert sich derselben, ergreift die in das Weihwasser getauchten Kornähren, besprengt damit vom Kopf bis zu den Füßen das überbreitete Leichentuch, kniet dann nieder, um einige Augenblicke zu beten, und schlägt nun erst das Tuch bis an die Brust des Todten herab. Die jugendlichen Leichen werden mit Blumen und Heiligenbildern, so weit nur Platz dazu ist, überdeckt; die älteren halten nur ein kleines Crucifix in den über der Brust gefalteten Händen. Im Namen weiblicher Leichen werden die ärmsten Weiber in der Gegend umhergeschickt, den Tod und Tag des Leichenbegängnisses anzusagen; im Namen männlicher Leichen verrichten dies Amt die ärmsten Greise; die Todesboten erhalten überall die reichlichsten Geschenke. Die Tage und Nächte, welche der Verstorbene im Hause liegt, kommen abwechselnd Bewohner des Dorfes, um bei der Leiche zu wachen oder Trost zu sprechen, helfen Kränze flechten oder sonst Nöthiges zu besorgen. Eine Hauptaufgabe ist, die betrübten Angehörigen zu trösten, daher auch mitunter recht heitere Geschichten erzählt und Scherze getrieben werden.

Der Zulauf zu den Begräbnissen ist wie überall, so auch im Böhmerwalde sehr stark. Die Särge werden nach der Kirche und nach dem Friedhofe zumeist getragen, trotzdem die Entfernungen oft sehr groß sind; bei Unverheirateten bilden ledige Burschen die freiwilligen Träger, bei verheirateten oder verwitweten Abgeschiedenen leisten kräftige Männer diesen letzten Dienst. Reichere Hofbesitzer, die Pferde und Wagen hinterlassen, werden, wenn der Weg nach Kirche und Friedhof sehr weit ist, gefahren; in solchem Falle ist auch das Erscheinen mehrerer Geistlichen und die Entfaltung größerer Begräbnißfeierlichkeit üblich.

Zum Zeichen des Angedenkens an die Verewigten wird im Böhmerwalde das Todtenbret ersehen, auf dem die Todten von der Stunde des Ablebens bis zur Einbettung in den Sarg geruht hatten. Die Ärmeren lassen in das Bret nur drei Kreuze einschneiden und legen das Bret einfach rechts oder links neben Wiesen- und Feldwege. „Betet für ihre arme Seele", lautet der einfache Text des Brettes. Andere und Wohlhabendere lassen dem Todtenbret gefälligere Formen und bessere, oft auch sehr naive Inschriften geben, besonders Eifervolle zum Angedenken an ihre lieben Abgeschiedenen die Todtenbretter sogar bemalen. Ein Todtenkopf mit drei darunter gemalten Kreuzen und

einer Inschrift, die Namen, Alter und Sterbetag enthält, ist die einfachste Ausstattung der bemalten Bretter. Vornehmer sieht sich schon ein Todtenbret an mit gemalten Figuren, darstellend eine ganze Familie, die nach der Größe der Gestalten geordnet in einer Reihe kniet, die Hände faltet und zum Himmel blickt. Ganz oben sind zwei gekreuzte Knochen gemalt, dann folgt das Bild und darunter steht zum Beispiel die Inschrift:

Wolfgang Rißvogel
unser seliger Vater,
geboren den..., gestorben den...,
ruhte auf diesem Bret die ersten Stunden
seines ewigen Schlafes und wurde dann,
schmerzlich beweint, zu Grabe getragen. Betet
alle für ihn, die Ihr das leset.
Der Herr hat ihn aufgenommen,
Von dort wird er wiederkommen!

Auch fehlt es an Todtenbrettern nicht, auf denen unter der Inschrift ein helllohendes Feuer brennt, in welchem nackte arme Seelen stehen und jammernd die Arme gegen Himmel strecken. Es heißt darunter:

Der Beste noch ist schuldig solcher Leiden,
Bevor er eingeht in des Himmels Freuden.

Ein blasender Engel kündigt auf einem Todtenbret die Auferstehung an und darunter heißt es:

O Menschen, auf aus euer'n Todesgrüften,
Erhebet euch aus tiefer Erdennacht,
Der Gottessohn erscheint in hohen Lüften,
Er kommt in Herrlichkeit und Macht
Zu richten die Lebendigen und Todten,
Voran ihm schweben Engelsboten.
Seid froh, sein Herz ist göttlich mild,
Vergebung kündigt er auf seinem Schild,
Und hinter jedem seiner Fürstentritte
Folgt Gnade, Liebe, Glück und Himmelssitte!

Die besseren, besonders bemalten Todtenbretter werden an auffallenderen Stätten aufgestellt: in der Nähe des Hauses eines Verewigten, an einer Scheuerecke, am Gartenzaun, wo dann die Stelle überdacht und vor Regen geschützt ist. Am beliebtesten sind die Stellen neben aufgerichteten Kreuzen oder Feldkapellen, die an öffentlichen Wegen, besonders vielbesuchten Kreuzwegen angebracht sind.

Sagen und Aberglauben. Daß ein so großes Berg- und Hügelland wie der Böhmerwald mit seinen Schlössern, Burgen, Ruinen, Seen, Fels- und Waldesgründen dem so gerne fabulirenden Volke Anlaß gab und noch gibt zu Sagenbildungen aller Art,



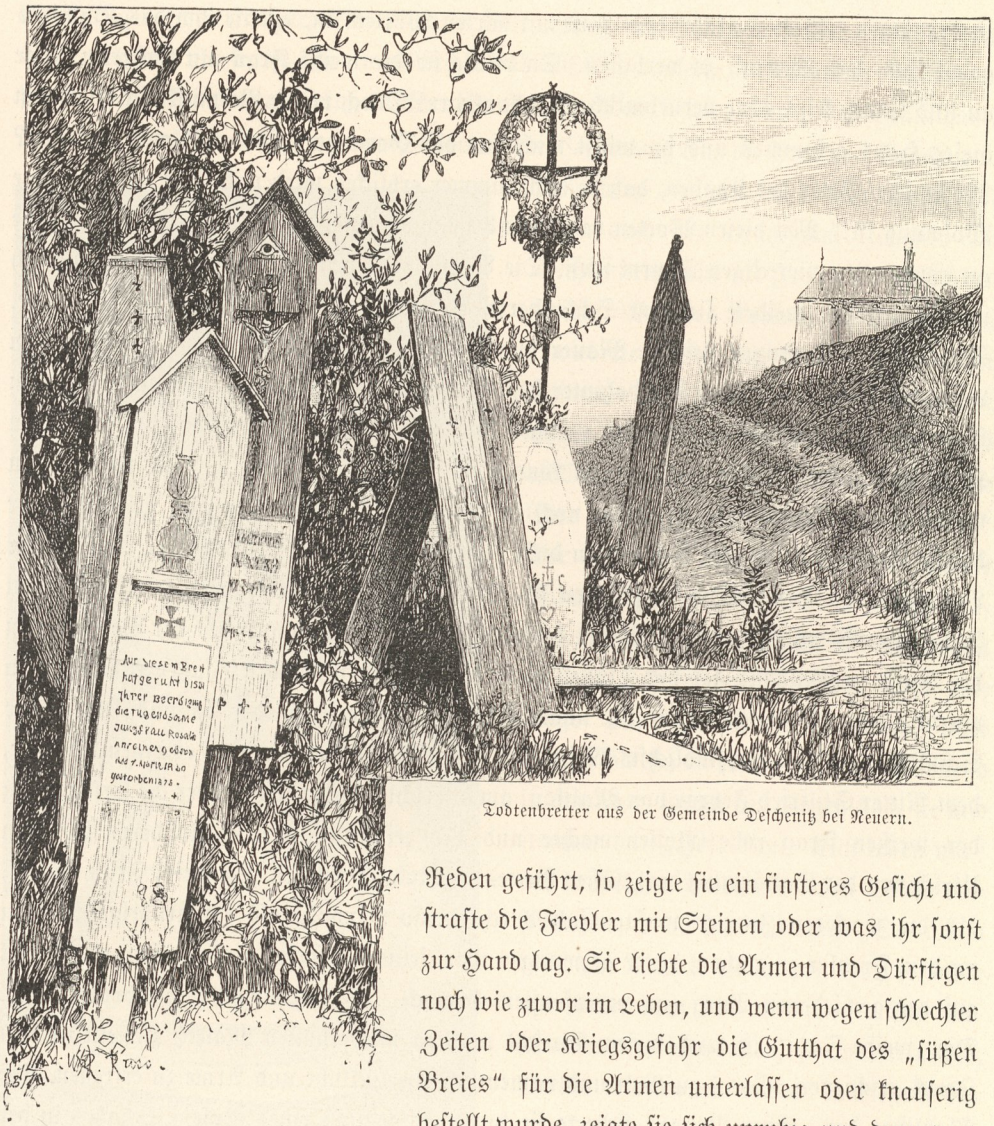
Der Kammerwagen der Braut mit der Aussteuer.

ist naheliegend; zu dem fabulirenden Volke dürfen die Chronisten dunkler Vorzeit gerechnet werden, die bei Erfindung und Ausgestaltung fabelhafter Geschichten mit dem Volke Hand in Hand gingen und namentlich mit Sagen über historische Personen und Wohnstätten einen Erfolg erzielten, der sogar ernste Geschichtschreiber zwang davon Kenntniß zu nehmen und dadurch eine Sagenbildung, der man höchstens die Dauer eines Menschenalters zutrauen sollte, Jahrhunderte lang in der Erinnerung und Vorliebe der Menschen zu erhalten. Als eine dieser bedeutsamen, romantisch ausgestatteten, durch Jahrhunderte sich erhaltenden Geschichten darf die

Sage von der „weißen Frau" betrachtet werden. Wir werden durch sie in die vornehmste Burg nicht nur des Böhmerwaldes, sondern Böhmens überhaupt geführt: in die Burg der Herzoge von Krumau, die, mit Ausnahme der Hofburg in Prag, an Großartigkeit, Alter und malerischer Lage alle Herrensitze Böhmens weit überragt. Die Chronik berichtet hierüber: Es war am Sonntag vor Martini 1449; Trompeten- und Paukenschall tönte schmetternd herab ins Thal, Jauchzen erfüllte die Lüfte und reichgeschmückte Ritter- und Frauengestalten wogten in den prachtvollen Sälen der hohen Krumauer Burg hin und her im bunten Gewimmel, denn der Herr der Burg Ulrich II. von Rosenberg feierte das Hochzeitsfest seiner zweitgebornen Tochter Bertha, umgeben von einer Menge ebenbürtiger Dynasten, die an flimmerndem Prunke wetteiferten mit dem vielgewaltigen Wirth. Bräutigam war Johann von Liechtenstein, Herr auf Nikolsburg; er hatte nach Freiherrenart um die Braut beim Vater angehalten und von diesem das Jawort erpreßt, während die holde Auserwählte um ihre Zustimmung nicht befragt, ihr Herz nicht zu Rathe gezogen wurde. Wäre dies geschehen, so würde man hinter das Geheimniß gekommen sein, daß Berthas Herz bereits für den tapfern Jüngling Peter von Sternberg schlug und einer beglückenden Gegenliebe sich erfreute. Berthas Schicksal war besiegelt, sie wurde das Opfer einer unheilvollen Convenienz und war genöthigt, am Sonntag vor Martini mit dem durch seine rohen Sitten berüchtigten Bräutigam vor den Altar zu treten und ihr Jawort auszusprechen. Die bösen Folgen ließen nicht auf sich warten. Noch während sich die Gäste nach der Trauung der vollen Fröhlichkeit des rauschenden Hochzeitsfestes an wohlbesetzten Tafeln hingaben, erfolgte eine Scene, die dem Fest und den gebotenen Genüssen ein jähes Ende bereitete. Der Bräutigam überraschte seine eben angetraute Braut mit ihrem Auserwählten in einer Kemenate, wo sie schmerzlich und in Ehren für immer Abschied nehmen wollten; von Eifersucht wüthend und vom Wein aufgeregt, wollte Liechtenstein den Gegner durch das Fenster in die brausende Moldau werfen, wurde aber von herbeieilenden Gästen daran gehindert; der Lärm und das Aufsehen dieser Scene waren groß, das Hochzeitsfest ward unterbrochen, die Gäste ritten mißmuthig nach ihren Burgen zurück, der von Rachsucht und

von den Qualen der Eifersucht tobende Freiherr von Liechtenstein aber brach schon am nahen Morgen auf, um seine weinende Gattin nach seinen mährischen und steiermärkischen Schlössern in Sicherheit zu bringen. Dort angekommen, stürzte er sich in ein wüstes Leben, ließ die jugendliche Gemalin an den ersten Bedürfnissen des Lebens Noth leiden und mißhandelte sie so unbarmherzig, daß sie bei ihren Verwandten, wenn auch vergeblich Hilfe suchte. Erst nach fünfundzwanzig Jahren endloser Leiden wurde die Arme durch den Tod ihres Gatten wieder frei und begab sich in den Schutz eines weitläufigen Neffen, Heinrich VI. von Neuhaus-Telč, in die Burg zu Neuhaus. Hier gewann sie bald durch Güte, Sanftmuth und Leutseligkeit alle Herzen und wurde wegen ihrer Weisheit und Gelassenheit das Orakel der Familie und im weitesten Umkreis „das Auge der Blinden, der Fuß des Lahmen, der Waisen Mutter, der Armuth Schatzmeisterin". Daher vertraute der frommsinnige Neffe der tugendsamen Bertha die ganze Haushaltung und besprach mit ihr jedwede Angelegenheit, besonders sorgsam den nothwendig gewordenen Aufbau einer neuen Burg. Bei einer solchen Berathung saß einst Bertha mit dem Neffen bis in die späte Nacht beisammen; Alles war erörtert bis auf die Frage: ob der Bau auch den Zwergen, die nach der Sage in der alten Burg Hofhaltung hielten, angenehm sein werde, da sie sonst viel Unheil im neuen Burgbau stiften könnten. Die Frage war kaum gestellt, als liebliche Musik ertönte, die Wände und der Boden des Gemachs sich mehrfach öffneten und eine große Menge von Zwergen heraus- und vor Bertha und dem Burgherrn aufmarschirten. Einer derselben, etwas größer als die anderen, in goldenem Mantel, eine schimmernde Krone auf dem Haupte, der Führer der Schar, machte eine tiefe Reverenz vor Bertha und dem Neffen und hielt eine Anrede des Inhalts: daß er und die Seinen von der Absicht, eine neue Burg zu bauen, erfahren haben und nach reiflicher Erwägung nichts dagegen einwenden wollten unter der Bedingung, daß ins neue Schloß die alte Tugend der Stammfamilie einziehe und dort herrsche! Das Gelöbniß wurde vom Burgherrn abgelegt und die Zwerge zogen befriedigt ab, so wie sie gekommen waren. Nun war das letzte Bedenken gegen den neuen Burgbau beseitigt und dieser mit Eifer und Beruhigung begonnen; selbst die Zwerge legten fleißig Hand an und schafften nachts Steine und Baustoff herbei; das Werk gedieh sichtlich und damit in der begonnenen Weise fortgefahren werde, versprach die vielmögende Wittfrau Bertha den Meistern, Gesellen und Handwerkern, sie nach Vollendung des Baues mit „süßem Brei" zu bewirthen, was so viel hieß, als sie mit einem reichen Gastmahl zu erfreuen. Nun ging die Arbeit doppelt gut vonstatten und die neue Burg stand früher fertig da, als erwartet werden konnte. Da hielt aber auch Bertha im Einverständniß mit dem Burgherrn Wort und es wurden nicht nur die Bauleute, sondern auch Bürger und Arme des Ortes festlich und reichlich bewirthet — am Schluß des Festes mit dem „süßem Brei", einem zu damaliger Zeit hochbeliebten mit

Honig bereiteten Mus. Um die Freude der Gäste noch zu erhöhen, gab ihnen Bertha bekannt, daß sie einen Stiftsbrief habe ausfertigen und vom Burgherrn unterzeichnen lassen, durch welchen der jetzige wie alle folgenden Besitzer der Burg verpflichtet wären, den „süßen Brei“ (das heißt, den Festschmaus) dem Volke von Neuhaus jährlich, und zwar stets am grünen Donnerstag feierlich darzubieten; sehr bitter würden die Folgen der Nichtbeachtung dieses Stiftsbriefes sein. Bertha selbst war im folgenden Jahre noch in der Lage, das Fest des „süßen Breies“ zu veranstalten und zu leiten — dann kam ihr letztes Stündlein und sie schied als frommer Geist aus diesem prüfungsreichen Leben . . . Groß war die Trauer des Volkes über den Verlust seiner Freundin, das Andenken an sie blieb ungeschwächt lebendig, aber bald ergab sich ein Anlaß, der verewigten Wohlthäterin nicht blos mit Dankgefühl und Ehrfurcht, sondern auch mit frommen Schauern zu gedenken. Denn es verbreitete sich die Kunde, Frau Bertha sei im neuen Schloß erschienen, wandle da als Geist herum und werde von Allen gesehen, die zur Nachtzeit auf dem Schlosse beschäftigt seien. Berthas Geist sollte in ihrer gewöhnlichen Hauskleidung nächtlich wandern, in weißem Rock und Schürze, um den Hals eine Schaube und den Kopf mit einer Haube bedeckt, von welcher ein Schleier herabfiel und zum großen Theil ihr Antlitz bedeckte; was man von diesem sah, war todtenblaß. Am Gürtel trug sie einen Schlüsselbund, den sie heftig bewegte, wenn etwas ihr Widriges geschah. So wurde sie auch von einem beherzten Maler im großen Saale abgebildet, wo sie am öftesten sich zeigte. In derselben Kleidung und mit sittsamer Geberde wurde sie bald auch um die Mittagszeit von dem Neuhauser Marktplatz aus an Fenstern des verfallenen Hungerthurms, welcher keine Treppe mehr hatte, von vielen Menschen gesehen. . . Bald vernahm man, daß die „weiße Frau“ (wie sie nach ihrer Kleidung fortan genannt wurde), nicht blos in Neuhaus, sondern auch in den meisten Burgen der Herren von Rosenberg und deren Verwandten umgehe. Wenn in einer Familie ein Kind geboren wurde, zeigte die weiße Frau viele Freude, ging geschäftig hin und wieder gleich einer sorgsamen Hausfrau und rasselte mit dem Schlüsselbund; wenn aber die Ammen und Kinderwärterinnen eingeschlafen waren, übernahm die weiße Frau das Amt der Kinderfrau, beschwichtigte die weinenden Kleinen, schläferte sie ein mit leisen Gesängen und trug sie im Zimmer umher. Todesfälle in Rosenberg'schen oder verwandten Familien verkündete sie durch Traurigkeit voraus und trug dann einen schwarzen Schleier und schwarze Handschuhe. Dabei sah sie es nicht gerne, wenn mit den Geräthen aus ihrer Zeit eine Veränderung vorgenommen wurde; sie lief dann in dem betreffenden Gelaß umher, die Fenster flogen auf und zu, wie von einem heftigen Sturmwind bewegt, und wenn einer der Beschäftigten einen Gegenstand dennoch anfassen wollte, wuchs die weiße Frau vor seinen Augen aus dem Boden heraus zu riesiger Größe empor . . . Wurden gotteslästerliche



Todtenbretter aus der Gemeinde Deschenitz bei Neuern.

Reden geführt, so zeigte sie ein finsteres Gesicht und strafte die Frevler mit Steinen oder was ihr sonst zur Hand lag. Sie liebte die Armen und Dürftigen noch wie zuvor im Leben, und wenn wegen schlechter Zeiten oder Kriegsgefahr die Gutthat des „süßen Breies“ für die Armen unterlassen oder knauserig bestellt wurde, zeigte sie sich unruhig und dann war es in der folgenden Nacht auf der Burg nicht geheuer, es durchlief murrend die Zimmer, schlug die Thüren fast in Trümmer, rasselte mit vielen Schlüsseln, rüttelte die Schläfer in den Betten und zerschmetterte die Schüsseln, welche beim Schmaus, um Geld zu sparen, nicht gefüllt gewesen waren ... Als Peter Wok von Rosenberg, der Letzte seines Stammes, 1539 geboren wurde, erschien Frau Bertha fast täglich bei ihm in der Burg Krumau und zeigte große Sorgfalt für den kleinen Enkel. Eines Tages hatte sich die Amme aus dem Gemach entfernt, und als sie wieder zurückkam, fand sie das weinende Kind auf den Armen der weißen Frau, die es

zu beruhigen suchte; sie fuhr den Geist mit harten Worten an, entriß ihm das Kind und gebot ihm, das Gemach zu verlassen. Da blickte sie die weiße Frau mit finsterem Auge an und sprach leise, aber vernehmlich: „Undankbare! Durch meine Vermittlung bist du in dieses Haus gekommen und du willst mich aus den Gemächern meiner Ahnen verjagen? Melde dem Vater des Knaben, daß er mich nimmer erblicken wird und siehe zu, wo meine Wohnung ist!“ Mit diesen Worten verschwand sie in diejenige Wand des Zimmers, welche an einen alten viereckigen Thurm stieß. Die Amme verließen ihre Sinne, und als sie sich wieder erholte, meldete sie dem Schloßherrn Peter, was sie gesehen und gehört hatte. Dieser ließ nach einiger Zeit die Mauer durchbrechen, in welche der Geist verschwunden war, und nach Beseitigung des dahinter befindlichen Doppelgemäuers fand er den großen Rosenberg'schen Schatz, welchen er nachher dem Kaiser zur Aushilfe gab, um damit den Krieg gegen die Türken fortsetzen zu können . . . Jahrelang wurde nun die weiße Frau weder in der Stammburg Krumau, noch in der neuen Burg zu Neuhaus gesehen, aber dunkle Gerüchte liefen um, daß sie um diese Zeit ab und zu in Burgen ferner Verwandter Böhmens und Deutschlands erschienen sei. Erst als durch die Burgherren selbst oder in Folge von Besatzungen während der späteren Kriege durch Hauptleute der Besatzung in der Burg zu Neuhaus der den „süßen Brei“ betreffende Stiftsbrief außer Acht gelassen wurde, war die weiße Frau als unnachsichtliche Rächerin wieder da und strafte alle Schuldigen auf die empfindlichste Weise; bei diesen Rache-Acten erging es einem Frevler, dem Ritter Stilfried Feyrar von Malikau, am allerschlimmsten, da er über die Erscheinung der weißen Frau rohe Glossen machte und den zeitgenössischen Schloßherrn Joachim Ulrich von der Gewährung des „süßen Breies“ hartnäckig abhielt. Die weiße Frau sowohl, als die wackeren Zwerge wußten sich durch ebenso peinvolle als ehrenrührige Strafen an dem Frevler zu rächen, da er gezwungen war, seine Tapferkeit zu beweisen, eine Nacht auf der gemiedenen Burg (im verrufensten Gemach, „Hechelzimmer“) zuzubringen . . . Die „weiße Frau“ ist nach diesem Vorfall noch zu wiederholten Malen, zumeist zu dem Zweck erschienen, Gutes zu thun und namentlich Unglückliche und Arme zu erfreuen. Die Wohlthat des „süßen Breies“ sicherte sie durch Entdeckung eines großen Schatzes in der Burg zu Neuhaus, der dem Besitzer des Schlosses, Joachim Ulrich, es möglich machte, das Fest ohne eigene Auslagen alljährlich zu veranstalten . . . Eines Tages sprach ein junger Priester aus dem Geschlecht derer von Liechtenstein im Schlosse zu Neuhaus ein. Man wies ihm zum Nachtlager einen großen Saal zu, dessen Wände mit Familienbildern bedeckt waren. Diese Bilder vor dem Entschlummern aufmerksam betrachtend, fiel dem geistlichen Herrn eines besonders auf, das einen stattlichen Hochzeitszug darstellte, der sich langsam zu bewegen schien; der Bräutigam war von hohem Wuchse, doch in seinem Gesicht lauerte heimliche Tücke, die zarte Braut an seiner Seite, lieblich wie eine schlanke Lilie, verrieth in

ihren Zügen schweres Herzeleid. Noch in Betrachtung des Bildes versunken, war es dem Gaste plötzlich, als breite sich ein mildes Mondlicht über dasselbe, und plötzlich entzündeten sich auch alle Wand- und Hängeleuchter des Saales. Das trotzige Antlitz des Bräutigams erschien milder und bläsſer und im Schimmer der Verklärung trat die Braut — Bertha von Rosenberg — ganz aus dem Bilde, ihr folgte auch der Bräutigam Johann von Liechtenstein; auf die Frage des geistlichen Enkels: Was des Bräutigams Begehr sei? erwiederte dieser mit kaum vernehmbarer Stimme: „Ich habe keine Ruhe im Grabe wegen dieser meiner Gemalin, denn es wollte mich im Leben bedünken, daß sie die Ehre meines Hauses arg angetastet habe!“ Der Priester ließ sich einige nähere Andeutungen geben, richtete einige Ermahnungen über die Sünde des Argwohns an den Schuldigen, verweilte dann eine lange Pause im innigsten Gebet, legte hierauf die Hände seiner Ahnen versöhnend in einander, sprach den Segen über sie und stimmte das „Herr Gott, Dich loben wir“ an, in welches Beide mit leisen Tönen einstimmten; dann sagte Bertha: „Den Lohn für deine That wirst du von Gott erhalten und bald auch bei uns sein!“ Die Erschienenen verschwanden, sie waren erlöst; Bertha erschien nie wieder in Gestalt der „weißen Frau“. —



Die weiße Frau (Bertha von Rosenberg).

Das Wunderbild auf dem Kreuzberg bei Krumau. Im Jahre 1460 lebte in Krumau ein Bürger und Kupferschmied Namens Hollenhammer, der für sein ausgedehntes Geschäft viel altes Kupfer brauchte und von diesem Metall oft große Vorräthe einzukaufen pflegte. Eines Tages nach einem solchen Einkauf, da der Schmelzofen wieder sein heißes Werk begonnen und alles Kupfer bereits geschmolzen war, gewahrte der Meister, daß noch ein Klumpen obenauf schwamm, sich im Sude wälzte und doch der Glut nicht wich. Der Meister, meinend, daß er diesmal beim Kaufe betrogen worden sei,

ergriff, um zu untersuchen, die Zange, hob den Klumpen heraus und begann daran zu hämmern, und siehe da! der Klumpen streckte sich plötzlich nach der Länge und Breite und die Gestalt des gekreuzigten Heilands wurde darin sichtbar. Der Meister, erstaunt und gerührt, hämmerte nur noch so lange, bis die Erlösergestalt ganz und vollkommen zur Erscheinung gebracht war, dann senkte er die Knie, küßte das Wunderbild und bewahrte es in seinem Hause auf. Als er starb, wurde das Kleinod an die Nachkommen vererbt, ging dann noch durch viele Familienhände, bis es endlich (1696) von der letzten Besitzerin, Namens Rinkin, dem damaligen Rathe Langer mit der Bitte übergeben wurde, das Crucifix in einer Kirche zur allgemeinen Verehrung anzubringen. Ein frommer Geistlicher sorgte, daß das Wunderkreuz auf einer Höhe, vormals Calvarienberg genannt, aufgerichtet wurde. Um ihm Schutz gegen das Unwetter zu gewähren, ward 1714 eine Kapelle darüber gebaut und neben der Kapelle ließ Veronika Jimin drei Stationen, der Herzog von Krumau aber einen Kreuzgang mit neun Stationen aufführen. Das Alles ist geschehen auf dem „Kreuzberg". Der fromme Sinn lohnte sich; die viel von Frost, Hagel und Schauer heimgesuchte Gegend wurde lange Jahre von diesen Übeln wunderbar verschont.

Der Mönch zu Hohenfurt. Nördlich von Krumau, das uns eben eine Sage tiefer unbeugsamer Gläubigkeit geliefert hat, trifft der Wanderer auf eine Stätte klösterlichen Friedens, die, wie man vermuthen sollte, weit mehr Anlaß bieten würde, Siegesthaten und Wunder des Glaubens durch den Mund des Volkes aller Welt zu verkündigen. Es ist das Kloster Hohenfurt, Heim der Cistercienser, durch seine Mauern, heilige Räume, Lehre und Beispiel geschützt gegen Zweifel und Glaubensgefahren, wie durch seine Basteien und Thürme einst sicher gegen Kriegerscharen. Und doch begegnen wir gerade hier einer Sage von geistlicher Verirrung, die im Heim des Gottesfriedens und Glaubens seinen Ursprung fand und mit einem oft wiederkehrenden Sagenwunder abgeschlossen wurde. Ein Mönch des Klosters, so heißt es, gab sich tiefen, unablässigen Forschungen über die Räthsel der Welt und des Lebens hin und kam nach vielen Irr- und Umwegen an einem Punkte an, wo der nächtliche Abgrund des Unglaubens vor seinen Füßen gähnte; er zweifelte an vielen Glaubenslehren — unter anderm auch an dem Glauben an die Ewigkeit. Oft schon hatte ihn das Studium und die Betrachtung der Natur eines Besseren belehrt und er ging auch eines Tages wieder hinaus in die wundersame Waldesstille — diesmal besonders gierig, einem Vogelliede zu lauschen. Und er hatte nicht weit zu wandern und nicht lange zu lauschen. Denn nicht nur von Einem Vöglein erscholl gar herziger Gesang, es ließen theils nach einander, theils in heiterem Chore der Fink, der Hänfling, die Drossel sich aus den Zweigen hören, im nahen Kornfeld schlug die Wachtel und über allen hoch in den Lüften wirbelten die Triller der Lerchen. Jeder Ton erklang wie ein Lob des Herrn, der Alles so wohl, so schön für jetzt und alle Zeiten erschaffen. Und tief erfaßte es auch das

Gemüth des Mönches, der dasaß und sann und sann — und sich endlich erhob, um heimzukehren in seine Zelle: gestärkt, getröstet und wieder Herr über quälende Zweifel; — aber im Kloster fand er Alles verändert; er selbst war ein Anderer geworden nach innen und außen, es erkannte Niemand den müden Greis und verstand Niemand sogar seine Sprache; — — denn er war, während er den Vöglein lauschte — um ein ganzes Jahrhundert älter geworden.

Die Luzifer-Sage vom Bergschloß Klenau. Alte Burgen und Ruinen sind es namentlich, die das Volk mit unheimlichen Sagen bevölkert. Teufel, Gespenster und Schätze, die von Höllenhunden bewacht werden, lassen sich für furchtsame und abergläubische Gemüther — und wo gäbe es solche nicht? — wirksam verwerthen. Wir sehen dies auch im Böhmerwalde und sind genöthigt, von dieser Abart wenigstens in zwei Fällen Kenntniß zu nehmen: von der Luzifer-Sage im Bergschloß Klenau und von dem großen Schatze in der benachbarten Burgruine Baiereck. Die Luzifer-Sage knüpft sehr sachgemäß an das schauererregende Burgverließ der Ruine Klenau an, in welches, sieben Klafter tief, einst die Opfer des ergrimmten Burgherrn hinabgelassen und dem Hungertode preisgegeben wurden. Unter den Burgherren, die gar oft und maßlos ergrimmten, wird ein Herr Přibik besonders genannt; die Sage bezeichnet ihn als Denjenigen, der dem Rachen des Burgverließes die meisten der unschuldigen Opfer geliefert habe. Zu solchen Opfern waren einst auch drei nachbarliche Ritter ausersehen, die der grimme Herr von Klenau nach einer wilden Fehde als Gefangene in seine Gewalt bekam. Fallthüre auf; an Stricken einer nach dem andern in die finstere, dumpfe Tiefe hinabgelassen — Fallthüre wieder zu und unten waren sie wirklich, die jungen Ritter, noch dazu Brüder. Die ersten Eindrücke des Entsetzens beraubten die Unglücklichen der Sprache; stumm lagen sie nebeneinander, wenn man nicht dann und wann einen Seufzer, der Steine erweichen konnte, für die Sprache der Verzweiflung hinnehmen will; endlich fanden die Gefangenen auch die Sprache wieder, die in wilde Klagen, in Gebete und Hilferufe ausbrach. Vergeblich. Menschliche Hilfe war unmöglich, die Hilfe des Himmels wenigstens noch nicht nahe; da faßten die verzweifelnden Brüder den Entschluß, sich in die Arme des bösen Feindes zu werfen und durch ihn sich befreien zu lassen. Satanas war — natürlich gegen ausgiebige Provision — sogleich bereit zu helfen. Ein leichter Donnerschlag und der Unterirdische mit Hörnern, Feueraugen und langem Schweif stand vor ihnen. „Wenn Einer von Euch sich für die andern Zwei opfern und mir in die Hölle folgen wollte", sagte er, sich räuspernd und einige glühende Kohlen ausspuckend, „so würde ich Euch wohl befreien!" Die Brüder stutzten anfangs, aber der Schreckensort, der Hunger, besonders der baldige unabwendbare Tod machten sie mürbe, so daß sie den Vertrag annahmen und auch sogleich zu losen begannen, wer von ihnen als Preis in den Klauen des Satans zurückbleiben sollte. Das Los fiel auf den

jüngsten Ritter Johann, der sich auch, nach kurzem Abschied von den Brüdern, dem Meister Satan zur Verfügung stellte. „Recht", sagte dieser, ingrimmig lächelnd und wieder glühende Sägespäne aushustend, „fangen wir an!" Er winkte; es spalteten sich die Wände und die Gefangenen traten ins Freie. Sie fielen auf die Knie, um für die glückliche Rettung zu danken, aber Satanas ergriff sein Opfer und schwang sich mit ihm hoch in die Lüfte. Hier schrie aber Ritter Johann laut auf und erinnerte sich an seinen Schutzpatron, den heiligen Leonhard, der ihn schon früher einige Male wunderbar gerettet hatte; diesen rief er in der höchsten Angst seiner Seele abermals an — und siehe, St. Leonhard erschien auch, bewaffnet mit einer furchtbaren Geißel, die er sofort gegen Belzebub energisch gebrauchte, so daß dieser schon nach dem dritten Hiebe seine Beute fahren ließ; — zur Entschädigung versetzte Satan dem Befreiten eine Maulschelle derart, daß er mit drei herausgeschlagenen Backenzähnen den Erdboden erreichte und ohnmächtig liegen blieb. Beim Erwachen that Ritter Johann das Gelübde, an dieser Stelle eine Kapelle zu Ehren seines Schutzpatrons erbauen zu lassen — die St. Leonhards-Kapelle bei Kelheim, abendwärts von Neuern. Er hielt sein Wort; die Kapelle ist noch vorhanden — Zeuge dessen der Schreiber dieses, der als kleiner Ministrant bei einer heiligen Messe diente, die sein geistlicher Instructor 1829 in dieser Kapelle las.

Der große Schatz in Baiereck. Es ist merkwürdig, daß das Volk, indem es eine Sage erfindet, genau nach Art der sogenannten Zauberer vorgeht und seine Fabel mit Geheimnissen und Schwierigkeiten umgibt, die es hindern, die Erfindung auf Wahrheit oder Glaubwürdigkeit zu prüfen. So ist namentlich die Sage von verborgenen (natürlich verzauberten) Schätzen mit Vorbehalten und Gefahren umgeben wie der zusammengerollte Igel mit Stacheln. Ist es schon schwierig, die Stelle zu entdecken, wo der Schatz liegt, so besteht noch die größere Schwierigkeit, bis zu den (meist eisernen) Kisten vorzudringen, die den Schatz enthalten, aber diese Kisten aufzusperren oder auch nur die darauf liegenden Höllenhunde zu verjagen, bildet die allergrößte Schwierigkeit. Das gescheidte und biedere Volk bei Neuern, das die Burgruine Baiereck umwohnt, hat bei seiner Sagenbildung über den verborgenen Schatz unter den Ruinen einen liebenswürdigen Zug des Entgegenkommens bewiesen, indem es in die Sage einen Schlüsselbund einflocht, der die Schwierigkeiten, den Schatz zu finden und zu beheben, rein beseitigt. Aber dieser Schlüsselbund — das ist wieder das nisi — liegt in der Nachbarburg Klenau — in einem Brunnen von neunundzwanzig Klaftern Tiefe. Den Schlüsselbund da heraufholen, ist fast beschwerlicher und gefährlicher als den Schatz selbst zu beheben. Und so entschlossen sich denn im Jahre 1805 dreizehn kühne Männer, man darf schon sagen Waghälse, ohne Schlüsselbund dem Schatz direct auf den Leib zu rücken. Eine sehr resolute Frau schloß sich den verwegenen Männern an. Es war um Mitternacht, Sturm und Regen. Ein Zauberkreis wird gezogen, in den

sich die Männer und die Mannfrau stellen. Das Citationsgebet wird angefangen: da wird es in den schauerlichen Mauern gar seltsam, Irrlichter laufen hin und her, Hohngelächter tönt aus allen Kellerlöchern, schwere Ziegeltrümmer fallen von den Mauerrändern, als würden sie von grimmigen Geistern auf die Beschwörer geworfen; mehr bedurfte es nicht, um die tapfere Versammlung aus dem Zauberkreis und weiter aus der Ruine und noch weiter den Berg hinunter zu treiben in wilder Flucht, die auch ein Weiberkittel theilte, der fast alle Männer überholte und dem Sturmwind Anlaß gegeben haben soll, verwegene Allotria mit ihm zu treiben. Seitdem ist's still geworden vom Suchen und Heben des Schatzes in der Ruine Baiereck. Die Ruine steht noch aufrecht; man soll es jetzt noch manchmal in stiller Mondnacht hellauf lachen hören über die tapfere Flucht der Schatzbeschwörer. Die Sage aber geht noch gläubig und still durchs Land; ihr ist es sicher, daß der Schatz vorhanden ist und daß der Schlüsselbund — wenn er nicht neunundzwanzig Klafter tief im Wasser läge — den Zauberschatz beheben helfen könnte.



Johann von Liechtenstein, der Gemahl der „Weißen Frau".

Glücklicher ist das Volk in seinen Erfindungen von Sagen, wo es Kloster- und Burgruinen verlassen und bei eigenen Heimstätten verweilen kann. „'s Schulmuaderl", „Des Windes Weinen", „Der blutige Mann", „Die Hexenmagd" könnten hier vorgeführt werden; doch müssen wir uns bescheiden, nur die Sage vom „Waschweiberl" mitzutheilen:

Zur Zeit der Heuernte sah man in einem Bache unter Erlengesträuch jährlich eine Schar badender Weibchen erscheinen, die plätscherten und lärmten und allerlei Fetzen und Windeln von Leinwand zum Trocknen an das Gesträuch hingen; sie waren nicht größer als einjährige Kinder. Aus einiger Entfernung durfte man ihnen zusehen, ohne daß sie sich

daran kehrten; wollte man ihnen aber näher kommen, so erhoben sie ein Geschrei, rafften tumultuarisch ihre Fetzen und Windeln zusammen, rauschten unter das Wasser und verschwanden. Ein Bauernbursch, sonst ein findiger Vogel- und Taubenfänger, richtete einmal auch eine Falle im Gesträuch am Bach auf — und wirklich ging ihm ein Waschweiberl in die Falle. Es hatte ein weißes reinliches Leinwandkleidchen an, das bis an die halbe Wade reichte und die Haare hingen aufgelöst über Schultern und Nacken hinab. Ohne Sträuben ließ sich das Weibchen nach dem nächsten Bauernhof tragen und sah sich da frisch mit schwarzen Äuglein um. Kaum in die Stube gebracht, streifte das Weiberl die Hemdärmelchen zurück, schürzte das Kleidchen auf und begann zum Verwundern und Ergötzen der Hausbewohner geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen, auf die Wandbänke steigend die Fenster zu reinigen, kurz, es war ruhelos vom Morgen bis Abend, ohne sich im geringsten was schaffen oder d'reinreden zu lassen. Während der Abenddämmerung kam dann das Wassermännlein, klammerte sich draußen an die Wand und sprach zum Fenster hinein, das Waschweiberl klammerte sich von innen an die Wand und sprach hinaus, und da thaten sie vertraulich und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimnissen auszuplaudern. Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waschweiberl mit Schuhen zu versehen, aber es reichte die Füßchen nicht dar, um ein Maß nehmen zu lassen; man streute daher Mehl auf den Boden der Stube und nahm das Maß nach den Fußstapfen des Weibchens. Die Schuhe waren fertig und man stellte sie dem Weibchen auf die Bank, damit es sich derselben bediene. Aber das Waschweiberl fing an zu weinen und zu schluchzen, weil man seine Bemühungen belohnen wolle, streifte die Hemdärmelchen wieder vor, entschürzte das Kleidchen und stürzte lautklagend davon und wurde nicht wieder gesehen.

Aberglauben. Wenn drei Tage und Nächte hintereinander ein Sturmwind bläst, muß sich Jemand in der Gegend erhenkt haben. — Das Krähen einer Henne weckt das größte Unglück eines Hauses, daher einer solchen sogleich der Kopf abgehackt wird. — Man glaubt an einen „Stearvogel" (Sterbevogel); er soll stets während der Abenddämmerung vor dem Hause eines schwer Erkrankten erscheinen und durch einige Trauertöne den bevorstehenden Tod des Erkrankten ankündigen. — Bisweilen hört man nachts ein gedämpftes ergreifendes Weinen im Hause; die entsetzten Einwohner horchen auf und glauben fest, es sei ein verstorbenes Familienmitglied, das ein Unglück klagend ankündigt. Man nennt es „Das Klagmütterl" ('s Klomuaderl geiht um). — Wenn eine Elster lebhaft um ein Haus fliegt und ruft, bedeutet es die Meldung, daß ein Bekannter oder Verwandter bald heimkehren werde. — Wer auf seinem Felde zwischen dem Getreide einen Bifang brach liegen läßt oder mit Klee bebaut, verliert in demselben Jahre noch ein Familienmitglied durch den Tod. Man nennt den Fall „D' Intasot" (Zwischensaat). — Ein gewisser Zauber, ausgeübt über

ein Saatfeld, bewirkt in der Gestalt eines liegenden Kreuzes zwei schmale Bahnen im Getreide, wo die Ähren durchaus brandig erscheinen. Man weiß dann im voraus, daß beim Dreschen des Getreides je das dritte Korn in die Scheuer desjenigen fliegen muß, der den Zauber ausgeübt hat. Man nennt den Geist, der dabei dient, den „Pilmasschnidt". — Wenn ein Bursch oder Mädchen am Ostersonntag vor Sonnenaufgang aus einem Bache mit den Zähnen ein Steinchen heraufholt und es dann, gegen Osten gekehrt, über den Kopf wirft, dem wird geoffenbart, ob es im Jahre noch zu seiner Heirat kommen werde. — Am Ostermontag flicht man um die Obstbäume Strohbänder in der Meinung, sie dadurch zum reichen Fruchterträgniß zu vermögen; denn wie man an Namenstagen durch das „Drosseln" (Umspannen des Halses) den Namensträger zum Gewähren eines Geschenkes verpflichtet, so will man gläubig auch die Bäume durch das Drosseln mit Strohbändern zu reichlichen Gaben verpflichten. — In einigen Gegenden des Böhmerwaldes wird kein Baum gefällt, ohne daß früher ein Kreuz in die Rinde gehauen wurde; auf solchen Bäumen muß die wilde Jagd, welche Wanderer, die bei ihrem Herannahen nicht auf das Angesicht stürzen, weit mit sich fortführt, rasten und sie unbehelligt lassen. — Vor Jahren soll ein Mann gelebt haben, vor dessen Augen Hexen und Verwunschene bezeichnet waren. Jene trugen auf den Köpfen hölzerne Milchgefäße, diese schleppten an Ketten glühende Kugeln an den Fersen nach. Deshalb war der Mann aber vielen Anfechtungen ausgesetzt und sein Weg nach der Kirche, die auf einer Anhöhe stand, war ein Weg der Peinigung und Püffe, so daß der Unglückliche oft rücklings die Anhöhe ersteigen mußte, um die nachstürmende Hexenzunft durch Kreuzeszeichen und Gebete abzuwehren. — Die Zungenfäule bei Kindern wird durch ein Sympathiestück geheilt. Der Mann, welcher des Heiltextes kundig ist, läßt sich das Kind gegenüber halten, indem er spricht:

Job ging einst über Land
Und hatte einen Stab in der Hand;
Da begegnet' ihm der Herr
Und sprach:
„Job, warum trauerst Du so sehr?"
Job sprach:
„Ach, warum sollt' ich nicht trauern?
Meine Zunge will mir abfaulen."
Der Herr sprach:
„Job, geh' in jenes Thal zur Stund',
Ein Brunnen heilet Dir dort den Mund!"

Der Mann haucht dem Kinde dreimal in den Mund, schlägt ein Kreuz darüber und die Mutter des Kindes besprengt dieses mit Tropfen des Weihbrunns an der Thür. Diese Ceremonie, dreimal früh und abends wiederholt, soll gewisse Heilung verbürgen.

Die Dialecte der Deutschen.

In wechselnder Ausdehnung, bald breiter, bald schmäler, ziehen sich (einige Lücken abgerechnet) um Böhmen herum die von deutschen Volksstämmen besiedelten Striche. Am tiefsten gegen die Mitte zu reicht dieses deutsche Sprachgebiet auf der Linie Asch-Manetin; in dieser Gegend und im Norden befinden sich die ausgedehntesten Strecken deutschen Landes.

Keiner von den Dialecten, welche die deutsche Bevölkerung dieses Randgebietes spricht, ist ein besonderer deutsch-böhmischer; im Rücken eines jeden von ihnen, jenseits der Landesgrenze, dehnt sich in allen Fällen erst das räumlich größere Sprachgebiet aus, zu dem der jeweilig entsprechende Theil in Böhmen sich als ethnographischer Vorposten verhält, der über die Berge herüber sich vorschob. Diese Thatsache zeugt mehr als alles Andere gegen die Annahme, als ob das heutige Deutschthum Böhmens unmittelbarer Sprosse aus Markomannenzeiten wäre; sie spricht entscheidend dafür, daß das Deutschthum — hier früher, dort später — erst nach dem slavischen Vorstoße gegen Mitteleuropa wieder in die alten Sitze eindrang, und zwar eindrang mit culturellem Ziele und von den verschiedenen Seiten her concentrisch nach dem politischen Mittelpunkt.

Im Westen erfolgte die älteste, früheste Einführung deutscher Bewohner. Mit dem XI. Jahrhundert wurde das Egerland vom deutschen Reiche aus mit neuen Besiedlern überflutet und von ihm aus drang schon in staufischer Zeit deutsche Art weit im Elbogener Lande vor. Im Süden waren es theils uralte Handelswege, theils zeitweilige dynastische Zusammengehörigkeit von Nachbargebieten, welche Deutsche wiederum herüberbrachten. Im Norden erwarben besonders Bergbau und Industrie Sitze für deutsche Thätigkeit und deren Träger; hier und im Nordwesten, ja auch im ganzen Osten zogen noch später mit deutschen Einwanderern Handel und Großindustrie zu reichstem Aufschwunge ein. Weise Herrscher Böhmens, auch solche slavischen Blutes, erkannten die Bedeutung deutscher Betriebsamkeit für den Aufschwung des Landes und zogen zur größeren Verstärkung des Deutschthums immer neue Ansiedler heran; ja, politische Ereignisse veranlaßten oft geradezu ein gesteigertes Hereinkommen, wie dies z. B. nach den Hussitenkämpfen und dem böhmischen Aufstand der Fall war. Hatten sich die zu einem Stamme gehörigen, von der gleichen Seite herkommenden Ansiedler bereits längere Zeit im neuen Gebiete niedergelassen und erfolgten dann Zuzüge später und einzeln von woher immer, so wurden die neuen Ankömmlinge leicht der Art der Mehrheit angegliedert; nur wenn der Einzug der neuen Elemente in größerer Zahl aus anderem Stamme geschah, behielten sie auch im neuen Sitze Sitte und Sprache der Väter, es bildeten sich Sprachinseln innerhalb des deutschen Gebietes, wie sie nach einer Flucht langer Jahre noch heute zu erkennen sind.

Gegen das Innere des Landes zu bilden derzeit folgende größere (oder die Richtung des Zuges angebende kleinere) Orte mit ihrer nächsten Umgebung im Ganzen und Großen die Grenzmarken deutschen Wesens: Eisenstein, Čachrau, Neuern, Neumark, Wasserſuppen, Bischofteinitz, Mogolzen, Kapsch, Staab, Dobřan, Littitz, Nürschau, Malesitz, Tuschkau, Wscherau, Netschetin, Manetin, Scheles, Jechnitz, Kolleschowitz, Postelberg, Liebshausen, Trebnitz, Theresienstadt, Gastorf, Wegstädtl, Dauba, Hirschberg, Hühnerwasser, Oschitz, Liebenau, Reichenau, Tannwald, Rochlitz, Hohenelbe, Arnau, Pilnikau, Gradlitz, Trautenau, Starkstadt und Braunau; hier überschreitet die Sprachgrenze die Landesgrenze; wieder eintretend umfaßt sie: Gießhübel, Rokitnitz, Wichstadtl, Grulich, Riedersdorf, wo sie wieder austritt; Landskron, Lichwe, Michelsdorf, Schirmdorf, Strokele, Karlsbrunn, Dittersbach, Brünnlitz — Landesgrenze; Schrittenz, Heiligenkreuz, Simmersdorf — wieder Landesgrenze; Schamers, Neuhaus, Neubystritz — Landesgrenze; Julienhain, Gratzen, Beneschau, Kaplitz, Krumau, Groschum, Prachatitz, Sablat, Winterberg, Bergreichenstein, Hartmanitz und wieder anschließend Eisenstein. Um Budweis, Böhmisch-Aicha, Paka und Sehndorf-Weska liegen deutsche Sprachinseln abgeschnitten im Gebiete des čechoslavischen Stammes, und hier muß auch an die oft sehr ansehnlichen Minderheiten deutscher Zunge im inneren Lande, wie in Prag, Pilsen und vielen anderen čechischen Städten erinnert werden.

Fast genau nach Südost, Südwest, Nordwest und Nordnordost gerichtete Linien theilen dieses deutsche Sprachgebiet nach vier Dialecten ab. Der čechische Streifen zwischen Stecken und Neuhaus, die Linie von Schüttenhofen und Eisenstein an die Landesgrenze, eine längere zwischen Jechnitz-Kolleschowitz, Lubenz-Rudig, Waltsch-Pomeisl, Duppau-Maschau, Warta-Klösterle, Schlackenwerth-Joachimsthal, Lichtenstadt-Abertham, Neudek-Bärringen, Schönlind-Frühbuß, Schönbach-Graslitz, ferner eine solche zwischen Oschitz-Liebenau, Wartenberg-Reichenberg, Grottau-Kratzau scheiden so vier Stücke ab, den Gebietstheil im Süden für das Baierisch-Österreichische, den im Westen für das Nordgauische (auch Ostfränkische genannt), den im Nordwesten und theilweise Norden für das Obersächsische und den zerstückelten Rest im Norden, Osten und Südosten für das Schlesische. Dem räumlichen Gebietsumfange und der Bevölkerungszahl nach sind das nordgauische und das obersächsische Stück fast gleich, ebenso wieder unter sich das schlesische und das baierisch-österreichische Stück; vom gesammten deutschen Sprachgebiete entfallen ungefähr zwei Sechstel auf das Nordgauische, zwei Sechstel auf das Obersächsische, je ein Sechstel auf das Schlesische und das Baierisch-Österreichische.

Das Obersächsische reicht von Graslitz längs des Erzgebirges und des Lausitzer Gebirges bis in die Gegend von Grottau und umfaßt, indem es um Klösterle seine Ausdehnung plötzlich südöstlich weitet, die Gelände der unteren Eger und (für Böhmen)

unteren Elbe mit den Flußgebieten der Biela und des Polzen. Das Schlesische beginnt am Jeschkenberg; sein Bereich zieht über die Hänge des Riesen- und des Adlergebirges und schließt noch die oben abgegrenzten Stücke bei Landskron (den nach Böhmen fallenden Theil des Schönhengstler Ländchens) und bei Stecken (die nördliche Hälfte der Iglauer Sprachinsel) ein. Dem Baierisch-Österreichischen fallen das Neubystritzer Gebietsstück, der Südrand des Landes, das Thal der oberen Moldau, wie der Osthang des südlichen Böhmerwaldes zu. Das Nordgauische endlich reicht in einem langen, aber schmalen Streifen von Eisenstein bis zum Tscherchowberg, umfängt aber hinter der Klentscher Sprachenge, wo das Čechoslavische fast bis an die Landesgrenze herantritt, ein nordwärts sich immer mehr weitendes Gebiet, die Flußgebiete der Mies, der Tepl und der mittleren Eger, und drängt am Erzgebirge aufwärts, von dem es nur einen schmalen Streifen für das Obersächsische freiläßt, den höchsten Kamm.

Zwei von diesen Dialecten gehören ganz und entschieden zum mitteldeutschen Sprachstamm, das Obersächsische und das Schlesische; sie halten in- und auslautendes p noch auf dem niederdeutschen Sprachstande, während es die oberdeutschen Dialecte zum pf verschoben. Ihre Hauptgebiete liegen jenseits der Landesgrenze an der mittleren Elbe und an der oberen Oder, im größeren Theile des Königreichs und der Provinz Sachsen und Ober- wie Niederschlesiens. Dem oberdeutschen Sprachstamme fallen die Mundarten im Süden zu, die als baierisch-österreichisch den Hauptstock ihrer Art in den Erzherzogthümern ob und unter der Enns, in Steiermark, Kärnten, Salzburg, Tirol, ferner in Ober- und Niederbaiern haben. Mitteldeutsch, doch mit Annäherung an das Reinoberdeutsche ist endlich das Nordgauische (Ostfränkische), dem über Böhmen hinaus die Oberpfalz vom Regen und von der Altmühl bis zur oberen Eger, vom Pegnitzlande bis zum Böhmerwalde zugehört.

Eine scharfe Abgrenzung der Dialecte ist für Böhmen (wie ja überhaupt) nur unter Vorbehalt möglich. Dort, wo zwei Dialecte aneinanderstoßen, findet gleichsam ein allmäliges Hinübergleiten aus dem einen in den anderen statt, es besteht eine Zone von Übergangsmundarten. Ein Theil hat noch mehr die Eigenheiten des einen Dialects neben Elementen des zweiten; der andere Theil weist mehr Charaktere des zweiten Dialects mit restlichen Spuren des ersten auf; jenen zählt man dann zum ersten Dialect, diesen dagegen zum zweiten, aber stets mit Betonung des Übergangscharakters. Der Typus eines Dialects muß stets in dessen Mitte gesucht werden. So bildet für das Nordgauische das Egerländische den Hauptkern; der Strich von Teplitz bis Tetschen gibt den reinsten obersächsischen Dialect; im Riesen- und im Adlergebirge erklingt das unverdorbenste Schlesisch und in der Gegend von Krumau bis Gratzen hört man die herrschende Sprachform des Österreichischen. Nach den im Innern liegenden Mundarten nur ist der Charakter eines

Dialects anzugeben. Bei der Vielzahl der Untermundarten kann bei gegebenem Raume selbstverständlich nur Einzelnes und Hervorstechendes besprochen werden.

Das Obersächsische stellt sich als der Dialect der engen Selbstlaute dar. Der Diphthonge sind wenige — ei, au und ein secundäres ou, ferner ein e mit Nachschlag (e^i) —, sie treten hinter der Masse der Einzelvocale auffällig zurück. Unter diesen herrschen wieder die a, e und i, also die Vocale der oberen Stimmlage, vor. Der Dialect erreicht dadurch eine gewisse Beweglichkeit, Flinkheit; er erscheint als Sprache einer fleißigen industriellen Bevölkerung aufgeweckten und zugreifenden Charakters. Durch die abgeschliffenen Endungen bei erhaltenen Vorsilben bekommt das Obersächsische einen jambischen Tonfall. Die Behandlung des ei, soweit es altem ei entspricht, scheidet das Gebiet in drei Haupttheile, je nachdem dafür helles a, e oder e^i gebraucht werden. Ersteres ist am eigentlichen Erzgebirge von Graslitz bis Katharinaberg, von hier über Brüx bis zur Sprachgrenze und westlich davon der Fall: die „klane Wasn wana drham“ = die kleinen Waisen weinen daheim. Dieses a führt vom Fränkischen, zunächst Vogtländischen zum eigentlichen (reinen) Obersächsisch hinüber, und man darf daher das eben umschlossene Gebiet für ein Übergangsgebiet nehmen. Die Mundart längs des oberen Erzgebirges schwelgt, da auch für au, ä, e und für o vor r oft das reine a eintritt, förmlich im a-Laute, was der „Reischdorfer Pferdehimmel“, ein dort landläufiges Volkslied, schon verräth, wenn es beginnt:

„Ach, dos sei˜ holt schwa̲re Zeitn
Bei uns a̲rmen schla̲chtn Leitn —
Wenn-mr schie in'n Himml wa̲r'n,
Dos wa̲r unsr gàn̲z Baga̲hrn.

Wenn-mr wa̲rn in'n Himml kumma,
Hot die Plog a End ganumma;
Darf mr a̲h ka˜ Fuhrwa̲rk treibn,
Ko˜ ban Weib drha̲me bleibn.“

Steigt man vom Gebirge herab in das flachere Land, so verschwindet diese Überwucherung, obwohl noch genug a-Laute selbst in der Saazer Gegend vorkommen. Dort singt ein Volksliedchen:

„'s Kathrl sitzt hintern Tisch,
Hànnlt mit Fledrwisch —
Bubn, läßt 's Kathrl geh˜,
's Kathrl is schee˜.“

Hier nähert sich — besonders im halbstädtischen Sprechen — die Mundart schon mehr der schriftdeutschen (ja auch einer Art obersächsischen) Sprache. Für gebirgisches: gieh˜, schie˜, gruß u. s. w. treten die: geh˜, schee˜, groß ein. Lautlich herrscht, wie schon erwähnt, der Gebirgsdialect ohne eigentliche Unterschiede von Graslitz bis Katharinaberg, und doch geht hier, nahe bei letzterem, ein tiefer Schnitt, eine wahre Volksscheide durch das Gebiet. Von Sebastiansberg, Kommotau und Postelberg westwärts wohnen die Leute des när (ner, nar, na, no = nur), von Katharinaberg und Brüx ostwärts aber die ock-Leute.

Dieses ock, ocke ist Schiboleth des echten Obersachsen und Schlesiers, steht und fällt mit ihnen; soweit när und dessen Abschleifungen gesprochen werden, ist man vom Schielen nach fränkischer oder baierischer Art nicht freizusprechen.

Kommt man von Görkau und Brüx in die Teplitzer Gegend, so ist man nicht mehr „drhame bei d'n Klanen", sondern schon „derheeme bei Kleenen". Dieses e begegnet uns auf der ganzen Strecke von hier über Aussig, Bensen und bis Schönlinde hinauf. Bis Böhmisch-Kamnitz hält auch a für (altes) au noch Stand: „mr tramt ah nuch mit offenen Aagn". Vom Elbeaustritt an aber bis nach Kreibitz und nordwärts hilft „och en offenes Oge" nicht vor einem „Trom" — da tritt also o ein. Der Polzenfluß und nach seiner Einmündung die Elbe halten ungefähr auch etliche andere Laute auseinander: westwärts gibt es noch „nain naie hairighe Frainde", ostwärts und nordwärts schon nur noch „noin noie hoirighe Froinde"; dort bleibt auch das gedehnte e, was es immer verträte, rein, hier dagegen findet es sich bereits mehrfach mit dem Nachschlage i (e^{i}, ej), auch — doch entschieden nicht regelmäßig — bei der Vertretung von altem ei. Wie der westliche Theil dieses Mittelgebietes spricht, verräth wohl das in der Teplitzer Gegend gesungene Volksliedchen:

„Unsr Vettr Jakub
Wullt ä Reiter werdn;
Hott er keenen Tschako nich,
Kunnt er keener werdn.

De Muttr nohm 'n Ufntupp,
Setzt 'n 'n Jakub uffn Kupp:
Reit, Jakub, reite,
'n Säbl on dr Seite."

Dazu vergleiche man ein Stücklein in der Mundart der nordöstlichen Seite:

„Ihr Nuppern, setzt oich har zu mir,
Ich wi oich jitz wos soon,
Wos sich vr hundrt Juhren schier
Bei uns hout zugetroon;
Es is, su soht ei àld Gerichte,
'ne ferchtrhàftighe Geschichte."

Einzelne, auf beschränkterem Gebiete vorkommende Mundarten heben sich in dieser Vielheit doch immerhin durch eigene Absonderlichkeiten heraus. So spricht man in der Gegend von Tetschen ein d für g, ähnlich wie manchmal in kindlicher Rede:

„Os ich vu drintn 'ruf d'màcht bi˜,
Begehnt mer Nazns Jörghe.
Ar fröjte mich: Wu gitt Er hi˜?
Ich jöjte: Ei 's Deberghe" — u. s. w.

Auch das „fröjte", „jöjte" hört man nur da; sonst lauten diese Worte gewöhnlich „frote", „jote" oder, wei in Windisch-Kamnitz und dort herum, „jorte", „frorte". Wenn hier g durch die Übergänge j, i, e zu r wurde, ist dieser letztere Laut in Peterswalde und

Alt-Ohlisch aus d (wenn es zwischen zwei Selbstlauten steht) herausgebildet: niera, Klera, Lara = nieder, Kleider, Leder. Rosendorf und Umgebung sprechen sehr oft u für a: suat (=sagte), wua (war), pua (paar); Schönlinde wieder ö für i: Böld, wöld u. s. w. Häufig und in mehreren Mundarten findet sich auch Ausfall des inlautenden r: Pfad (Pferd) u. a.

Der dritte Strich dieses obersächsischen Gebietes, der von Lobositz über Böhmisch-Leipa und Zwickau nach Rumburg hinauf, östlich bis nahe an den Jeschken reicht, hat fast regelmäßig e^{i} (ej) für altes ei und bietet von der Linie Zwickau-Hirschberg an auch schon den sonst im Obersächsischen nicht vorkommenden Laut a^{i} für gedehntes a = schrift-deutsches e = altem ë: ra^{i}cht, schla^{i}cht u. a. — ich fasse daher den ganzen Strich als Zone der ins Schlesische überführenden Mundarten. Die Volkssprache des westlichen Theiles kann eine Probe aus Böhmisch-Leipa vertreten:

„Wenn d'r Mensch zufriedn is,
Schmeckt 'n oh d'r Essigh süß.
Is sei˜ Harze sündn e^{i}ne,
Sei die Stube nou su kle^{i}ne
Und sei˜ Röckl nou su alt,
Nou su falsch die biese Walt —
Sieht ar ruhig nuf zum Himml."

Die Verschiedenheit der Sprache des östlichen Theiles mag eine Probe aus der Zwickauer Gegend darthun:

„Ougn host de wie Blouvalkn,
Wie su viel an'n Gartl stiehn,
Odr die nej thun v'rwalkn,
Ehnder ömmr schiener bliehn.

Guckst du, Madl, möt dann Ougn
En'n su ra^{i}cht eis Harze nei,
Dann wöll nischt mieh sustern tougn,
Möt d'r Ruhe ös 's vorbei."

Nicht gerade sehr verschieden vom Obersächsischen ist das Schlesische. Ein größerer Reichthum an Diphthongen, eine öfters andere Verwendung derselben für die Laute des Hochdeutschen gegenüber jenem scheinen noch die greifbarsten Unterschiede zu sein. Das Schlesische zeigt „eine gemüthliche Breite neben nicht engem Verstande", durch die vorgeschrittene Abschleifung der Worte „ein bequemes Sichgehenlassen" und doch wieder einen hastenden, ruhelosen, fleißigen Geist. Auf den zwei äußersten Flügeln dieses vom Jeschkenberg bis gegen Iglau reichenden, aber ziemlich schmalleibigen Sprachgebietes herrschen wieder Übergangsmundarten. Die des Jeschken- und Isergebirges schließt noch obersächsische Elemente aus ihrer westlichen Nachbarschaft in sich und der nach Böhmen fallende Theil der Iglauer Sprachinsel hat bereits merkbare Anklänge an den südlichen Nachbar, das Baierisch-Österreichische. Was zwischen diesen beiden Endstrichen wohnt, spricht (von zwei bis drei örtlichen Mundarten abgesehen) den reinen schlesischen Dialect,

der im Rhythmus vom Obersächsischen jedoch kaum absteht. Dieser Haupttheil umfaßt wieder etliche Gruppen von Mundarten, und zwar die des eigentlichen Riesengebirges von Rochlitz an bis Wekelsdorf und Starkstadt, die des Falken- und des Adlergebirges von Gießhübel bis Grulich, die des böhmischen Antheils vom Schönhengstler-Gau von Lichwe-Landskron bis Dittersbach-Brünnlitz. Die damit auf fünf gewachsenen Gruppen des Schlesischen scheiden sich erkennbar in der Deminutivform. Jeschken- und Isergebirge haben —l (Einzahl; ebenso Mehrzahl, beziehungsweise —ln), was eben noch obersächsisches Erbe ist; Riesen-, Falken- und Adlergebirge weisen —la (Einzahl; —lan Mehrzahl); der Schönhengstler Antheil bietet —la (Einzahl, aber —lich Mehrzahl) und der nordiglauische Inseltheil —al, —l (Einzahl; —la Mehrzahl). Das Riesen-, Falken- und Adlergebirge machen schließendes —en durchgehends zu einem —a, was in den anderen Gruppen gegenüber regelmäßigem —n (—en) nur nach Nasallauten vorkommt. Die mittleren zwei Gruppen scheiden die Laute für das aus altem i entsprungene e; das Riesengebirge hat nur a und e dafür, das Falken- und Adlergebirge (aber auch die Gruppe Jeschken-Isergebirge) bieten noch einen dritten Laut dafür im a^{i}. Anderseits fehlt der letzten Gruppe, der nordiglauischen, dieses a ganz, das sonst im Schlesischen (und im Obersächsischen) gemein ist, indem hier das süddeutsche e in seinen verschiedenen Aussprachen auftritt. Innerhalb jeder der fünf einzelnen Gruppen heben sich wieder aus der Anzahl der durch geringe Unterschiede bestimmten Untermundarten einige besonders ab. In der Jeschken-Isergruppe hört man z. B. in Buschullersdorf — freilich nur mehr im Munde älterer Leute — ein u für l.

Die Mundart Reichenbergs zeigt hervorstechend präjotirte Laute, d. h. Vocale, denen ein i kurz vorschlägt: ^{i}e (Ei), g^{i}älichn (jählings) u. s. w. Eine Probe von ihr gibt das alte Volksliedchen beim sogenannten Todaustreiben:

„Me^{i}, liewr Me^{i},
Beschier uns Kas und E^{i},
E^{i}ne gude Bottrmecke,
Daß mr könn de Kuchn kleckn!
Schie Haus, schie Haus,
Guckt e^{i}ne schiene Jumpfr 'raus,
Wörd sich wull bedenkn,
Wörd uns wull wos schenkn,
E^{i} Schouk, zwee Schouk,
Hundert Göldn drönne.
'n Tud hàbm—mr ausgetriebn,
'n Summer brenge mr wieder;
'n Me^{i} steckn mr ei de Aren
Daß mr reich und selig war'en."

Die Rochlitzer Mundart verräth sich durch die breite Aussprache des e, durch die Doppelbildung beim Deminutiv —ch—l (das heißt chen und lein — es vergleicht sich hierzu dieselbe Bildung in den Mundarten von Windisch-Kamnitz und Wernstadt —) und durch den Wortschatz als eine obersächsische, die somit hier eine Sprachinsel im Schlesischen bildet.

Von Rochlitz südostwärts beginnt das echte Schlesisch. Hier unterscheidet sich zunächst die Mundart des Hochgebirges von der des tieferen Landes. Der lustige Bursche von Schatzlar singt da:

„Wellt er'sch wessa, war ich bin?
Ich bin de luse Finke.
Wenn ich 's Geld versoffa ho',
Gieh 'ch ei's Bernla on trenke.

Ich schneid mer a Weidarittla o'
Ond gieh eim Dersla 'ruff on' no':
Ihr Leute, keeft mer en'n Basn o',
Daß ich Geld zum Saufn ho'."

Im Falkengebirge ist die Mundart Braunaus, als des größten Ortes, vorherrschend. Hier lautet zum Beispiel die erste Strophe im Hirtenliede eines Weihnachtspiels:

„O Freda iwar Freda!
Ihr Nockwarn, kommt on hiert,
Wos do of önsr Hede
F'r Wonderdengs passiert.

Es quom ofs Fald a Engl
Bei huher Mettnächt,
Dar song ons a Gesängla,
Doß eem das Harzla lächt."

Aus dem Braunauer Ländchen, das Andere nach der Mundart bereits zum nächsten ziehen, führt wegen des vorspringenden Čechengebietes die Sprachgrenze jenseits des Landes, durch das preußische Schlesien, zum Adlergebirge hinüber, dessen Mundarten sich durch ein öfter vorkommendes postjotirtes a (a^{i}) näher an die der Jeschken-Isergruppe stellen. Sonst ist aber die Sprache bis Grulich hinab rein schlesisch:

„Summ'rkerwla, fliegh aus,
Dei Hoisla briht" (brennt) „aus!
De Kendlan missa fästa,
's Brud leit ei'm Kästa;
's Blut loift aus d'r Renne
Die Kendlan lieghe drenne —
Flieghe weit ei's Länd!"

In der Mundart des Adlergebirges, seiner Heimat, dichtete Hieronymus Brinke, aus Tannorf bei Rokitnitz (1800 bis 1880). In bäuerlicher Haushaltung aufgewachsen, vervollständigte Brinke seine Volksschulkenntnisse durch das Lesen deutscher Classiker. Sein offenes Wesen und entschiedenes Auftreten verschafften ihm das Vertrauen seiner Landsleute, unter denen er durch 14 Jahre das Amt eines Gemeindevorstehers bekleidete, während seine eigentliche Beschäftigung, neben einer kleinen Wirthschaft, die Weberei war. Von seinen Gedichten, meist Gelegenheitssachen, seien angeführt: „Alte und neue Zeit",

„Tanzunterhaltung im Stadtsalon", „Ein Landbursch das erstemal im städtischen Theater", „Ein Gebirgsmann in Prag" und „Brinkes Testament".

Eine besondere Stellung nimmt jedoch die Mundart westlich von Landskron ein. Hier fehlt die Zusammenziehung des age, der wir schon im Obersächsischen begegneten und die auch im ganzen Schlesischen vorkommt (soon, seen, sojn oder sejn = sagen; in Hilbeten: sogn), und hier nur finden sich im Wortschatze eine ganze Reihe baierischer Idiotismen, so daß man vermuthen könnte, es liege hier Spracheinfluß des Baierischen vor, der freilich bald gar in der Überflutung des Schlesischen verschwinden wird.

Der böhmische Theil des Schönhengstler Gaues zeichnet sich vor den anderen schlesischen Mundarten durch weitgehenden Vorschlag von Vocalen vor anderen aus und übertrifft hierin noch bedeutend das Reichenbergische, da hier mehrere solcher Vorschlagslaute (e und u vor i, ü; i vor ö, ou) auftreten: wei, Huitla, Diörfla, Kiou = wie, Hitla = Hütlein, Dörflein, Kuh. Schon kleine Proben dieser Mundart weisen Fälle dieser Eigenart, so das kurze Liedchen aus Johnsdorf bei Leitomischl:

„Moadla, mach 's Thürla ziou,
's kumma Soldà'n,
Hobm schwoa'za Kapplich (Käppchen) off,
Wej de Krowà'n.

Moadla, schneid dich net, steich dich net,
's Messerla eit (ist) geschliffn; —
's Moadla hot Gald in'n Sàck
Eich ho 's drgriffm.

Wenn — m'r war'n Soldàdn sei˜,
War'n m'r lustigh reitn,
Wa.'n m'r gruine Röcklich trogn
Un Sabl à˜ d'r Seitn."

Vom Südende dieses deutschböhmischen Gebietes haben wir weit bis zum nächsten Strich, dem Nordtheile der Iglauer Sprachinsel. Da wundert es uns nicht, wenn wir hier eine andere Sprache hören, die nicht mehr richtig schlesisch ist, sondern bereits deutliche Anklänge an den südlichen Nachbardialect aufweist — in Stecken und seiner Umgebung weicht eben das Schlesische schon ziemlich in das Österreichische aus. Das Gleichniß vom verlornen Sohne erzählt die Mundart des Dorfes Schlappenz (als Probe dieser Gruppe) wie folgt: „Da Voda sigt 'n (den zurückkehrenden Sohn) schon von olla Weitn, sei˜ Herz wiard so g'rührt vor Lad, er rennt eahm z'gegn, follt eahm um an Hols und bussIt 'n o'. Da Suh˜ mant ejtzan: „Voda r ih hob me vagong wida 'n Himml und vor Enk, i bin net mehr werth, enka Suh˜ z'haß." Olla˜ da Voda loßt 'n gar net ausredn und sogt zu sein Knechtn: „G'schwind, breangts ma das beste Klad und zeagts eahm 's à˜, thout an Ring àn sei˜ Hand und Schouch on seine Fuß, breingts ah 's Mostkälbal her und steicht es o', denn d'r mei˜ Suh˜ wàr toud und is ejtzen wieda lebente wor'n, er wàr valoua'n und is wieda g'funna wor'n" — u. s. w.

Mit dem nächsten deutschen Gebietsstück an Böhmens Rand, mit dem von Neubystritz, treffen wir bereits das entschiedene Baierisch-Österreichische, das von hier — nur mit kurzer Unterbrechung bei Platz-Suchenthal, wo das Čechoslavische schmal nach Niederösterreich eindringt — den ganzen Süden des Landes bis hinauf über Hartmanitz und außerdem eine größere nahegelegene Sprachinsel (um Budweis) beherrscht. Das Baierisch-Österreichische läßt sich gegenüber den bisher behandelten zwei Dialecten bestimmt charakterisiren. Im Haupttypus zeigt dieser Dialect zumeist (dem Tone nach) fallende Diphthonge (ˊ◡), die Keime des Jodlers und überhaupt Ursache, daß die Sprache eine Art schleifenden Charakters erhält. Der Lautstand hegt nicht zu viel, nicht zu wenig Diphthonge; in ihnen und in den einfachen Selbstlauten wird auch ein Ausgleich in der Zahl der hohen (hellen) und tiefen deutlich. Ein helles a am Wortschluß gegenüber dem halbverschwommenen a der anderen Dialecte gibt neben den Schleiflauten ea, ia, oa und ua diesem Dialect etwas Freudiges, dem frohgemuthen Sinne des Stammes entsprechend, während sein sonstiger Bestand an Vocalen und vielen weichen Consonanten die Milde und leichte Singbarkeit begründet. Dem Baierisch-Österreichischen ist ein mehr trochäischer Schritt zuzuerkennen.



Hieronymus Brinke.

Auf seinem östlichen Flügel, um Neubystritz, sind noch leise schlesische Anklänge (ej für e und Ähnliches) zu vernehmen — Übergang aus dem Schlesischen. „Du olde Rumbumbl, — Du olde Lotern, — I hob di nur g'heirot — Zum Hejfa — ausschern" — singt der spöttische Jungehmann von Diebling (bei Neuhaus).

Absonderlich stellt sich in dieser Gruppe die Mundart von Tieberschlag (bei Königseck) dar. In dieser „uidelt" es, das heißt, man braucht den Laut ui für reinösterreichisches ua, ähnlich auch oft oi für oa und außerdem ou˜ für an, also: Schui', zui, Bui, hoiß, kloi˜, woiß, Hou˜, i kou˜ (Schuh, zu, Bube, heiß, klein, ich weiß, Hahn, kann).

Eine Probe:

„I hob' an Wold in d' Leitn g'saat,
Hot m'r 'n da böhmische Wind v'rdraht.
Böhmischa Wind, i bitt di schö˜
Läß m'r an Wold in da Leitn steh˜.
I sui (suche) 'n Wàld in einem fort,
Bis i' 'n hàb' g'fundn af an Ort" — u. s. w.

Ganz rein tritt das Baierisch-Österreichische von Gratzen an auf. Zwei Stufen sind jedoch im Dialect zu unterscheiden. Der Städter will sich feiner geben, er spricht für altes ei das Wiener (niederösterreichische) a, bei ihm „want da klane Bua". Die ländliche (richtigere) Mundart hat dafür oa — „da kloa˜ Bua woant". Im Allgemeinen heißt es aber in der Mittelstrecke unseres Gebietes nach der Art, wie das Österreichische weit herum gesprochen und typisch ist:

„I bin a Jagha'sbua,
I hob dö Deandln gearn,
Hiazt geht 's af d' Hochzeit zua
U˜ mia soll'n glückli wear'n.

U˜ hiazt sam-ma glückli,
Bricht koa˜ Load mehr ei˜,
Bis amàl da Schnee
Af unsrn Gràb wia'd sei˜." [1]

Bestimmt charakterisirt sind etliche Mundarten im südwestlichen Strich dieses Randtheiles. Um Oberplan wird vor den Nasalen das a oder o zu àu˜, das e zu ei˜ (ai˜). Dort lautet ein (auch anderwärts bekanntes) Spottlied:

„'s Bedlweibl wullt kilchföchtn geih˜,
's Bedlmannl wullt ah mid geih˜.
's Bedlmannl muaß z'Haus schö˜ bleibm,
Muaß Schüssl und Tala reibn,
Schüssl und Tala r is nit g'mua
Tisch und Beink ah dazua.
Wia 's Weibl vàn Kilgfölchten kimbt:
„„Nu, ma˜ Màu˜, warst recht g'schwind?""
„Drei Will hàu-n-i g'spunna schàu˜,
Do schau au˜, wos is kàu˜."
'n Bedlweibl wàr 's no nit g'mua',
Haut a'm Màu˜ tüchti zua" — u s. w.

Um Prachatitz findet sich eine Mundart, welcher die vocalische Erweichung des l im Deminutiv einen wunderbar milden Charakter verleiht.

[1] Strodenitz bei Budweis.

„Ba mein Diarnei ihr'n Fenſta
Scheint neamals kàa˜ Sunn,
Geht kàa˜ Landſtràßn vüar,
Nea˜ r a Steigei in d' Krumm;
Àwa drinn in ihr'n Stübei
Is 's ſo hübſch und ſo fei˜,
Daß 's mi' ziemt, i möcht àll' bei',
Jà, àllabei drinn ſei˜."

Von Winterberg bis Hartmanitz hat die Mundart neben niederbaieriſchen Elementen (ui für eu, hr für r im Anlaut) auch ſchon ſolche aufgenommen, die das Nordgauiſche dies- und jenſeits des Waldes vorſchiebt; die Mundart dieſer Strecke bildet darnach den Übergang zu letzterem Dialect. Dort herum begrüßt man ſich zu Neujahr:

„Brüadrl, nuis Gohr, nuis Gohr!
's Chriſtkindl liegt im g'röß'tn Hor.
Longs Löbm, longs Löbm
Und an Beidl vul Göld danöbm
Und an ſchein Màu˜ danöbm
Und a hrächts Wei danöbm
Und hübſch vül Schläg danöbm
Und àll ma˜ Liab danöbm!"

Von Hartmanitz iſt nicht ſehr weit nach Eiſenſtein; hier tritt uns eine andere Mundart entgegen, die in einen neuen, den vierten Dialect Deutſchböhmens, in das Nordgauiſche (Oſtfränkiſche) überführt.

Das Nordgauiſche iſt ein breiter, ſchwerer, vocalreicher und weicher Dialect, der vor Allem die Dehnung betonter Silben weit über das Maß des Schriftdeutſchen hinaus liebt, aber zum Gegengewicht unbetonte Worte und Silben vernachläſſigt und unterſchlägt. Das n und r des Wortſchluſſes wird faſt immer in einen dumpfen, gleichſam nur halb geſprochenen vocaliſchen Laut aufgelöſt. Bezeichnend iſt die Vertretung aller alten Längen und Diphthonge durch Zweilaute: àu, äi; ài; ei oder öi; ou für lange a und o, ä und e, für alte ei, ie und üe, uo. Durch Wegwerfen des tonloſen e in allen Bildungsſilben gewinnt der Dialect viel ſchwere Silben (er iſt die Sprache des hart arbeitenden Landmanns) und bewegt ſich — im Sinne eines früher gebrauchten Bildes — mehr im ſpondäiſchen Schritt. So ſingt der Burſche des Egerlandes, wo der Kern dieſes Dialects zu ſuchen iſt, im langgezogenen Tone das Nationallied ſeiner Heimat, den „ſchmol'n Rài˜": „Gäih i üwa r an ſchmol'n Rài˜" (vergleiche Seite 555).

Die Egerländer Mundart wird vielleicht am häufigſten unter allen anderen deutſchböhmiſchen für volksthümliches Schriftthum verwendet. Am beſten erfaßte Wort und Art des Egerlandes der Egerer Volksdichter Dr. J. J. Lorenz (1807 bis 1860); in neuerer Zeit veröffentlichte Clemens Graf Zedtwitz-Liebenſtein (1814 geboren) mehrere Bändchen Gedichte in dieſer Mundart.

Im Allgemeinen herrſcht dieſe Form des Dialects nur im oberen Egerthal bis unter Elbogen. Südöſtlich und ſüdlich davon finden ſich Mundarten, die ſich durch die Behandlung der Selbſtlaute vor Naſalen und vor verbundenem r wenig unterſcheiden.

Schon von Sandau an werden da die Egerländer Laute etwas dumpfer gesprochen; man hört nicht mehr äi˜, àa˜ und ea˜, sondern schon ui˜, ua˜ und ia˜. Egerländischem „ah da Màa˜ wàint, seahnt a si nàu dahàam" — antwortet um Tepl, Mies, Staab und Bischofteinitz ein: „Da Mua˜ wuint, siahnt a si' nàu dahuam." Von Plan hinab bis Hostau werden die egerländischen „Gearschtn, Hearz" zu „Garschtn und Harz". Von Tepl bis Neumarkt herrschen die är für ir und ür — dort gibts nur „därr Bärkn" (dürre Birken), aber neben ar für or doch noch mehr or, wie dies auch von Tuschkau bis Staab und Bischofteinitz vorkommt. Dagegen „sargt" das Bauernweib von Plan über Pfraumberg und hinunter, wo sie „margn an Karr" (Korb) hernimmt, während ihre Nachbarin von Sandau bis Karlsbad sich für „murgn üm aran Kuar' surgt". Aus diesen Gruppen heben sich einzelne Mundarten noch besonders von den nächsten ab. Die von Tachau Stadt schwebt in den hohen Lauten au und ei (sonst àu, ou und äi); dem Tachauer Burschen wird gerathen:

„Hans'lbau', Hans'lbau',
Nimm die schei˜ Eisa! (Eva)
Haut sie hauch Stöcklschau
U˜ rauda Reisla.
Brich sie o, brich sie o',
Steck s' margn a'm Haud."

Die Mundart von Ronsperg kennt kein àa˜ vor Nasalen, nur o˜: Mo˜, davo˜, Bo˜ = sonst allgemein Moa˜, davoa˜, Boa˜. Die der Chotieschauer Herrschaft erweicht d (schriftdeutsches d und t) zwischen langem und kurzem Vocal zu r (eine Erscheinung, die uns schon im Obersächsischen begegnete). Der Littitzer Bursche singt also z. B.:

„Bàl gros' i' a'm 'Àcka,
Bàl wiera (wieder) a'm Rui˜;
Bàl how i a Màidrl,
Bàl bin i alui˜.

Wos hülft mia' ma˜ Gros'n,
Wenn d' Sichl necks schneid't —
Wos hülft mia r a Màidrl,
Wenn 's nea˜t ba mia bleitt?"

Die Ascher Mundart kennzeichnen breite ä für e: läbm, Läda u. s. w. (Leben, Leder).

Im Gebiete dieses Mundartenkreises erscheinen zwei Sprachinseln, in welche durch Bergleute vom Erzgebirge obersächsische Sprache mitgebracht wurde, deren Spuren

(wahrscheinlich letzte Reste) deutlich zu erkennen sind. Das Bergstädtegebiet um Schlaggenwald (besonders Lauterbach) und die Stadt Mies weisen, ersteres neben nordgauischem äi für altes ei auch a und für in- und auslautendes pf theils pf, theils aber pp auf, diese hat wohl das pp gegen pf verloren, aber dagegen regelmäßig das a erhalten.

Fester bewahren die an das Obersächsische unmittelbar anstoßenden nördlichen und östlichen Grenzstriche diese zwei benannten Charaktermerkmale desselben — pp für in- und auslautendes pf, a für altes ei, doch mit dem Unterschied, daß die äußere Zone (Neudeck bis Schlackenwerth, Waltsch mit Jechnitz) beide Fälle, die innere Zone (Bleistadt, Karlsbad, Petschau, Theusing, Manetin) nur mehr das pp (aber regelmäßig), nicht aber auch das a hat. In allen zwei Zonen dagegen und ziemlich verbreitet kommen vor r jene hellen (kreischenden) Laute a ä für die sonst im Dialect gebräuchlichen à e und i ü vor. Aus diesem Übergangsgebiete gibt etwa folgende Probe den gewöhnlichen Lautklang:

„Ham soll i gäih˜,
Dàu (da) soll i bleibm,
Meina Mutta soll i d' Erdäppl reibm.

Ham gäih i net,
Dàu (da) bleiw i net,
's sänn meine Freud d' Erdäppl net."

Örtlich charakterisirt sind unter den mehreren Mundarten dieser Zone zum Beispiel die Neudecker, in der (obersächsisches) a für e aus i eintritt und jedes r vor anderem Mitlaut oder am Schlusse ungesprochen bleibt (Du'scht, Ha'z, wà' = Durst, Harz, war), die Jechnitzer, welche aus anlautendem pf ein gf macht (Gfär, Gfund, Gfingstn = Pferd, Pfund, Pfingsten), und die von Waltsch und Scheles, welche letzteren Laut auch kennen, daneben aber noch l (außer im Anlaute) zu einem i oder fast wie i klingendem e umbilden (Schui, Stui, Woid, koid u. s. w. = Schule, Stuhl, Wald, kalt). In Jechnitz wird nebenbei auch das nordgauische öi (= altem Diphthonge ie) hell wie äi gesprochen.

Wie in Nord und Nordost, schließt sich auch im Süden ein Übergangsdialect an das Nordgauische an, jener nämlich im Strich von Wasserstuppen bis Eisenstein hinunter, der Übergang ins Baierisch-Österreichische. Hier treten, je südlicher, desto häufiger, neben den nordgauischen Diphthongen öi und ou (für alte ie, üe — uo), deren aber einige noch bleiben, schon die im Baierischen dafür gebrauchten ia und ua auf (neben: Löid [Licht], wöi, Bou', Groubm schon auch: Diab, Lieb, Muada, Schual), ebenso neben den àu und äi für alte lange a, o und e, ä, ö die bairischen a, o — o — e, ä (a) und ö; ferner findet sich hier das (unter dem baierischen Dialect schon erwähnte) niederbaierische ui für iu (eu) und ie. Den Typus dieser Mundartenreihe könnte etwa das Lied „Laud' is 's, wenn d' Rössa schäi˜ g'ströckt", beim sogenannten „Pfingstlrennen" darthun (vergleiche Seite 578).

Eigens stellen sich in diesem Übergangsstrich die Mundarten von Völlmau, Prennet und Neumark, wo sonstige ei (= altem î) zu ä, die au dagegen zu au und o werden:

„Ma˜ Hearzl is frisch,
I leg 's ossa (heraus) r a'm Tisch
Und läu tuif äne (hinein) grobm,
O mei˜ Schatz, mogst me hobm?" —

Frisch und offen bis in den innersten Herzensgrund — so schließen wir unsere Skizze ab — frisch und offen wie seine Sprache und sein Lied ist auch des deutschen Stammes ganze Art — „O mei˜ Land, mogst me hobm?"

